

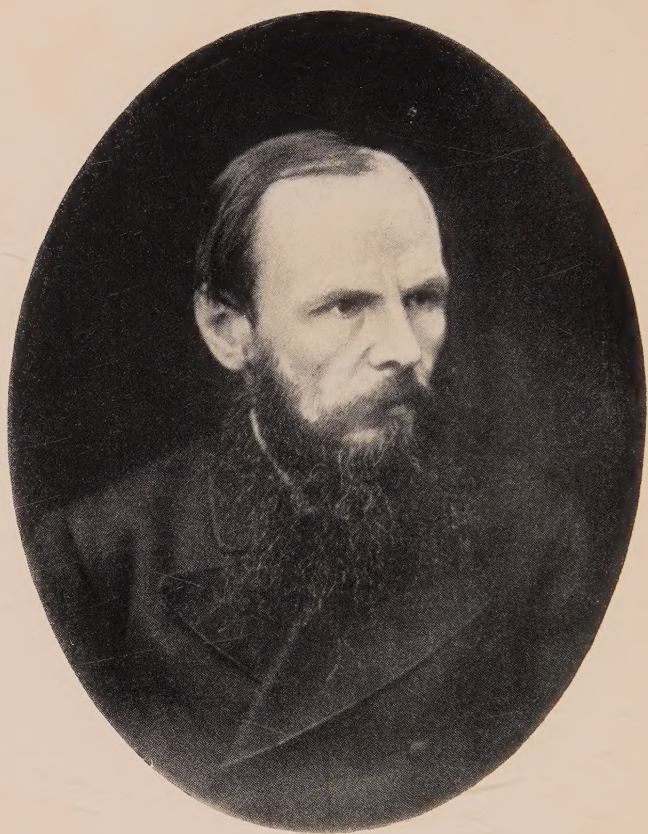








Digitized by the Internet Archive
in 2024



F. M. Dostojewski
Petersburg 1879

F. M. Dostojewski Briefe

Mit
Porträts
Facsimiles
und
Ansichten

R. Piper & Co. Verlag
München 1914

Übersetzung von Alexander Glasberg. Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1914 by R. Piper & Co., Verlag, München.

V o r w o r t

Eine vollständige Sammlung von Briefen Dostojewskijs existiert heute noch nicht. Der erste Band der ersten Gesamtausgabe von Dostojewskijs Werken (St. Petersburg, 1883) enthält nur eine Auswahl, die in den späteren Auflagen überhaupt fehlt. Eine Reihe von Briefen, die in diese Sammlung aufgenommen werden sollten, wurde im letzten Augenblick von der Witwe des Dichters zurückbehalten; die Korrekturabzüge werden in einer versiegelten Mappe im Moskauer Dostojewskij-Museum verwahrt.

Vorliegender Ausgabe liegt das Buch von W. I s c h e -
s c h i c h i n: „Dostojewskij in der Erinnerung der Zeitgenossen,
in seinen Briefen und Notizen“ (Moskau, 1912), zugrunde.
Die Briefe XXXVIII, XLIV, L, LVI und LVIII unseres
Bandes, die in dieser Sammlung fehlen, habe ich der histo-
rischen Monatschrift „Rußkaja Starina“ entnommen; die bei
Iščeschichin unvollständig wiedergegebenen Briefe XXXIX,
XLVI, XLVIII und LIX habe ich ergänzt.

Dem Werke Iščeschichins wurden auch eine Anzahl der An-
merkungen sowie die Erinnerungen der Zeitgenossen im „An-
hang“ entnommen. Weitere Erinnerungen an Dostojewskij
— von seinem Bruder Andrej und Nikolaj Strachow — finden
sich in Bd. 11 und 12 der im gleichen Verlag erscheinenden
Gesamtausgabe von Dostojewskijs Werken.

Eine ausführliche, zum Teil auf noch unbenütztem Material
beruhende Biographie Dostojewskijs bereite ich vor; sie wird
im gleichen Verlag, voraussichtlich 1915, erscheinen.

A. E.

Ihre Notlage berücksichtigen und gänzlich auf See verzichten; ich will Sie daher nur um das Allernotwendigste bitten: um sechzehn Rubel für zwei Paar einfacher Stiefel. Ferner: ich muß ja meine Sachen, wie Bücher, Schuhwerk, Schreibzeug und Papier usw., irgendwo verwahren. Ich brauche für diesen Zweck einen Koffer, denn im Lager gibt es keine anderen Bauten als Zelte. Unsere Betten sind mit Leintüchern bedeckte Strohbindel. Nun frage ich Sie, wie ich ohne Koffer alle meine Sachen verwahren soll? Sie müssen wissen, daß der Fiskus sich gar nicht darum kümmert, ob ich einen Koffer habe oder nicht. Denn die Examina sind bald zu Ende, und dann brauche ich ja keine Bücher; der Fiskus sorgt für meine Equipierung, folglich brauche ich auch keine Stiefel usw. Wie soll ich mir aber ohne Bücher die Zeit vertreiben? Die Stiefel, mit denen uns der Fiskus versorgt, sind so schlecht, daß drei Paar davon in der Stadt für kaum ein halbes Jahr reichen.

[Es folgt eine weitere Aufzählung der notwendigen Anschaffungen.]

Von Ihrer letzten Sendung habe ich mir fünfzehn Rubel zurückgelegt. Sie sehen also selbst, lieber Papa, daß ich unbedingt noch fünfundzwanzig Rubel brauche. Anfang Juni verlassen wir das Lager. Wenn Sie also Ihrem Sohne in seiner bitteren Not beistehen wollen, so schicken Sie ihm dieses Geld zum 1. Juni. Ich wage nicht, auf meiner Bitte zu bestehen; ich verlange nicht zu viel, doch mein Dank wird grenzenlos sein.

II

An den Bruder Michail, Petersburg, den 9. August 1838

[Der Brief beginnt mit Erklärungen, warum D. seinem Bruder so lange nicht geschrieben hat: er hat keine Kopeke Geld gehabt.]

Es ist wahr, ich bin faul, sehr faul. Was soll ich aber tun, wenn das ewige Faulenzen meine einzige Bestimmung im Leben ist? Ich weiß nicht, ob meine trüben Gedanken mich je verlassen werden. Dem Menschen ist ja nur dieser einzige

Seelenzustand beschrieben: die Atmosphäre seiner Seele besteht aus einer Vermengung des Himmlischen mit dem Irdischen: welch ein unnatürliches Kind ist also der Mensch; denn das Gesetz der geistigen Natur ist in ihm verletzt . . . Unsere Erde erscheint mir als ein Fegefeuer für himmlische Geister, die von sündigen Gedanken getrübt worden sind. Mir scheint, daß unsere Welt eine negative Größe geworden ist und daß alles Erhabene, Schöne und Geistige sich in eine Satire verwandelt hat. Wenn nun in dieses Bild eine Person gerät, die weder in der Idee noch im Effekt mit dem Ganzen übereinstimmt, mit einem Worte eine ganz unbeteiligte Person, was kann da aus dem Bilde werden? Das Bild ist verdorben und kann nicht weiter bestehen.

Wie schrecklich ist es aber, nur die raue Hülle, unter der das Weltall verschmachtet, zu sehen! Zu wissen, daß eine einzige Anspannung des Willens genügt, um diese Hülle zu sprengen, um mit der Ewigkeit eins zu werden; dies alles zu wissen und dabei wie die letzte der Kreaturen zu leben . . . Wie schrecklich! Wie kleinmütig ist der Mensch! Hamlet! Hamlet! Wenn ich an seine aufrührerische wilde Rede denke, in der das Stöhnen der ganzen erstarrten Welt wiederklingt, so entringt sich meiner Brust kein einziger Vorwurf, kein einziger Seufzer . . . Die Seele ist dann so sehr von Gram bedrückt, daß sie sich scheut, diesen Gram ganz zu erfassen, um sich selbst nicht zu zerfleischen. Pascal hat einmal gesagt: Wer gegen die Philosophie protestiert, der ist selbst Philosoph. Eine armselige Philosophie!

Ich habe mich aber verplaudert. Von allen deinen Briefen habe ich außer dem allerletzten nur zwei bekommen. Nun, Bruder, du klagst über deine Armut. Auch ich bin nicht reich. Du wirst mir wohl gar nicht glauben wollen, daß ich beim Auszug aus dem Lager nicht eine Kopeke hatte; unterwegs habe ich mich erkältet (es regnete den ganzen Tag und wir waren ohne Obdach), bin auch vor Hunger erkrankt, und hatte dabei kein Geld, um mir die Kehle mit einem Schluck Tee anzufeuchten. Ich habe mich später erholt, litt aber im Lager die bitterste Not, bis endlich das Geld von Papa kam. Ich bezahlte meine Schulden und verbrauchte den Rest.

[D. ergeht sich noch weiter über die Lage des Bruders und seine eigenen Geldschwierigkeiten.]

Es ist aber Zeit, von etwas anderem zu sprechen. Du rühmst dich, daß du soviel Bücher gelesen hast . . . Bilde dir aber bitte nicht ein, daß ich dich darum beneide. Auch ich habe in Peterhof mindestens ebensoviel gelesen wie du. Den ganzen Hoffmann russisch und deutsch (d. h. den noch nicht übersetzten Rater Murr), und fast den ganzen Balzac. (Balzac ist groß! Seine Charaktere sind Schöpfungen eines weltumfassenden Geistes! Nicht der Zeitgeist, sondern ganze Jahrtausende haben in ihrem Ringen in der Seele des Menschen eine solche Entwicklung und Lösung gezeitigt!) Ferner Goethes Faust, seine kleineren Gedichte, Polewojs Geschichte, Ugolino und Undine (über Ugolino will ich dir ein anderes Mal ausführlicher schreiben); schließlich Victor Hugo (außer Cromwell und Hernani).

Lebe wohl. Schreibe mir bitte möglichst oft, denn deine Briefe sind mir eine Freude und ein Trost. Beantworte diesen Brief sofort. Ich erwarte deine Antwort in zwölf Tagen. Spätestens. Schreibe mir, damit ich nicht verschnarche.

Dein Bruder F. Dostojewskij.

Ich habe ein neues Projekt: verrückt zu werden. Mögen sich nur die Leute wie wild gebärden, mögen sie mich kurieren, mögen sie versuchen, mich vernünftig zu machen! Wenn du den ganzen Hoffmann gelesen hast, so kannst du dich gewiß an Alban erinnern. Wie gefällt er dir? Es ist schrecklich, einen Menschen zu sehen, der das Unfaßbare in seiner Macht hat, der nicht weiß, was damit anzufangen, und mit einem Spielzeug spielt, welches Gott heißt!

III

An den Bruder Michail, Petersburg, den 31. Oktober 1838

Wie lange habe ich dir nicht geschrieben, lieber Bruder. Das böse Examen! Es hinderte mich, dir und Papa zu

1830

Green x

1
 2
 3
 4
 5
 6
 7
 8
 9
 10
 11
 12
 13
 14
 15
 16
 17
 18
 19
 20
 21
 22
 23
 24
 25
 26
 27
 28
 29
 30
 31
 32
 33
 34
 35
 36
 37
 38
 39
 40
 41
 42
 43
 44
 45
 46
 47
 48
 49
 50
 51
 52
 53
 54
 55
 56
 57
 58
 59
 60
 61
 62
 63
 64
 65
 66
 67
 68
 69
 70
 71
 72
 73
 74
 75
 76
 77
 78
 79
 80
 81
 82
 83
 84
 85
 86
 87
 88
 89
 90
 91
 92
 93
 94
 95
 96
 97
 98
 99
 100
 101
 102
 103
 104
 105
 106
 107
 108
 109
 110
 111
 112
 113
 114
 115
 116
 117
 118
 119
 120
 121
 122
 123
 124
 125
 126
 127
 128
 129
 130
 131
 132
 133
 134
 135
 136
 137
 138
 139
 140
 141
 142
 143
 144
 145
 146
 147
 148
 149
 150
 151
 152
 153
 154
 155
 156
 157
 158
 159
 160
 161
 162
 163
 164
 165
 166
 167
 168
 169
 170
 171
 172
 173
 174
 175
 176
 177
 178
 179
 180
 181
 182
 183
 184
 185
 186
 187
 188
 189
 190
 191
 192
 193
 194
 195
 196
 197
 198
 199
 200
 201
 202
 203
 204
 205
 206
 207
 208
 209
 210
 211
 212
 213
 214
 215
 216
 217
 218
 219
 220
 221
 222
 223
 224
 225
 226
 227
 228
 229
 230
 231
 232
 233
 234
 235
 236
 237
 238
 239
 240
 241
 242
 243
 244
 245
 246
 247
 248
 249
 250
 251
 252
 253
 254
 255
 256
 257
 258
 259
 260
 261
 262
 263
 264
 265
 266
 267
 268
 269
 270
 271
 272
 273
 274
 275
 276
 277
 278
 279
 280
 281
 282
 283
 284
 285
 286
 287
 288
 289
 290
 291
 292
 293
 294
 295
 296
 297
 298
 299
 300
 301
 302
 303
 304
 305
 306
 307
 308
 309
 310
 311
 312
 313
 314
 315
 316
 317
 318
 319
 320
 321
 322
 323
 324
 325
 326
 327
 328
 329
 330
 331
 332
 333
 334
 335
 336
 337
 338
 339
 340
 341
 342
 343
 344
 345
 346
 347
 348
 349
 350
 351
 352
 353
 354
 355
 356
 357
 358
 359
 360
 361
 362
 363
 364
 365
 366
 367
 368
 369
 370
 371
 372
 373
 374
 375
 376
 377
 378
 379
 380
 381
 382
 383
 384
 385
 386
 387
 388
 389
 390
 391
 392
 393
 394
 395
 396
 397
 398
 399
 400
 401
 402
 403
 404
 405
 406
 407
 408
 409
 410
 411
 412
 413
 414
 415
 416
 417
 418
 419
 420
 421
 422
 423
 424
 425
 426
 427
 428
 429
 430
 431
 432
 433
 434
 435
 436
 437
 438
 439
 440
 441
 442
 443
 444
 445
 446
 447
 448
 449
 450
 451
 452
 453
 454
 455
 456
 457
 458
 459
 460
 461
 462
 463
 464
 465
 466
 467
 468
 469
 470
 471
 472
 473
 474
 475
 476
 477
 478
 479
 480
 481
 482
 483
 484
 485
 486
 487
 488
 489
 490
 491
 492
 493
 494
 495
 496
 497
 498
 499
 500
 501
 502
 503
 504
 505
 506
 507
 508
 509
 510
 511
 512
 513
 514
 515
 516
 517
 518
 519
 520
 521
 522
 523
 524
 525

[illegible]

Brief Dostojewskis an seinen Bruder Michail
9. August 1838

schreiben und J. N. Schidlowstij¹⁾ aufzusuchen. Und was kam dabei heraus? Ich bin doch nicht versezt worden. O Grauen! Noch ein Jahr, ein ganzes Jahr in diesem Jammer zu leben! Ich hätte nicht so sehr gewütet, wenn ich nicht wüßte, daß ich einer Gemeinheit, einer puren Gemeinheit unterlegen bin! Der Mißerfolg hätte mich nicht so sehr betrübt, wenn nicht die Tränen des armen Vaters in meiner Seele brennten. Ich habe bisher nicht gewußt, was beleidigter Ehrgeiz bedeutet. Wenn sich dieses Gefühl meiner bemächtigt hätte, müßte ich wohl erröten . . . Doch weißt du: nun habe ich wirklich Lust, die ganze Welt auf einmal zu zermalmen . . . Ich habe so viel Zeit vor dem Examen verloren, bin dabei krank und elend geworden, habe das Examen im wahren und vollen Sinne des Wortes bestanden und bin doch sitzengeblieben . . . So wollte es der Lehrer für Algebra, dem ich einmal im Laufe des Lehrjahres einige Grobheiten gesagt habe, und der jetzt so gemein war, es mir zu vergelten, indem er mir damit den Grund meiner Nichtversezung erklärte . . . Bei zehn ganzen Punkten hatte ich im Mittel neuneinhalb und bin trotzdem sitzengeblieben . . . Zum Rußuck! Wenn ich leiden muß, so werde ich eben leiden . . . Ich will für diese Erörterungen kein Papier verschwenden, denn ich habe auch so selten Gelegenheit, mit dir zu sprechen.

Mein Freund! Du philosophierst wie ein Dichter. Ebenso wie die Seele nicht gleichmäßig im Zustande der Begeisterung bleiben kann, so ist auch deine Philosophie nicht richtig und nicht gleichmäßig. Um mehr zu w i s s e n , muß man weniger f ü h l e n und umgekehrt; dein Urteil ist voreilig, es ist ein Delirium des Herzens. Was willst du mit dem Wort w i s s e n sagen? Natur, Seele, Liebe und Gott erkennt man mit dem Herzen und nicht mit der Vernunft. Wären wir Geister, so wohnten wir in der Sphäre jener Idee, über der unsere Seele schwebt, wenn sie sie erraten will. Wir sind aber erdgeborene Menschen und müssen die Idee erraten, können sie aber nicht

¹⁾ Nikolai Schidlowstij, Beamter im Finanzministerium, schrieb hochtrabende Gedichte abstrakt-idealistischen Inhalts. Kam später infolge Trunksucht ganz herunter.

von allen Seiten zugleich erfassen. Der Leiter des Gedankens durch die vergängliche Hülle ins Innere der Seele heißt Vernunft. Die Vernunft ist eine materielle Fähigkeit; doch die Seele oder der Geist leben von den Gedanken, die ihnen das Herz zuflüstert. Der Gedanke wird in der Seele geboren. Die Vernunft ist ein Werkzeug, eine Maschine, die vom seelischen Feuer angetrieben wird. Wenn die Vernunft des Menschen (das ist wieder ein Kapitel für sich) in das Gebiet des Wissens eindringt, so wirkt sie unabhängig vom G e f ü h l und folglich auch vom H e r z e n. Wenn aber das Ziel der Erkenntnis die Liebe oder die Natur ist, so beginnt hier das ureigenste Gebiet des H e r z e n s. Ich will nicht mit dir streiten, will aber bemerken, daß ich deine Ansichten über Poesie und Philosophie nicht teile. Die Philosophie darf nicht als eine gewöhnliche mathematische Gleichung, in der die Natur die Unbekannte ist, betrachtet werden! Merke dir, daß der Dichter im Augenblicke der Begeisterung Gott erfäßt, folglich die Aufgabe eines Philosophen erfüllt. Folglich ist die poetische Begeisterung nichts anderes als philosophische Begeisterung. Folglich ist die Philosophie nichts anderes als Poesie, als eine höhere Stufe von Poesie! Es ist sonderbar, daß du im Sinne der heutigen Philosophie urteilst. Wieviel sinnlose philosophische Systeme sind letzters in den gescheiterten und feurigsten Köpfen geboren! Um aus diesem bunten Haufen ein richtiges Resultat zu gewinnen, muß man alles einer mathematischen Formel unterordnen. Das sind eben die Gesetze der heutigen Philosophie. Ich habe mich aber verplaudert. Wenn ich auch deine schlappe Philosophie für unmöglich halte, halte ich es doch für möglich, daß meine Einwendungen nicht minder schlapp sind; ich will dich also damit nicht weiter plagen.

Bruder, es ist so traurig, ohne Hoffnung zu leben! Wenn ich vorwärts schaue, so graut es mir vor der Zukunft. Ich schwebe in einer kalten arktischen Atmosphäre, in die kein einziger Sonnenstrahl dringt. Ich habe seit langer Zeit keinen einzigen Ausbruch von Begeisterung erlebt. . . Dafür befinde ich mich im gleichen Zustand wie der Gefangene von Chillon nach dem Tode seiner Brüder. Der Paradiesvogel der Poesie

wird mich wohl nie wieder besuchen, wird nie wieder meine erstorene Seele erwärmen. Du sagst, ich sei verschlossen; alle meine früheren Träume haben mich aber schon längst verlassen, und von jenen herrlichen Arabesten, die ich einst geschaffen, ist die ganze Vergoldung abgefallen. Alle Gedanken, die früher mit ihrem Strahl meine Seele und mein Herz entzündeten, haben nun ihr Feuer und ihre Wärme eingebüßt, oder mein Herz ist erstarrt, oder . . . Es graut mir, diesen Satz fortzusetzen. Ich will nicht gestehen, daß alles Vergangene nur ein Traum, ein goldener bunter Traum gewesen ist.

Bruder, ich habe dein Gedicht gelesen. Es hat einige Tränen aus meiner Seele herausgepreßt und sie für eine Zeitlang im Banne der Erinnerungen eingelullt. Du sagst, daß du eine Idee für ein Drama hast. Ich freue mich darüber. Schreibe doch dein Drama. Wenn du nicht diese letzten Krumen vom paradiesischen Mahle hättest, was bliebe dir dann noch vom Leben übrig? Es tut mir leid, daß ich in der vorigen Woche Iwan Nikolajewitsch [Schidlowstij] nicht aussuchen konnte; ich war krank. Hör einmal. Mir scheint, daß die Begeisterung des Dichters auch vom Ruhm begünstigt wird. Byron war ein Egoist; sein Streben nach Ruhm war kleinlich. Doch der bloße Gedanke, daß deiner Begeisterung dereinst irgendeine schöne, erhabene Menschenseele aus dem Staube zur Himmels-höhe folgen wird; der Gedanke, daß jene Zeilen, über denen du geweint hast, von deiner Begeisterung wie von einem himmlischen Sakrament geheiligt sind und daß über den gleichen Zeilen auch die späteren Geschlechter weinen werden, dieser Gedanke ist — davon bin ich überzeugt — manchem Dichter sicher auch in Augenblicken höchster schöpferischer Begeisterung gekommen. Das Geschrei des Pöbels ist aber hohl und nichtig. Mir fallen gerade die Verse Puschkins ein, in denen er den Pöbel und den Dichter beschreibt:

So laß das blöde Volk, dein Werk verlästernd, schrein,
Und den Altar, darauf dein Feuer loht, bespein,
Und kindischen Übermuts den Dreifuß dir erschüttern . . .
Wundervoll, nicht wahr? Lebe wohl.

Dein Freund und Bruder F. Dostojewskij.

Ja! Teile mir bitte mit, worin die Hauptidee des Wertes von Chateaubriand „Génie du Christianisme“ besteht. Ich las neulich im „Syn Otetschestwa“ einen Aufsatz des Kritikers Nisard über Victor Hugo. Wie wenig halten doch von ihm die Franzosen! Wie niedrig schätzt Nisard seine Dramen und Romane ein! Sie sind ungerecht gegen ihn, und Nisard (wenn er auch sonst gescheit ist) redet Unsinn. Teile mir auch noch den Hauptgedanken deines Dramas mit: ich bin überzeugt, daß er herrlich ist.

Der arme Vater tut mir leid! Er hat einen so merkwürdigen Charakter. Wieviel Kummer hat er schon erlebt. Es ist so bitter, daß ich ihn mit nichts trösten kann! Weißt du übrigens: Papa steht der Welt ganz fremd gegenüber. Er hat schon fünfzig Jahre in der Welt gelebt und hat dabei die gleiche Meinung von den Menschen bewahrt, die er vor dreißig Jahren hatte. Diese selige Unwissenheit! Doch die Welt hat ihn enttäuscht, und ich glaube, daß es unser aller Schicksal ist. Lebe wohl.

IV

An den Bruder Michail, Petersburg, den 1. Januar 1840

Ich danke dir von Herzen, mein guter Bruder, für deinen lieben Brief. Ich bin doch ein ganz anderer Mensch als du; du kannst dir gar nicht vorstellen, wie angenehm mir das Herz bebt, wenn man mir einen Brief von dir bringt; ich habe mir eine neue Art von Genuß erfunden: ich spanne mich auf die Folter. Ich nehme deinen Brief in die Hand, wende ihn einige Minuten lang hin und her, betaste ihn, ob er umfangreich ist, und nachdem ich mich am versiegelten Briefumschlag satt gesehen, stecke ich ihn in die Tasche. Du kannst dir gar nicht vorstellen, welch einen angenehmen Zustand von Herz und Seele ich mir damit verschaffe. Ich warte oft eine Viertelstunde; schließlich falle ich gierig über das Paket her, entsiegele es und verschlinge deine Zeilen, deine lieben Zeilen. Zahllose Gefühle werden in meinem Herzen wach, während ich deinen

Brief lese! So viele zärtliche und unangenehme, süße und bittere Empfindungen drängen sich in meiner Seele; ja, lieber Bruder, es sind auch bittere und unangenehme darunter; du kannst dir gar nicht vorstellen, wie bitter es mir ist, wenn man mich nicht begreift, wenn man das, was ich sagen wollte, mißversteht und in ein schiefes Licht stellt. Nachdem ich deinen letzten Brief gelesen, war ich ganz enragé, weil ich dich nicht in meiner Nähe hatte: ich sah meine besten Herzensträume und meine heiligsten Grundsätze, die ich aus schweren Erfahrungen gewonnen habe, gänzlich verdreht, verstümmelt und verzerrt. Du schreibst mir ja selbst: „Schreibe mir doch, widersprich mir, streite mit mir!“; du erwartest davon irgendeinen Nutzen. Lieber Bruder, es bringt auch nicht den geringsten Gewinn! Das einzige, was du damit erreichst, ist, daß du dir mit deinem Egoismus (der Egoismus ist übrigens uns allen eigen) eine solche Meinung von mir, meinen Ansichten, Ideen und Eigenschaften bildest, wie sie dir gerade paßt. Das ist doch höchst beleidigend! Nein! Polemik in freundschaftlichen Briefen ist ein süßes Gift. Wie wird es nun sein, wenn wir uns einmal wiedersehen? Ich glaube, dies wird den Stoff zu ewigen Streitigkeiten liefern. Doch genug davon.

Nun von deinen Versen: höre einmal, lieber Bruder! Ich glaube: im Menschenleben gibt es unendlich viel Leid und unendlich viel Freude. Im Leben des Dichters gibt es Dornen und Rosen. Die Lyrik ist der ständige Begleiter des Dichters, denn er ist ein sprachbegabtes Geschöpf. Deine lyrischen Gedichte sind reizend: „Der Spaziergang“, „Der Morgen“, „Die Vision der Mutter“, „Die Rose“, „Die Rosse des Phoebus“ und viele andere sind wunderschön. Alle diese Gedichte sind ein lebender Bericht von dir, mein Lieber! Und dieser Bericht geht mir so nahe. Ich konnte dich damals so gut verstehen, denn jene Monate haben sich tief in meinem Gedächtnis eingeprägt. Wieviele seltsame und wunderbare Dinge habe ich dann erlebt! Es ist eine lange Geschichte, und ich werde sie niemand erzählen.

Bei meiner letzten Begegnung mit Schidlowskij bin ich mit ihm in Jekaterinhof spazierengegangen. Wie wunderbar haben wir doch diesen Abend verbracht! Wir gedachten des ver-

gangenen Winters, als wir so viel von Homer, Shakespeare, Schiller und Hoffmann gesprochen haben; besonders von Hoffmann. Wir sprachen auch von uns selbst, von der Zukunft und von dir, mein Lieber. Nun ist er längst fort, und ich habe keine Nachrichten von ihm. Ob er überhaupt noch am Leben ist? Mit seiner Gesundheit stand es sehr schlecht; schreibe ihm doch!

Im vergangenen Winter war ich ununterbrochen in einer seltsam gehobenen Stimmung. Der Verkehr mit Schidlowskij hat mir viele Stunden eines besseren Lebens verschafft; doch dies war nicht die einzige Ursache meiner begeisterten Stimmung. Du hast mir vielleicht übel genommen und nimmst es mir noch jetzt übel, daß ich dir damals nicht geschrieben habe. Dumme Dienstangelegenheiten waren schuld daran. Ich muß dir gestehen, mein Lieber, daß ich dich immer geliebt habe; ich liebte dich um deiner Gedichte, der Poesie deines Lebens und deiner Leiden willen; das war alles; es war aber keine Bruderliebe, keine Freundesliebe. Ich hatte damals an meiner Seite einen Freund, einen Menschen, den ich so liebte. Du schreibst mir, Bruder, ich hätte Schiller nicht gelesen. Du irrst. Ich habe ihn auswendig gelernt, habe in seiner Sprache gesprochen und in seinen Bildern geträumt; ich glaube, es war wohl ein besonders gütiges Geschick, das mir die Bekanntschaft mit diesem großen Dichter gerade in jenem Zeitpunkt meines Lebens verschaffte; nie hätte ich Schiller besser kennen lernen können als gerade in jenen Tagen. Während ich mit ihm Schiller las, sah ich in ihm den edlen und feurigen Don Carlos, den Marquis Posa und Mortimer. Diese Freundschaft hat mir viel genügt und viel Leid verschafft. Doch ich will davon ewig schweigen; der Name Schiller ist mir ein liebes vertrautes Zauberwort, das in mir zahllose Erinnerungen und Träume erweckt. Diese Erinnerungen sind bitter, und aus diesem Grunde vermied ich es immer, mit dir über Schiller und über die Eindrücke, die ich ihm verdanke, zu sprechen! Selbst wenn ich den Namen Schiller höre, tut mir das Herz weh.

Ich wollte noch verschiedenes gegen deine Vorwürfe einwenden, und dir zeigen, daß du mich mißverstanden hast. Auch von anderen Dingen wollte ich mit dir sprechen; doch

während ich diesen Brief schreibe, überkommen mich so viele süße Erinnerungen und Träume, daß ich von nichts anderem sprechen kann. Nur einen Vorwurf will ich zurückweisen: nämlich, daß ich die großen Dichter, die ich angeblich gar nicht kenne, nach ihrer Güte sortiert hätte. Ich habe nie solche Parallelen gezogen wie zwischen Puschkín und Schiller. Ich weiß gar nicht, wie du zu dieser Behauptung kommst; zitiere mir bitte die betreffende Stelle aus meinem Brief; an eine solche Sortierung habe ich nie gedacht; es ist ja möglich, daß ich irgendwie zufällig die Namen Puschkín und Schiller nebeneinander erwähnt habe, doch ich glaube, daß zwischen diesen Worten ein Komma steht. Sie haben beide nicht die geringste Ähnlichkeit miteinander. Bei Puschkín und Byron kann man ja noch von einer Ähnlichkeit sprechen. Was aber Homer und Victor Hugo betrifft, so glaube ich, daß du mich absichtlich mißverstanden hast. Ich meinte es so: Homer (ein sagenhafter Mensch, der uns vielleicht wie Christus von Gott gesandt war) kann nur neben Christus und keineswegs neben Hugo gestellt werden. Versuche doch, Bruder, in seine „Ilias“ einzudringen, lies sie aufmerksam (gestehe doch, daß du sie nie gelesen hast). Homer hat ja mit seiner „Ilias“ der Welt der Antike die gleiche Organisation des geistigen und irdischen Lebens gegeben, wie sie die moderne Welt Christus zu verdanken hat. Verstehst du mich nun? Victor Hugo ist ein Lyriker, lauter wie ein Engel, und seine Poesie ist durch und durch keusch und christlich; niemand ist ihm in dieser Beziehung gleich; weder Schiller (wenn Schiller auch ein durchaus christlicher Dichter ist), noch Shakespeare, noch Byron, noch Puschkín. Ich habe seine Sonette französisch gelesen. Homer allein hat den gleichen unerschütterlichen Glauben an seinen Dichterberuf und an den Gott der Poesie, dem er dient; nur in dieser Beziehung gleicht seine Poesie der von Victor Hugo; doch nicht in der ihm von der Natur eingegebenen und von ihm ausgedrückten Idee; ich habe ja gar nicht die Idee gemeint. Mir scheint sogar Derschawin als Lyriker höher zu stehen als diese beiden. Lebe wohl, mein Lieber!

Dein Freund und Bruder F. Dostojewskij.

Ich muß dir noch eine Rüge erteilen: wenn du von der Form in der Dichtung sprichst, scheinst du mir ganz verrückt; in allem Ernst: ich habe schon längst bemerkt, daß du in dieser Beziehung nicht ganz normal bist. Neulich hast du auch über Puschkin eine ähnliche Bemerkung fallen lassen. Ich bin absichtlich darauf nicht eingegangen. Von deinen Formen will ich im nächsten Brief ausführlicher sprechen. Jetzt fehlt mir Raum und Zeit. Sage mir aber bitte, wie konntest du, als du von den Formen sprachst, die Behauptung aufstellen, weder Racine noch Corneille könnten uns gefallen, denn ihre Form sei schlecht. Du Unglücksmensch! Und dabei sagst du noch mit solcher Überlegenheit: „Glaubst du denn, daß die beiden keine echten Dichter waren?“ Ob Racine kein Dichter war? Ob Racine, der feurige, leidenschaftliche, in seine Ideale verliebte Racine kein Dichter war? Das wagst du zu fragen? Hast du seine „Andromaque“ gelesen? He? Hast du die „Iphigénie“ gelesen? Wirst du vielleicht behaupten, daß sie nicht herrlich ist? Ist denn Racines Achilles dem des Homer nicht ebenbürtig? Racine hat ja allerdings Homer bestohlen, doch wie! Wie wundervoll sind seine Frauengestalten! Begreife es doch! Du sagst: „Racine war kein Genie; konnte er denn überhaupt (?) ein Drama schaffen? Er konnte nur Corneille nachahmen.“ Und „Phèdre“? Bruder! Wenn du mir nicht beistimmen wirst, daß dies die höchste und reinste Poesie ist, so weiß ich gar nicht, was ich von dir noch halten soll. Es steckt ja die Kraft eines Shakespeare darin, wenn das Bildwerk auch aus Gips und nicht aus Marmor ist.

Nun von Corneille. Höre einmal, Bruder! Ich weiß gar nicht, wie ich mit dir sprechen soll; vielleicht muß ich vorher wie Iwan Nikiforowitsch¹⁾ eine tüchtige Portion Erbsen fressen. Ich kann es nicht glauben, Bruder, daß du ihn überhaupt gelesen hast; daher redest du auch solchen Unsinn. Weißt du denn überhaupt, daß Corneille mit seinen riesenhaften Gestalten und seinem romantischen Geist beinahe an Shakespeare heranreicht? Du Armer! Weißt du denn, daß Corneille erst fünfzig Jahre nach dem talentlosen elenden Jodel, dem Autor der ekelhaften

¹⁾ Held einer Novelle von Gogol.

„Kleopatra“, und nach dem an unseren Tredjakowskij gemahnenden Konfard aufgetreten ist; und daß er beinahe ein Zeitgenosse des gefühllosen Dichterlings Malherbe war? Wie kannst du von ihm Formen verlangen? Es ist noch gut, daß er die Form von Seneca entlehnt hat. Hast du seinen „Cinna“ gelesen? Was sind vor der göttlichen Gestalt des Octavius — Karl Moor, Fiesco, Tell und Don Carlos! Dieses Werk würde selbst Shakespeare zur Ehre gereichen. Du Armer! Wenn du es noch nicht gelesen hast, so lies doch wenigstens den Dialog zwischen August und Cinna, wo er ihm den Verrat vergibt (doch wie!). Du wirst sehen, daß nur gekränkte Engel so sprechen können. Besonders die Stelle, wo August sagt: „Soyons amis, Cinna.“ Hast du seinen „Horace“ gelesen? Höchstens noch bei Homer kannst du solche Gestalten finden! Der alte Horace ist ein Diomedes. Der junge Horace ist ein Ajax, Sohn des Telamon, doch mit dem Geiste eines Achilles; Curias ist Patrocles und Achilles in einer Person, er ist der Inbegriff der Liebessehnsucht und der Pflicht. Wie erhaben ist doch dies alles! Hast du „Le Cid“ gelesen? Lies ihn, du Unglücksmensch, und falle in den Staub vor Corneille. Du hast ihn gelästert. Lies ihn unbedingt. Was ist überhaupt noch Romantik, wenn ihre höchsten Ideen nicht schon im Cid entwickelt sind? Wie wunderbar sind die Gestalten des Don Rodrigo, seines Sohnes und dessen Geliebten! Und erst der Schluß!

Nimm mir bitte meine verletzenden Äußerungen nicht übel, grolle mir nicht wie Swan Swanowitsch Pererepenko bei Gogol.

V

An den Bruder Michail, den 30. September 1844

[Anfangs ist die Rede von der Schillerübersetzung, die die beiden Brüder Dostojewskij herausgeben wollten.]

Sa, Bruder, ich weiß es selbst, daß meine Lage verzweifelt ist; ich will dir nun alles genau erklären.

Ich nehme den Abschied, weil ich nicht länger dienen kann. Das Leben freut mich nicht, wenn ich meine beste Zeit so

sinnlos verschwenden muß. Im übrigen hatte ich nie die Absicht, lange im Dienst zu bleiben; warum soll ich meine besten Jahre verlieren? Die Hauptsache aber ist, daß man mich in die Provinz abkommandieren wollte; sage mir bitte selbst, was könnte ich ohne Petersburg anfangen? Wozu würde ich noch taugen? Du wirst mich sicher begreifen.

Wegen meines fernerer Lebens brauchst du dir wirklich keine Sorgen zu machen. Ich werde immer meinen Lebensunterhalt finden können. Ich werde furchtbar viel arbeiten. Ich bin ja jetzt frei. Es fragt sich nur, was ich jetzt gleich anfangen soll. Denke dir nur, Bruder, ich habe achthundert Rubel Schulden; fünfhundertfünfundzwanzig Rubel schulde ich für die Miete (ich habe nach Hause geschrieben, daß ich eintausendfünfhundert Rubel Schulden habe, denn ich kenne die Leute: sie schicken mir immer ein Drittel von dem, was ich verlange). Niemand weiß noch, daß ich den Abschied nehme. Was soll ich nun anfangen, wenn ich nicht mehr im Dienste bin? Ich habe sogar kein Geld, um mir Zivillieder zu kaufen. Ich quittiere den Dienst am 14. Oktober. Wenn ich nicht sofort Geld aus Moskau bekomme, bin ich verloren. Man wird mich in allem Ernst ins Gefängnis sperren (dies ist klar). Eine komische Lage.

[Weiter ist die Rede davon, wie sich D. Geld von seinen Angehörigen verschaffen will.]

Du sagst, meine Rettung sei das Drama. Bis es aufgeführt wird, vergeht viel Zeit. Und bis ich erst das Honorar bekomme, vergeht noch mehr Zeit. Ich habe aber den Abschied vor der Nase (mein Lieber, wenn ich das Abschiedsgesuch noch nicht eingereicht hätte, so hätte ich es jetzt getan; ich bereue gar nicht, daß ich es schon eingereicht habe). Ich habe noch eine Hoffnung. Ich vollende gerade einen Roman¹⁾ im Umfange von „Eugenie Grandet“. Der Roman ist recht originell. Ich schreibe ihn bereits ins Reine; am 14. werde ich wohl schon eine Antwort von der Redaktion haben. Ich will ihn in den „Vaterländischen Annalen“ unterbringen. (Ich bin mit meiner Arbeit zufrieden.) Ich werde dafür vielleicht vierhundert Rubel bekommen; dies ist meine ganze Hoffnung. Ich

¹⁾ Die „Armen Leute“.

hätte dir gern ausführlicher über meinen Roman geschrieben, doch mir fehlt die Zeit. (Das Drama werde ich unbedingt unterbringen. Denn ich will davon leben.)

Die Moskauer sind unglaublich dumm, eingebildet und flugschwabend. R. rät mir in seinem letzten Brief, ohne jeden ersichtlichen Grund, ich möchte mich nicht so sehr von Shakespeare hinreißen lassen. Er sagt, Shakespeare sei nur eine Seifenblase. Ich möchte, daß du diese lächerliche Gehässigkeit gegen Shakespeare begreifst. Warum bringt er plötzlich Shakespeare aufs Tapet? Den Brief hättest du sehen sollen, den ich ihm darauf geschrieben habe! Es ist ein Muster von polemischem Stil. Ich habe ihn wirklich gut abgefertigt. Meine Briefe sind Meisterwerke der „Lettristil“.

Bruder, schreib doch um Gottes willen sofort nach Hause. Meine Lage ist verzweifelt; der 14. Oktober ist der alleräußerste Termin; ich habe mein Gesuch vor eineinhalb Monaten eingereicht. Um Himmels willen! Schreibe ihnen, sie möchten mir das Geld sofort schicken. Es ist dringend, denn sonst werde ich keine Kleidung haben. Chlestakow (in Gogols Revisor) wollte gern ins Gefängnis gehen, doch nur „in allen Ehren“. Wie kann ich aber ohne Hosen „in allen Ehren“ ins Gefängnis gehen?

Meine Adresse: Neben der Wladimirkirche, Haus Prjanischnikow, Grafengasse. Dostojewskij.

Ich bin mit meinem Roman außerordentlich zufrieden. Ich bin außer mir vor Freude. Für den Roman werde ich sicher Geld bekommen; was aber weiter kommt . . .

Verzeihe mir, daß dieser Brief so zusammenhanglos ist.

VI

An den Bruder Michail, den 24 März 1845

Du brennst wohl schon lange vor Ungeduld, liebster Bruder. Die Ungewißheit meiner Lage hinderte mich am Schreiben. Ich kann mich keiner Beschäftigung hingeben, wenn ich nichts

als Ungewißheit vor Augen habe. Es ist mir noch immer nicht gelungen, meine Angelegenheiten irgendwie zu ordnen; ich will dir aber trotz dieser Ungewißheit schreiben; denn ich habe dir schon so lange nicht geschrieben.

Ich habe von den Moskauern fünfhundert Rubel bekommen. Ich hatte aber soviel alte und neue Schulden, daß das Geld mir für den Druck nicht langte. Das wäre ja noch nicht so schlimm. Ich könnte ja das Geld der Druckerei schuldig bleiben, oder die Schulden zu Hause nur zum Teil bezahlen; der Roman war aber noch nicht fertig. Ich hatte ihn ja noch im November fertig geschrieben, im Dezember beschloß ich aber, ihn gänzlich umzuarbeiten; ich habe ihn umgearbeitet und ins Reine geschrieben; doch im Februar begann ich wieder zu feilen, zu polieren, einzelne Stellen zu streichen und andere neu einzufügen. Gegen Mitte März war ich damit fertig und mit meiner Arbeit zufrieden. Nun kam etwas Neues dazwischen: die Zensur braucht einen ganzen Monat zum Lesen. Schneller geht es nicht. Die Zensurbeamten sind angeblich mit Arbeit überladen. Ich wußte nicht, was ich anfangen sollte und habe mir das Manuskript zurückgeben lassen. Denn außer den vier Wochen für die Zensur mußte ich noch weitere drei Wochen für den Druck rechnen. Das Buch könnte also frühestens im Mai erscheinen. Das wäre zu spät! Da begann man, mich von allen Seiten zu bestürmen, ich möchte den Roman an die „Vaterländischen Annalen“ schicken. Das wäre Unsinn. Ich müßte es sicher bereuen. Erstens würden sie das Manuskript gar nicht lesen, und wenn sie es auch lesen würden, so doch nicht vor einem halben Jahre. Sie haben auch ohnehin genug Manuskripte liegen. Und wenn sie das Werk auch drucken, so bekomme ich dafür keinen Heller. Denn bei dieser Zeitschrift herrscht eine wahre Oligarchie. Was brauche ich den Ruhm, wenn ich des täglichen Brotes wegen schreibe? Ich habe einen verzweifelten Entschluß gefaßt: noch weiter warten und unter Umständen neue Schulden machen; gegen den 1. September, wenn alle nach Petersburg umgezogen sind und wie die Spürhunde nach Neuem suchen, will ich versuchen, für die letzten Ropfen, die möglicherweise gar nicht reichen werden, den Roman



Marien-Krankenhaus in Moskau, das Geburtshaus
Dostojewskis

drucken zu lassen. Wenn ich das Werk in eine Zeitschrift gebe, so komme ich unter das Joch nicht nur des ersten Maître d'hôtel, sondern auch aller Küchenmägde und Küchenjungen, die überall, wo die Kultur gemacht wird, nisten. Es gibt dort mehr als einen Diktator: es sind ihrer zwanzig. Wenn ich aber das Werk auf eigene Kosten drucke, so kann ich mir mit meiner eigenen Kraft den Weg bahnen; und wenn das Werk gut ist, so wird es nicht verloren gehen; es wird mich sogar vor den Schulden und Nahrungsjorgen retten.

Und nun von den Nahrungsjorgen! Du weißt ja, Bruder, daß ich in dieser Beziehung auf meine eigenen Kräfte angewiesen bin. Ich habe mir aber geschworen, wie schlecht es mir auch gehen möge, mich zusammenzunehmen und unter keinen Umständen auf Bestellung zu schreiben. Bestellte Arbeit wird mich erdrücken und verderben. Ich will, daß jedes meiner Werke unzweifelhaft gut sei. Sieh dir nur Puschkina und Gogol an. Beide haben sehr wenig geschrieben, sich aber Denkmäler verdient. Gogol bekommt schon jetzt für den Druckbogen tausend Rubel, Puschkina hat aber, wie du wohl weißt, für jede Verszeile einen Dukaten bekommen. Beide, besonders aber Gogol, haben ihren Ruhm mit Jahren bitterer Not erkauft. Die alte Schule geht zugrunde; die neue Schule schreibt aber nicht: sie schmiert. Das ganze Talent wird für einen breiten Schwung verschwendet, in dem man nur eine unfertige ungeheuerliche Idee und kolossale Muskelkraft entdecken kann; es steckt aber fast gar keine ernsthafte Arbeit darin. Béranger sagte von den modernen französischen Feuilletonisten, ihre Arbeit sei wie ein Flasche Chambertin in einem Eimer Wasser. Bei uns ahmt man sie nach. Raffael arbeitete an jedem Bild viele Jahre und feilte an jedem Detail lange herum; so schuf er Wunderwerke. Unter seinem Pinsel entstanden Götter! Heute malt Vernet in einem Monat ein Bild fertig, das einen eigens dazu erbauten riesengroßen Saal erfordert; die Perspektive ist großartig, der Schwung kolossal; ernsten Wert hat aber das Bild für keinen Heller. Sie alle sind nichts als Dekorationsmaler.

Mit meinem Roman bin ich wirklich zufrieden. Es ist ein ernstes und gut aufgebautes Werk. Es hat aber auch entsetzliche

Mängel. Der Druck wird mich für alles belohnen. Jetzt, solange ich keine neuen Ideen habe, möchte ich gern irgend etwas schreiben, um mich beim Publikum einzuführen, oder auch nur des Geldes wegen; ich habe aber wirklich keine Lust, etwas Wertloses zu schreiben; zu Ernstem brauche ich aber viel Zeit.

Es naht die Zeit, die ich mit euch, meine lieben Freunde, verleben wollte. Ich werde aber keine Mittel, d. h. kein Geld haben. Ich habe beschlossen, in der alten Wohnung zu bleiben. Hier habe ich wenigstens einen Vertrag mit dem Vermieter und brauche mich sechs Monate lang um nichts zu bekümmern. Die Sache ist eben die, daß mein Roman alles decken soll. Wenn mir dies nicht gelingt, werde ich mich aufhängen.

Ich möchte mir bis zum August wenigstens dreihundert Rubel sparen. Ich kann das Buch auch für dreihundert Rubel drucken. Die Rubel laufen aber wie die Krebse nach allen Richtungen auseinander. Ich hatte gegen vierhundert Rubel Schulden (die neuen Ausgaben und Kosten der Kleidung inbegriffen); nun bin ich für mindestens zwei Jahre anständig gekleidet. Ich werde übrigens unbedingt zu euch kommen. Schreibe mir möglichst gleich, was du dir über meine Wohnung denkst. Es ist ein entscheidender Schritt. Was soll ich aber tun?

Du schreibst, es graue dir vor der Zukunft ohne Geld. Schiller wird aber alles decken, außerdem kann ja auch mein Roman etwas einbringen. Schreibe mir bald. Mit der nächsten Post werde ich dir alle meine Entschlüsse mitteilen.

Dein Bruder Dostojewskij.

Küsse von mir die Kinder und grüße Emilie Fjodorowna¹⁾. Ich denke oft an euch. Es interessiert dich vielleicht, was ich treibe, wenn ich nicht schreibe: ich lese. Ich lese sehr viel, und die Lektüre hat auf mich eine seltsame Wirkung. Wenn ich irgend etwas, was ich schon vor Jahren einmal gelesen habe, wieder lese, so spüre ich in mir neue Kräfte; ich dringe in das Buch tief ein, begreife alles und schöpfe daraus auch Schaffenskraft für mich.

¹⁾ Frau des Michail Dostojewskij.

Vom Dramenschreiben will ich nichts wissen. Dazu brauche ich jahrelange Ruhe und Mühe. Es ist ja heute so leicht, Dramen zu schreiben. Das Drama neigt jetzt zum Melodrama. Shakespeare verschwindet im Nebel und erscheint im Dunste des elenden modernen Dramas wie ein Gott, wie ein Brocken-gepenst. Im Sommer werde ich vielleicht doch noch versuchen, etwas zu schreiben. Wollen wir noch zwei oder drei Jahre abwarten! Bruder, in literarischer Beziehung bin ich nicht mehr derselbe, der ich vor zwei Jahren war. Damals war alles Kinderei und Unsinn. Die zwei Jahre ernstesten Studiums haben mir vieles genommen und vieles eingebracht.

Im „Invalid“ las ich soeben im Feuilleton von den deutschen Dichtern, die an Hunger, Kälte oder in Irrenhäusern gestorben sind. Es sind im ganzen an die zwanzig; und was für Namen sind darunter! Mir ist auch jetzt noch unheimlich zumute. Man sollte wirklich ein Scharlatan sein . . .

VII

An den Bruder Michail, den 4. Mai 1845

Liebster Bruder! Verzeihe, daß ich dir wieder so lange nicht geschrieben habe. Ich habe noch immer verdammt viel zu tun. Mein Roman, den ich unmöglich loswerden kann, macht mir unendlich viel zu schaffen; wenn ich es vorher gewußt hätte, so hätte ich ihn wohl gar nicht angefangen. Ich habe mich entschlossen, ihn wieder umzuarbeiten; er hat dadurch, bei Gott, sehr viel gewonnen. Jetzt bin ich auch damit fertig, und diese Neubearbeitung ist wirklich die allerletzte. Ich habe mir das Wort gegeben, ihn nicht wieder anzurühren. Es ist schon einmal das Schicksal aller Erstlingswerke, daß man sie unzähligemal abändert. Ich weiß nicht, ob Chateaubriands „Atala“ sein Erstlingswerk war, ich weiß aber, daß er dieses Werk siebenmal umgearbeitet hat. Puschkine verfuhr so auch mit ganz kurzen Gedichten. Gogol pflegte seine wundervollen Werke zwei Jahre lang zu feilen; und wenn

du die „Empfindsame Reise“, ein winziges Buch, von Sterne gelesen hast, so wirst du dich wohl erinnern können, was Walter Scott in seiner Notiz über Sterne, mit Berufung auf Sternes Diener La Fleur sagt. La Fleur behauptet, sein Herr hätte etwa hundert Buch Papier mit der Schilderung seiner Reise durch Frankreich vollgeschrieben. Nun fragt es sich, was aus dieser Menge Papier geworden ist. Das Ganze ergab ein Büchlein, zu dem ein sparsamer Schreiber, wie z. B. Pljuskin¹⁾, ein halbes Buch Papier verwendet hätte. Ich begreife gar nicht, wieso dieser selbe Walter Scott in wenigen Wochen so vollendete Werke wie „Mannering“ fertigstellen konnte. Vielleicht nur, weil er um jene Zeit vierzig Jahre alt war.

Ich weiß gar nicht, Bruder, was aus mir werden soll! Du urteilst falsch, wenn du behauptest, daß mich meine Lage gar nicht bedrückt. Sie peinigt mich entsetzlich, und ich kann oft nächtelang vor den quälenden Gedanken nicht einschlafen. Verständige Leute sagen mir, daß ich zugrunde gehe, wenn ich den Roman als Buch herausgebe. Sie sagen zwar, das Buch werde sehr gut sein, ich sei aber kein Kaufmann . . . Die Buchhändler seien Wucherer; sie würden mich selbstverständlich ausbeuten, und ich würde totsficher hereinfallen.

Aus diesem Grunde habe ich doch den Entschluß gefaßt, den Roman in einer Zeitschrift, z. B. in den „Vaterländischen Annalen“ unterzubringen. Die „Vaterländischen Annalen“ haben eine Auflage von zweitausendfünfhundert Exemplaren, folglich werden sie von mindestens hunderttausend Leuten gelesen. Wenn ich den Roman in dieser Zeitschrift erscheinen lasse, so ist meine literarische Zukunft und mein ganzes Leben gesichert. Ich kann dabei leicht mein Glück machen. Ich bekomme dann ständigen Zutritt in die „Vaterländischen Annalen“, und habe immer Geld; wenn mein Roman im August- oder im Septemberheft erscheint, kann ich ihn im Oktober noch als Buch auf eigene Rechnung herausgeben, und zwar mit der sicheren Aussicht, daß alle, die überhaupt Romane kaufen, ihn sich anschaffen werden. Außerdem werden mich auch die Anzeigen nichts kosten. Ja, so stehen die Sachen!

¹⁾ Gestalt aus Gogols „Toten Seelen“; personifizierter Geiz.

Ehe ich den Roman untergebracht habe, kann ich nicht nach Reval kommen; ich will nicht die Zeit umsonst vergeuden. Ich darf keine Mühe scheuen. Ich habe noch eine Reihe neuer Ideen, die mir einen literarischen Namen verschaffen werden, sobald mein erster Roman untergebracht ist. Dies sind alle meine Aussichten für die Zukunft.

Was aber das Geld betrifft, so habe ich leider keines. Der Teufel weiß, wo es hingekommen ist. Dafür habe ich wenig Schulden . . .

Wenn ich den Roman einmal untergebracht habe, wird es mir auch ein leichtes sein, deine Schillerübersetzung unterzubringen, so wahr ich lebe! Der „Ewige Jude“ ist nicht übel. Sue scheint mir übrigens recht beschränkt zu sein.

Ich spreche nicht gern davon, lieber Bruder, doch deine Lage und das Schicksal deines Schillers quälen mich so sehr, daß ich oft meine eigene Lage vergesse. Und ich habe es wirklich nicht leicht.

Wenn ich den Roman nicht unterbringe, so gehe ich vielleicht in die Newa. Was soll ich denn tun? Ich habe mir schon alles überlegt! Ich werde den Tod meiner firen Idee nicht überleben können!

Schreibe mir bald, denn ich langweile mich.

VIII

An den Bruder Michail, den 8. Oktober 1845

Liebstes Bruder! Ich hatte bisher weder Zeit noch die nötige Stimmung, um dir irgend etwas von meinen eigenen Angelegenheiten zu schreiben. Alles war ekelhaft und häßlich, und die ganze Welt ödete mich an. Erstens hatte ich während der ganzen Zeit kein Geld und lebte auf Kredit, was höchst unangenehm ist, mein lieber und einziger Freund. Zweitens war ich auch sonst in jener schlechten Stimmung, bei der man jeden Mut verliert, doch nicht in stumpfe Gleichgültigkeit verfällt, sondern, was viel schlimmer ist, viel zu viel an sich

selbst denkt und unbändig wütet. Anfangs dieses Monats besuchte mich Nekrassow¹⁾ und zahlte mir einen Teil seiner Schuld zurück; den Rest bekomme ich in einigen Tagen. Ich muß dir sagen, daß Bjelinskij²⁾ mir vor vierzehn Tagen eine umfassende Belehrung erteilt hat, wie man sich in unserer literarischen Welt einleben kann; schließlich erklärte er mir, daß ich um meines Seelenheiles willen nicht weniger als zweihundert Rubel für den Druckbogen verlangen darf. Mein Goljädkin³⁾ würde mir in diesem Falle mindestens fünfzehnhundert Rubel einbringen. Nekrassow, den offenbar Gewissensbisse peinigten, kam ihm zuvor und versprach mir zum 15. Januar hundert Rubel für meinen Roman „Arme Leute“, den er von mir erworben hat. Er mußte mir selbst gestehen, daß ein Honorar von hundertfünfzig Rubel durchaus unchristlich sei; er hat es mir auch um hundert Rubel erhöht. Dies alles ist ja recht schön. Sehr unangenehm ist mir aber, daß ich noch immer keine Nachricht von der Zensur wegen der „Armen Leute“ habe. Sie verschleppen diesen unschuldigen Roman, und ich weiß gar nicht, womit das enden wird. Und wenn sie ihn verbieten? Oder gänzlich zusammenstreichen? Es ist ein wahres Unglück; Nekrassow sagt mir aber, daß der Almanach nicht rechtzeitig wird erscheinen können und daß ihn dieses Unternehmen bereits viertausend Rubel kostet.

Jakow Petrowitsch Goljädkin ist ein Charakter. Er ist durch und durch gemein, und ich kann mit ihm wahrlich nicht fertig werden. Er will nicht vorwärts kommen, denn er behauptet, er sei noch immer nicht fertig; er sei noch nichts, könne aber, wenn es notwendig ist, auch seinen wahren Charakter zeigen; warum denn nicht? Im übrigen sei er nicht ärger als die andern. Was geht ihn meine Arbeit an! Ein furchtbar gemeiner Kerl! Vor Mitte November will er unter keinen Umständen seine Karriere abschließen. Er hat bereits eine Unterredung

¹⁾ Nikolai Alexejewitsch Nekrassow (1821—77), namhafter Dichter liberaler Tendenz, leitete 1846—66 die von Puschkine begründete Monatschrift „Sowremennik“ (= Der Zeitgenosse).

²⁾ Wissarion Grigorjewitsch Bjelinskij (1810—18), hervorragendster russischer Kritiker extrem-liberaler Richtung.

³⁾ „Der Doppelgänger.“

mit Seiner Erzellenz gehabt und ist nicht abgeneigt, den Abschied zu nehmen; warum auch nicht? Doch mich, seinen Autor, versetzt er in eine peinliche Lage.

Ich komme oft zu Bjelinskij. Er ist mir über alle Maßen gewogen und sieht in mir eine Rechtfertigung seiner Ansichten vor dem Publikum. Ich habe neulich Kroneberg, den Übersetzer Shakespeares (er ist ein Sohn des alten Professors aus Charkow) kennen gelernt. Meine Zukunft (und zwar die nächste Zukunft) kann sich im allgemeinen recht günstig gestalten, kann aber auch entsetzlich schlecht werden. Bjelinskij treibt mich an, meinen Goliädkin fertig zu schreiben. Er hat schon in der ganzen literarischen Welt Gerüchte über diesen Roman verbreitet und ihn beinahe an Krajewskij¹⁾ verkauft. Von den „Armen Leuten“ spricht bereits das halbe Petersburg. Großartig ist ein Ausspruch von Grigorowitsch²⁾. Er hat mir selbst gesagt „Je suis votre claqueur-chauffeur!“

Nekrassow ist ein echter Schwindler; anders würde er gar nicht existieren können; es ist ihm schon so angeboren. Gleich nach seiner Ankunft kam er abends zu mir und entwickelte das Projekt eines kleinen fliegenden Almanachs, an dem die ganze literarische Gemeinde nach Kräften mitarbeiten soll; an der Spitze der Redaktion sollen aber ich, Grigorowitsch und Nekrassow stehen. Der letztere will die Kosten tragen. Der Almanach soll zwei Druckbogen stark sein und alle vierzehn Tage erscheinen: am 7. und 21. jeden Monats. Er soll „Suboskal“ (Der Spötter) heißen. Wir wollen alles schonungslos verspotten und auslachen, Theater, Zeitschriften, Gesellschaft, Literatur, Tagesereignisse, Ausstellungen, Zeitungsmeldungen, Nachrichten aus dem Auslande, mit einem Worte alles; das Ganze soll in einer Richtung und einem Geiste geschrieben werden. Das erste Heft soll am 7. November erscheinen. Dieses Heft ist wunderbar zusammengestellt. Erstens wird es auch Illustrationen bringen. Als Motto nehmen wir

¹⁾ Herausgeber der „Vaterländischen Annalen“.

²⁾ Dmitrij Wassiljewitsch Grigorowitsch (1822—99), beliebter Schriftsteller, Verfasser zahlreicher Romane und Novellen. Kollege Dostojewskijs in der Ingenieurschule.

die berühmten Worte Bulgarins¹⁾ aus seinem Feuilleton in der „Nordischen Biene“: „Wir sind bereit, für die Wahrheit zu sterben, denn wir können nicht ohne Wahrheit leben usw.“ Darunter setzen wir die Unterschrift Faddej Bulgarin. Mit dem gleichen Motto wird auch die Anzeige versehen sein, die am 1. November erscheinen wird. Das erste Heft wird folgende Beiträge enthalten: einen Aufsatz Nekrassows „Über gewisse Petersburger Gemeinheiten“ (die selbstverständlich erst in diesen Tagen geschehen sind). Den zukünftigen Roman von Eugène Sue: „Die sieben Todsünden“ (der ganze Roman umfaßt drei Seiten). Eine Übersicht aller Zeitschriften. Einen Vortrag Schewyrjows über Puschkins Verse: sie sind so harmonisch, daß, als Schewyrjow einmal im Coliseum zu Rom in Damengesellschaft einige Strophen Puschkins rezitierte, alle Frösche und Eidechsen, die im Coliseum hausen, hervorgetrochen waren, um die wunderbaren Verse zu hören. (Schewyrjow hat eine solche Vorlesung in der Moskauer Universität gehalten.) Dann kommt ein Bericht über die letzte Sitzung der Gesellschaft der Slawophilen, in der feierlich bewiesen wurde, daß Adam ein Slawe war und in Rußland gelebt hatte; bei dieser Gelegenheit wird auf die Bedeutung und den Nutzen der Lösung dieser großen sozialen Frage für das Wohlergehen der ganzen russischen Nation hingewiesen werden. In der Kunstchronik wird sich unser „Suboskal“ mit der „Illustration“ Rutolniks solidarisch erklären und sich dabei ganz besonders auf folgende Stelle in dieser Zeitschrift berufen: б w e d i r a s o k w e d i (es ist bekannt, daß die „Illustration“ so schlecht redigiert und korrigiert wird, daß auf dem Kopf stehende Buchstaben und durcheinandergelassene Worte eine ganz normale Erscheinung sind). Grigorowitsch wird eine „Wochenchronik“ schreiben und darin einige seiner Wahrnehmungen zum besten geben. Ich werde „Notizen eines Lakaien über seinen Herrn“ schreiben. Die Zeitschrift wird, wie du siehst, recht lustig werden; etwas in der Art der „Guêpes“ von Alphonse Carre. Das

¹⁾ Faddej Bulgarin (1789—1859), Journalist, stand im Solde der Polizei und war als Denunziant und Lockspitzel gehaßt und gefürchtet.

Unternehmen ist glänzend, denn auf mich allein werden monatlich im ungünstigsten Falle hundert bis hundertfünfzig Rubel kommen. Das Buch wird Erfolg haben. Nekrassow will sich auch mit Versen beteiligen.

. . . Lies unbedingt „Ewerino“ (von Georges Sand in den „Vaterländischen Annalen“, Oktober). Vergleichen hat es in unserem Jahrhundert noch nicht gegeben. Es kommen darin wahre Urbilder von Menschen vor . . .

IX

An den Bruder Michail, den 16. November 1845

Liebster Bruder! Ich schreibe dir in aller Eile, da meine Zeit sehr knapp ist. Goliädkin ist noch immer nicht fertig; ich muß ihn aber unbedingt zum 25. fertig schreiben. Du hast mir so lange nicht geschrieben, daß ich bereits um dich besorgt war. Schreibe mir doch öfter; was du über Zeitmangel schreibst, ist Unsinn. Braucht man denn wirklich viel Zeit, um einen Brief zu schreiben? Das Provinzleben mit dem ewigen Nichtstun richtet dich einfach zugrunde, mein Liebster; das ist alles.

Ja, Bruder, ich glaube, mein Ruhm steht jetzt in seiner höchsten Blüte. Man bringt mir überall unglaubliche Achtung und kolossales Interesse entgegen. Ich habe eine Menge höchst anständiger Menschen kennen gelernt. Fürst Odojewskij bittet mich um die Ehre meines Besuches, und Graf Esollogub rauft sich vor Verzweiflung die Haare aus. Panajew hat ihm erklärt, es gäbe ein neues Talent, vor dem sie alle verschwänden. S. lief lange herum, besuchte u. a. Krajewskij und fragte ihn ganz unvermittelt: „Wer ist Dostojewskij? Wo kann ich Dostojewskij erwischen?“ Krajewskij, der vor niemand Respekt hat und alle schneidet, gab ihm zur Antwort: „Dostojewskij wird wohl nicht geneigt sein, Ihnen das Glück und die Ehre seines Besuches zu schenken.“ Es stimmt ja wirklich: der Junker steigt nun aufs hohe Roß und glaubt, mich mit seiner Huld vernichten zu können. Alle betrachten mich als ein Weltwunder.

Wenn ich nur den Mund aufmache, so hallt es gleich in allen Ohren nach, was Dostojewskij gesagt hat, was Dostojewskij zu tun beabsichtigt. Bjelinskij liebt mich über alle Maßen. Der Dichter Turgenjew, der soeben aus Paris zurückgekehrt ist, hat sich mir gleich am ersten Tage in inniger Freundschaft angeschlossen, und Bjelinskij behauptet, Turgenjew hätte sich in mich verliebt. E. ist ein wirklich herrlicher Mensch! Auch ich bin in ihn beinahe verliebt. Ein hochbegabter Dichter, Aristokrat, schön, reich, klug, gebildet und erst fünfundzwanzig Jahre alt; ich weiß wirklich nicht, was er sich vom Schicksal noch wünschen könnte. Außerdem hat er einen ungemein aufrichtigen, schönen, wohl beherrschten Charakter. Dies doch seine Novelle „Andrej Koloßow“ in den „Vaterländischen Annalen“. Der Held dieser Novelle ist er selbst, obwohl er gar nicht die Absicht hatte, sich selbst zu schildern.

Ich bin noch immer nicht reich, obwohl ich auch nicht über Not klagen kann. Neulich saß ich ganz ohne Geld. Nekrassow hat inzwischen den Plan gefaßt, einen reizenden humoristischen Almanach „Subostal“ herauszugeben; die Anzeige habe ich geschrieben. Diese Anzeige hat großes Aufsehen erregt; denn es ist der erste Versuch, ähnliche Erzeugnisse in einem leichten und humoristischen Stil zu schreiben. Diese Anzeige erinnert mich an das erste Feuilleton des Lucien de Rubempré¹⁾. Meine Anzeige ist bereits in den „Vaterländischen Annalen“ und in den „Vermischten Nachrichten“ erschienen. Ich habe für diese Arbeit zwanzig Rubel bekommen. Als ich neulich so ganz ohne Geld war, besuchte ich Nekrassow. Während ich bei ihm saß, kam mir die Idee, einen Roman in neun Briefen zu schreiben. Nach Hause zurückgekehrt, schrieb ich den Roman in einer Nacht fertig; sein Umfang beträgt einen halben Bogen. Am Morgen brachte ich das Manuskript zu Nekrassow und bekam dafür hundertfünfundzwanzig Rubel; der „Subostal“ zahlt mir also für den Bogen zweihundertfünfzig Rubel. Am Abend wurde mein Roman in unserem Kreise, d. h. vor zwanzig Anwesenden vorgelesen und hatte einen kolossalen Erfolg. Er wird im ersten Heft des „Subostal“ erscheinen.

¹⁾ In den „Illusions perdues“ von Balzac.

Ich werde dir das Heft am 1. Dezember schicken. Bjelinskij sagte mir, er sei jetzt meiner sicher, denn ich hätte die Fähigkeit, die verschiedenartigsten Elemente in Angriff zu nehmen. Als Krajeskij neulich hörte, daß ich kein Geld habe, bat er mich ganz ergebenst, von ihm ein Darlehen von fünfhundert Rubel anzunehmen. Ich glaube, daß ich von ihm zweihundert Rubel für den Bogen bekommen werde.

Ich habe eine Menge neuer Ideen; wenn ich aber auch nur etwas irgend jemand, z. B. Turgenjew anvertraue, wird es schon morgen in allen Ecken und Enden von Petersburg heißen, daß Dostojewskij dies und das schreibt. Ja, Bruder, wenn ich dir alle meine Erfolge aufzählen wollte, so würde mir das Papier dazu nicht ausreichen. Ich glaube, daß ich bald viel Geld haben werde. Soljädkin gerät mir großartig; es wird mein Meisterwerk werden. Gestern war ich zum ersten Male bei P. und habe mich, wie mir scheint, in seine Frau verliebt. Sie ist klug und schön, dabei liebenswürdig und ungewöhnlich aufrichtig. Ich vertreibe mir die Zeit gut. Unser Kreis ist sehr groß. Ich schreibe aber nur über mich selbst, verzeihe es mir, Liebster; ich will dir aufrichtig sagen, daß ich jetzt von meinem Ruhm gänzlich berauscht bin. Mit meinem nächsten Brief werde ich dir den „Suboskal“ schicken. Bjelinskij sagt, ich profanierte mich, wenn ich am „Suboskal“ mitarbeitete.

Leb wohl, Freund. Ich wünsche dir Glück. Ich gratuliere dir zu der Beförderung. Ich küsse deiner Emilie Fjodorowna die Hände und umarme deine Kinder. Wie geht es ihnen?

Dein Dostojewskij.

Bjelinskij hält mir die Verleger vom Leibe. Ich habe diesen Brief durchgelesen und festgestellt, daß ich erstens fürchterlich schreibe und zweitens ein Prahlhans bin.

Leb wohl und schreibe mir um Gottes willen.

Unser Schiller wird sicher zustande kommen. Bjelinskij lobt unsere Absicht, das gesamte Werk Schillers herauszugeben. Ich glaube, daß ich die Arbeit mit der Zeit günstig unterbringen werde; vielleicht bei Nekrassow.

Lebe wohl.

Alle die Minnchen, Klärchen, Mariannchen usw. sind unglaublich hübsch geworden, doch kosten sie eine Menge Geld. Turgenjew und Bjelinskij haben mich neulich wegen meines unordentlichen Lebenswandels ausgeschimpft. Diese Herren wissen gar nicht, wie sie mir ihre Liebe bezeugen können; sie sind alle in mich verliebt.

X

An den Bruder Michail, den 1. Februar 1846

Liebster Bruder! Erstens, zürne mir nicht, weil ich dir solange nicht geschrieben habe. Ich hatte, bei Gott, keine Zeit, was ich dir gleich beweisen werde. Am meisten wurde ich vom Schurken Soljädkin aufgehalten, den ich erst am 28. fertig geschrieben habe. Es ist schrecklich! So ist es immer, wenn der Mensch sich etwas vornimmt: ich wollte ihn noch im August vollenden, mußte es aber bis zum Februar hinziehen! Jetzt schicke ich dir den Almanach. Die „Armen Leute“ sind schon am 15. erschienen. Wenn du nur wüßtest, Bruder, wie erbittert man auf das Buch schimpft! Die Kritik in der „Illustration“ ist ein ununterbrochenes Geschimpfe. Auch die Kritik in der „Nordischen Biene“ ist unglaublich; ich kann mich aber noch erinnern, wie Gogol von der Kritik aufgenommen wurde, und wir beide wissen, was man über Puschkine schrieb. Selbst das Publikum ist ganz wütend: dreiviertel der Leser schimpfen und ein Viertel (vielleicht noch weniger) loben das Buch über alle Maßen. Es wird unendlich viel debattiert. Sie schimpfen, schimpfen, schimpfen und lesen es doch. (Der Almanach wird unglaublich gut gekauft. Es ist Aussicht vorhanden, daß die ganze Auflage in 14 Tagen ausverkauft sein wird.) So war es auch mit Gogol. Sie schimpften und schimpften, lasen ihn aber doch. Jetzt haben sie sich mit ihm versöhnt und loben ihn. Ich habe den Hunden einen harten Knochen vorgeworfen. Sollen sie sich nur darum balgen: die Dummköpfe machen mich damit nur berühmt! Die Kritik in der „Nordischen Biene“ ist der Gipfel von Blamage für dieses Blatt. Sie ist unerhört

dumm! Was ich aber auch für Lob zu hören bekomme! Denke dir nur, alle unsrigen und selbst Bjelinskij finden, daß ich Gogol weit übertroffen habe. In der „Bibliothek für Lektüre“, wo die Kritiken von Nikitenko geschrieben werden, wird demnächst ein sehr langer mir günstiger Aufsatz über die „Armen Leute“ erscheinen. Bjelinskij wird im März anfangen, mit allen Glocken zu läuten. Odojewskij schreibt einen Aufsatz, der ganz den „Armen Leuten“ gewidmet ist. Mein Freund Ssologub tut dasselbe. So bin ich, mein Bruder, in die höchsten Kreise gestiegen und werde dir in drei Monaten persönlich von allen meinen Erlebnissen berichten.

Unser Publikum hat wie jeder Pöbel den richtigen Instinkt, doch keine Bildung. Sie können nicht begreifen, wie man einen solchen Stil schreiben kann. Sie sind es gewöhnt, in einem jeden Werke die Frage des Verfassers zu sehen. Ich habe aber die meinige nicht zeigen wollen. Sie wollen es gar nicht einsehen, daß diese oder jene Ansichten von Djewuschkin und nicht von mir ausgesprochen werden und daß Djewuschkin gar nicht anders sprechen kann. Sie finden den Roman zu sehr in die Länge gezogen, und doch ist darin kein einziges überflüssiges Wort. Manche (wie Bjelinskij) finden es originell, daß ich analytisch und nicht synthetisch vorgehe, d. h. in die Tiefe eindringe, den Atomen auf die Spur komme und aus ihnen das Ganze aufbaue. Gogol geht aber immer aufs Ganze aus und ist daher nie so tief wie ich. Wenn du mein Buch liest, wirst du dich selbst davon überzeugen. Ich habe eine glänzende Zukunft vor mir! Heute erscheint mein „Soljädkin“. Vor vier Tagen habe ich noch an ihm gearbeitet. Er wird in den „Vaterländischen Annalen“ elf Bogen füllen. „Soljädkin“ ist zehnmal besser als die „Armen Leute“. Die Unrigen sagen, daß es in Rußland nach den „Toten Seelen“ nichts Ähnliches gegeben habe und daß es ein wirklich geniales Werk sei; sie sagen noch viel mehr. Was sie von mir nicht alles erwarten! „Soljädkin“ ist mir wirklich glänzend geraten. Er wird dir sicher über alle Maßen gefallen. Hält man bei euch die „Vaterländischen Annalen“? Ich weiß nicht, ob Krajewskij mir ein Freieremplar geben wird.

Ich habe dir so lange nicht geschrieben, lieber Bruder, daß ich gar nicht weiß, wo ich zuletzt stehengeblieben bin. Es ist inzwischen so viel passiert! Wir werden uns bald wiedersehen. Im Sommer komme ich unbedingt zu euch, meine Freunde, und werde den ganzen Sommer schrecklich viel schreiben: ich habe Ideen. Auch jetzt schreibe ich.

Für den Gollädkin habe ich genau sechshundert Rubel bekommen. Ich habe auch sonst noch eine Menge Geld verdient, so daß ich nach unserer letzten Begegnung mehr als dreitausend Rubel verlebt habe. Ich lebe eben sehr unordentlich, das ist die Sache! . . . Meine Gesundheit ist gänzlich zerrüttet; ich bin nervenkrank und befürchte ein Nervenfieber. Ich bin so liederlich, daß ich gar nicht mehr ordentlich leben kann . . .

XI

An den Bruder Michail, den 1. April 1846

Du machst mir wohl Vorwürfe, weil ich dir so lange nicht geschrieben habe. Ich stehe aber auf dem Standpunkt Poprischtschins¹⁾: „Briefe sind Unsinn; nur Apotheker schreiben Briefe.“ Was hätte ich dir schreiben können? Wenn ich alles, was ich dir zu sagen habe, schreiben wollte, müßte ich ganze Bände voll schreiben. Jeder neue Tag bringt mir soviel Neues, so viele Veränderungen, Eindrücke, angenehme und unangenehme, günstige und ungünstige Dinge, daß ich keine Zeit zum Nachdenken habe. Erstens bin ich immer beschäftigt. Ich habe eine Menge Ideen und schreibe ununterbrochen. Stelle dir nur nicht vor, daß ich auf Rosen gebettet bin. Unsinn. Erstens habe ich sehr viel Geld ausgegeben (d. h. genau viertausendfünfhundert Rubel seit unserem letzten Wiedersehen) und etwa tausend Rubel Vorschuß auf meine Ware bekommen. Bei meiner dir wohlbekannten Genauigkeit habe ich mich also vollständig bestohlen; so kommt es wieder oft vor, daß ich ganz ohne Geld bin . . .

¹⁾ Held der „Memoiren eines Verrückten“ von Gogol.

Das macht aber nichts. Mein Ruhm hat seinen Höhepunkt erreicht. Im Laufe von zwei Monaten wurde ich nach meiner Berechnung fünfunddreißigmal in verschiedenen Zeitschriften erwähnt. In einzelnen Kritiken werde ich über alle Maßen gelobt, in anderen mit Einschränkungen und in anderen wieder entsetzlich beschimpft. Was könnte ich denn noch verlangen? Unangenehm und qualvoll ist es aber für mich, daß meine eigenen Freunde, Bjelinskij und die anderen, mit meinem „Goljädkin“ unzufrieden sind. Der erste Eindruck war ein unbewußtes Entzücken, großes Aufsehen und unendliches Gerede. Der zweite Eindruck war die Kritik. Alle, d. h. meine Freunde und das ganze Publikum erklärten einstimmig, daß mein „Goljädkin“ langweilig und fad sei und so sehr in die Länge gezogen, daß man ihn unmöglich lesen könne. Einer von den unsrigen beschäftigt sich nun ausschließlich damit, daß er täglich ein Kapitel liest, um nicht zu ermüden; dabei grunzt er vor Vergnügen. Ein Teil des Publikums schreit, das Buch sei ganz unmöglich, es sei unsinnig, solche Werke zu schreiben und zu drucken; andere schreien wieder, daß alles aus dem Leben geschöpft sei und daß sie sich im Buche erkennen; zuweilen bekomme ich auch solche Lobhymnen zu hören, daß ich mich schäme, sie wiederzugeben. Was mich betrifft, so war ich für einige Zeit völlig entmutigt. Ich habe ein entsetzliches Laster: ich bin unerlaubt ehrgeizig und eitel. Der Gedanke, daß ich alle auf mich gesetzten Hoffnungen betrogen und ein Werk, das sehr bedeutend werden konnte, verdorben habe, bedrückte mich sehr schwer. Mich ekelte vor dem Goljädkin. Vieles darin habe ich zu flüchtig und in Augenblicken der Ermüdung geschrieben. Die erste Hälfte ist besser als die zweite. Neben vielen glänzenden Stellen gibt es ekelhafte und so schlechte, daß ich sie selbst nicht lesen kann. Dies alles versetzte mich für eine Zeitlang in eine Hölle; ich war ganz krank vor Ärger. Lieber Bruder, ich will dir den Goljädkin in vierzehn Tagen schicken. Lies ihn und teile mir deine aufrichtige Meinung mit.

Ich übergehe mein Leben und mein Studium und teile dir einige Neuigkeiten mit. 1. Eine große Neuigkeit: Bjelinskij

verläßt die Redaktion der „Vaterländischen Annalen“. Seine Gesundheit ist arg zerrüttet, und er geht in ein Bad, vielleicht ins Ausland. Er will etwa zwei Jahre lang keine Kritiken mehr schreiben. Um seine Finanzen zu stärken, gibt er einen Almanach von fabelhaftem Umfang (sechzig Druckbogen) heraus. Ich schreibe für ihn zwei Erzählungen: 1. „Der ab-rasierte Badenbart“, 2. „Die Erzählung von den abgeschafften Ranzleien“; beide Erzählungen sind von einer erschütternden Tragik und außerordentlich interessant, dabei äußerst knapp. Das Publikum ist auf sie sehr gespannt. Beide Erzählungen sind kurz . . . Außerdem werde ich etwas für Krajewskij und einen Roman für Nekrassow schreiben. Das Ganze wird etwa ein Jahr in Anspruch nehmen. Der „Ab-rasierte Badenbart“ ist in diesen Tagen fertig.

Die zweite Neuigkeit. Es ist eine ganze Menge neuer Schriftsteller aufgetaucht. In einzelnen sehe ich Nebenbuhler. Besonders interessant sind Herzen (Islander) und Gontscharow. Von Herzen ist schon einiges erschienen; Gontscharow fängt erst eben an und ist noch nicht gedruckt. Beide werden über alle Maßen gelobt. Ich habe aber vorläufig den Vorrang und hoffe, ihn für immer zu behalten. Im literarischen Leben war noch nie so viel los wie jetzt. Es ist ein gutes Zeichen . . .

[Es folgen einige unwesentliche Mitteilungen über D.s Leben. Er erteilt u. a. dem Bruder den Rat, Goethes „Reineke Fuchs“ zu übersetzen.]

XII

An den Bruder Michail, den 17. September 1846

Ich habe dir schon mitgeteilt, daß ich mir eine Wohnung gemietet habe. Es geht mir nicht schlecht, ich habe aber keinerlei Mittel für die Zukunft. Krajewskij hat mir fünfzig Rubel gegeben, ich konnte aber seinem Gesicht ablesen, daß er mir nichts mehr geben wird; ich werde es ziemlich schwer haben.



Dostojewskis Vater

Eine gewisse Stelle [Zensur] hat meinen „Prochartschin“ entseßlich verstümmelt. Die Herren haben mir sogar, Gott weiß warum, das Wort „Beamter“ gestrichen; das Ganze war ja ohnehin durchaus unschuldig, doch haben sie es furchtbar zusammengestrichen. Sie haben in dem Buch das ganze Leben getötet. Es ist nur ein Skelett dessen, was ich dir vorgelesen habe, zurückgeblieben. Nun sage ich mich von meinem Werke los . . .

Ich schreibe noch immer den „Abrasierten Backenbart“. Die Arbeit geht sehr langsam vorwärts. Ich fürchte, daß sie nicht rechtzeitig fertig wird. Ich habe von zwei Herren, nämlich von Grigorowitsch und einem gewissen Beketow II. gehört, daß der „Petersburger Almanach“ in der Provinz nur unter dem Namen „Arme Leute“ bekannt ist. Der übrige Inhalt interessiert sie nicht im geringsten; der Absatz in der Provinz ist kolossal, die Leute zahlen oft den doppelten Preis. In den Buchhandlungen z. B. in Pensa und in Kiew kostet der Almanach ganz offiziell fünfundzwanzig und dreißig Rubel. Es ist ja wirklich merkwürdig; hier ist das Buch durchgefallen, und in der Provinz reißt man sich darum.

Grigorowitsch hat eine wirklich wunderbare Erzählung geschrieben; ich und Maikow (der übrigens einen langen Aufsatz über mich schreiben will) haben es durchgesehen, daß die Erzählung in den „Vaterländischen Annalen“ gedruckt wird; die Zeitschrift ist übrigens sehr verarmt. Sie haben keine einzige Erzählung im Vorrat.

Bei uns herrscht entseßliche Langeweile. Die Arbeit geht daher schlecht vorwärts. Ich habe bei euch wie im Paradiese gelebt; wenn es mir gut geht, muß ich immer alles mit meinem verdammten Charakter verderben . . .

XIII

An den Bruder Michail, (Brief ohne Datum) 1846

Liebstes Bruder! Ich will dir nur einige Worte schreiben, denn ich habe entseßlich viele Sorgen, und meine Lage ist

verzweifelt. Die Sache ist die, daß alle meine Pläne ins Wasser gefallen sind. Der Sammelband kommt nicht zustande, denn keine einzige von den Erzählungen, von denen ich dir neulich schrieb, ist zustande gekommen. Auch den „Abrasierten Backenbart“ habe ich aufgegeben. Ich habe alles aufgegeben, denn alles ist nur eine Wiederholung des Alten und längst von mir Ausgesprochenen. Ich habe eine Menge origineller, lebendiger und klarer Gedanken, die alle zu Papier gebracht werden wollen. Als ich den Schluß des „Abrasierten Backenbarts“ schrieb, kam ich ganz von selbst zu dieser Einsicht. In meiner Lage ist jede Eintönigkeit mein Verderben.

Ich schreibe an einer neuen Erzählung, und die Arbeit geht wie bei den „Armen Leuten“ leicht und frisch vorwärts. Ich habe diese Erzählung für Krajewskij bestimmt. Die Herren vom „Zeitgenossen“ mögen mir darüber zürnen; es rührt mich wenig. Wenn ich die Erzählung im Januar fertig habe, werde ich bis zum nächsten Jahr nichts mehr drucken lassen; ich will einen Roman schreiben, und er gibt mir schon jetzt keine Ruhe.

Um aber inzwischen irgendwie leben zu können, will ich „Die armen Leute“ und den überarbeiteten „Doppelgänger“ in Buchform erscheinen lassen . . .

XIV

An den Bruder Michail, den 26. November 1846

Alle meine Verlagsprojekte sind durchgefallen. Das Ganze war wenig lohnend, erforderte viel Zeit und war verfrüht. Das Publikum hätte sich vielleicht ablehnend verhalten. Ich will alles zum nächsten Herbst verschieben. Das Publikum wird mich inzwischen besser kennen lernen, und meine Stellung wird klarer sein. Außerdem habe ich einige Vorschüsse zu erwarten. Der „Doppelgänger“ ist bereits von einem Moskauer Künstler illustriert. Zu den „Armen Leuten“ werden jetzt hier von zwei Künstlern Illustrationen gemacht; wer sie besser

macht, bekommt den Auftrag. Bernardskij¹⁾ sagt mir, daß er mit mir im Februar in Unterhandlungen treten will und mir einen gewissen Betrag für das Recht, meine Werke mit seinen Illustrationen herauszugeben, bezahlen wird. Bisher war er mit den Illustrationen zu den „Toten Seelen“ beschäftigt. Mit einem Worte, die Verlagspläne interessieren mich nicht mehr. Außerdem habe ich auch wenig Zeit. Ich habe eine Menge Arbeit und Aufträge. Ich muß dir mitteilen, daß ich alle Beziehungen zum „Zeitgenossen“ in Person Nekrassows abgebrochen habe. Er ärgerte sich, weil ich auch für Krajewskij schreibe, dem ich noch seine Vorschüsse abarbeiten muß, und weil ich nicht die von ihm gewünschte öffentliche Erklärung abgeben wollte, daß ich nicht zum Redaktionsverbande der „Vaterländischen Annalen“ gehöre. Als er sah, daß er von mir in der allernächsten Zeit keine neue Arbeit bekommen kann, warf er mir verschiedene Grobheiten an den Kopf und beging die Unvorsichtigkeit, von mir Geld zu verlangen. Ich nahm ihn beim Wort und stellte einen Schuldschein über den ganzen Betrag, zahlbar am 15. Dezember, aus. Ich will, daß sie selbst zu mir kommen. Als ich Nekrassow tüchtig ausgeschimpft hatte, tänzelte er und jammerte wie ein bestohlener Jude. Es ist mit einem Worte eine schmutzige Geschichte. Jetzt verbreiten sie über mich das Gerücht, daß ich von Ehrgeiz angesteckt sei und mich dem Krajewskij verkauft habe, weil Maikow²⁾ mich in seiner Zeitschrift lobt. Nekrassow hat nun die Absicht, mich herunterzureißen. Was aber Bjelinskij betrifft, so ist er so charakterlos, daß er selbst in literarischen Dingen seine Ansichten fünfmal in der Woche ändern kann. Nur zu ihm allein habe ich noch meine früheren guten Beziehungen bewahrt. Er ist ein durchaus edler Mensch. Krajewskij hat sich über diese ganze Geschichte so sehr gefreut, daß er mir Geld gab und außerdem alle meine Schulden zum 15. Dezember zu bezahlen versprach. Dafür muß ich bis zum Frühjahr für ihn arbeiten.

¹⁾ Bernadskij — ein um jene Zeit beliebter Kupferstecher und Buch-illustrator.

²⁾ Valerian Maikow — Kritiker an den „Vaterländischen Annalen“.

Nun siehst du, Bruder: aus der ganzen Geschichte habe ich eine weise Regel gewonnen. Erstens schädigt sich der beginnende begabte Autor, wenn er freundschaftliche Beziehungen mit den Verlegern und Besitzern von Zeitschriften unterhält; die Folge davon ist, daß die Leute sich nachher zu viel erlauben und sich schmutzig benehmen. Dann kommt die Unabhängigkeit des Dichters, und schließlich muß er seine Arbeit ganz der heiligen Kunst weihen; diese Arbeit ist heilig, keusch und erfordert ein einfältiges Herz; mein Herz bebt jetzt wie noch nie vor all den neuen Gestalten, die in meinem Geiste entstehen. Bruder, ich mache jetzt nicht nur eine moralische, sondern auch eine physische Wandlung durch. Noch nie war in mir solche Klarheit, solcher innerer Reichtum, noch nie war mein Charakter so gleichmäßig, meine Gesundheit so zufriedenstellend wie jetzt. Ich verdanke dies in hohem Grade meinen guten Freunden: Beketow, Saljubezkij und den anderen, mit denen ich lebe. Es sind tüchtige, kluge Menschen mit feiner Herzensbildung und edlem festem Charakter. Der Umgang mit ihnen hat mich geheilt. Ich machte ihnen schließlich den Vorschlag, zusammen zu wohnen. Wir mieteten uns eine große Wohnung und teilen alle Auslagen für die Wirtschaft zu gleichen Teilen, was höchstens zwölfhundert Rubel pro Kopf und Jahr ausmacht. So groß sind die Segnungen des Genossenschaftsprinzips! Ich habe ein eigenes Zimmer und arbeite den ganzen Tag.

XV

An den Bruder Michail 1847

Lieber Bruder! Ich muß dich schon wieder um Vergebung bitten, weil ich nicht Wort gehalten und dir nicht gleich mit der nächsten Post geschrieben habe. Ich war aber während der ganzen Zeit in einer so gedrückten Stimmung, daß es mir unmöglich war, zu schreiben. Ich habe mir auch viele qualvolle Gedanken über dich gemacht. So schwer ist

dein Schicksal, lieber Bruder! Bei deiner schwachen Gesundheit, deinen Gedanken, ganz ohne Gesellschaft, bei ständiger Langeweile anstatt eines Festes und bei den ständigen Sorgen um deine Familie, die dir zwar süß sind, doch immerhin als schweres Joch auf dir lasten, ist das Leben unerträglich. Verliere aber nicht den Mut, Bruder. Es werden noch bessere Tage kommen. Weißt du: je reicher wir an Geist und innerem Gehalt sind, um so schöner erscheint unser Leben. Schrecklich ist ja natürlich die Dissonanz zwischen uns und der Gesellschaft. Das Äußere und das Innere müssen im Gleichgewicht sein. Denn beim Mangel an äußeren Erlebnissen werden die inneren Erlebnisse immer die Oberhand gewinnen, was höchst gefährlich ist. Die Nerven und die Phantasie machen sich in diesem Falle in unserem Wesen zu breit. Jedes äußere Erlebnis erscheint uns kolossal und ängstigt uns. Wir fangen an, das Leben zu fürchten. Es ist noch ein Glück, daß die Natur dich mit Liebe und Charakterstärke ausgestattet hat. Du hast noch einen starken, gesunden Verstand und Funken eines diamantenen Humors und frohen Temperaments. Dies ist deine Rettung. Ich denke immer viel an dich. Mein Gott, es gibt so viele häßliche, gemeine und beschränkte graubärtige Philosophen, Lebenskünstler und Pharisäer, die auf ihre Lebenserfahrung, d. h. Unpersönlichkeit (denn sie sind alle nach der gleichen Schablone gearbeitet) stolz sind, zu nichts taugen, die immerwährend Zufriedenheit mit dem Schicksal, einen Glauben an irgend etwas, Beschränkung im Leben und Zufriedenheit mit seiner Lage predigen, und dabei gar nicht an den Sinn dieser Worte denken; denn ihre Zufriedenheit gleicht der klösterlichen Selbstkasteiung; sie verurteilen mit unendlich kleinlicher Gehässigkeit die starke, glühende Seele eines jeden, der sich ihrem abgeschmackten Tagesprogramm und Lebenskalender nicht fügen will. Wie gemein sind doch diese Prediger des falschen irdischen Glückes! Ja, sie sind alle gemein! So oft ich ihnen in die Hände gerate, dulde ich Höllequalen . . .

[Hier folgt der Bericht über einen Besucher, der Dostojewskij mit seiner Kleinlichkeit außer sich gebracht hatte.]

. . . Ich möchte dich so gerne wiedersehen. Zuweilen quält mich eine namenlose Trauer. Ich muß manchmal daran denken, wie schwerfällig und eckig ich bei euch in Reval war. Ich war damals krank. Ich erinnere mich noch, wie du mir einmal gesagt hast, daß mein Benehmen dir gegenüber gegenseitige Gleichheit ausschließt. Mein geliebter Bruder! Du warst ungerecht. Ich habe ja wirklich einen schlechten, abstoßenden Charakter. Ich habe dich aber immer über mich gestellt. Ich könnte für dich und die Deinigen mein Leben opfern; doch auch wenn mein Herz in Liebe glüht, kann man von mir oft kein einziges freundliches Wort herausbekommen. In solchen Augenblicken habe ich meine Nerven nicht in der Gewalt. Ich erscheine lächerlich und abstoßend und muß unsagbar darunter leiden, daß mich meine Mitmenschen falsch beurteilen. Man sagt, ich sei trocken und herzlos. Wie oft habe ich Emilie Fjodorowna, einer Frau, die tausendmal besser ist als ich, Grobheiten gesagt. Ich kann mich erinnern, daß ich mich oft ohne jeden Grund über deinen Sohn Fedja ärgerte, obwohl ich ihn zur gleichen Zeit vielleicht noch mehr liebte, als dich. Ich kann mich nur dann als ein Mensch von Herz und Gemüt zeigen, wenn die äußeren Umstände mich gewaltsam aus dem ewigen Alltag herausreißen. Wenn dies aber nicht geschieht, bin ich immer abstoßend. Diese Ungleichmäßigkeit erkläre ich mit meiner Krankheit. Hast du die „Lucretia Floriani“ gelesen? Sieh dir auch den „König“ an. Bald wirst du aber meine „Netotschka Neswanowa“ lesen können. Diese Erzählung wird wie der „Soljädin“ meine Beichte sein, wenn auch anders im Ton. Über „Soljädin“ bekomme ich oft solche Äußerungen zu hören, daß es mir ganz bange wird. Manche sagen, dieses Werk sei ein wirkliches, doch unverstandenes Wunder, es werde in der Zukunft eine kolossale Bedeutung haben und dieser „Soljädin“ allein genüge schon, um mich berühmt zu machen; viele finden die Erzählung spannender als die Werke von Dumas. Nun fange ich schon wieder an, mich zu loben. Wie angenehm ist es aber, Bruder, richtig verstanden zu werden! Wofür liebst du mich eigentlich so sehr? Ich werde mir Mühe geben, dich möglichst

bald wieder zu sehen. Laß uns doch einander glühend lieben. Wünsche mir Erfolg. Ich arbeite jetzt an der „Wirtin“. Sie gerät mir besser als die „Armen Leute“. Die Erzählung ist im gleichen Genre. Eine Quelle von Begeisterung, die meiner Seele entspringt, leitet meine Feder. Es ist ganz anders als beim „Prochartschin“, an dem ich den ganzen Sommer gelitten habe. Wie gern möchte ich dir, Bruder, sobald als möglich helfen. Hoffe felsenfest auf das Geld, das ich dir versprochen habe. Küsse von mir alle Deinigen. Inzwischen bin ich
dein Dostojewskij.

XVI

An den Bruder Michail

[Nachschrift zu einem längern Geschäftsbrief vom Frühjahr 1847.]

Du wirst es kaum glauben. Es ist schon das dritte Jahr meiner literarischen Tätigkeit, und ich bin wie im Rausche. Ich sehe das Leben um mich herum gar nicht, habe keine Zeit, zur Besinnung zu kommen; ich habe auch keine Zeit, um etwas zu lernen. Ich will endlich etwas Sicheres erreichen. Sie haben mir einen zweifelhaften Ruhm geschaffen, und ich weiß nicht, wie lange noch diese Hölle, diese Armut und die vielen eiligen Arbeiten dauern werden; o könnte ich einmal Ruhe haben!!

XVII

An den Bruder Michail, den 18. Juli 1849

[Aus der Festung.]

Lieber Bruder, ich habe mich über deinen Brief unsagbar gefreut; ich habe ihn am 11. Juli erhalten. Endlich bist du frei, und ich kann mir lebhaft vorstellen, wie glücklich du warst, als du deine Familie wieder sahst. Mit welcher Unge-

duld haben sie dich wohl erwartet! Wie ich sehe, beginnst du dir dein Leben anders einzurichten. Womit bist du jetzt beschäftigt und, vor allen Dingen, wovon lebst du jetzt? Hast du Arbeit, und was für welche? Der Sommer ist ja in der Stadt so schwer zu ertragen. Du berichtest nur, daß du dir eine neue Wohnung gemietet hast; da wirst du es wohl noch enger haben. Es ist schade, daß du nicht den ganzen Sommer auf dem Lande verbringen kannst. Ich danke dir für deine Sendungen; sie haben mir Erleichterung und Zerstreuung verschafft. Du schreibst mir, geliebter Freund, ich solle den Mut nicht verlieren. Ich verliere ja gar nicht meinen Mut; es ist mir allerdings recht langweilig und traurig, was soll ich aber machen! Übrigens ist es auch nicht immer langweilig. Die Zeit vergeht mir überhaupt recht ungleichmäßig — bald zu schnell, bald zu langsam. Zuweilen habe ich den Eindruck, als hätte ich mich bereits an dieses Leben gewöhnt und als wäre mir alles gleich. Ich suche mir natürlich alle verführerischen Gedanken aus dem Kopfe zu jagen, kann aber mit ihnen oft nicht fertig werden; das frühere Leben mit den früheren Eindrücken bestürmt meine Seele, und ich durchlebe alles Vergangene von neuem. Das ist ja auch in der Ordnung der Dinge. Die Tage sind jetzt zum größten Teil heiter, und es ist mir etwas lustiger zumute. Die regnerischen Tage sind dagegen unerträglich, und die Rasematte sieht dann noch viel unfreundlicher aus. Ich habe auch Beschäftigung. Ich habe die Zeit nicht unnütz vertan: ich habe den Plan zu drei Erzählungen und zwei Romanen gefaßt; einen Roman schreibe ich jetzt, vermeide aber, zuviel zu arbeiten.

Solche Arbeit, besonders wenn ich sie mit großer Lust mache (ich habe nie so sehr *con amore* gearbeitet wie jetzt), hat mich immer angegriffen und auf meine Nerven gewirkt. Solange ich in Freiheit arbeitete, mußte ich immer die Arbeit durch Zerstreuungen unterbrechen; hier muß aber die auf die Arbeit folgende Erregung ganz von selbst vergehen. Meine Gesundheit ist gut, bis auf die Hämorrhoiden und die Zerrüttung der Nerven, die crescendo fortschreitet. Ab und zu bekomme ich Anfälle von Atemnot, der Appetit ist wie früher

sehr ungenügend, der Schlaf ist schlecht und dazu noch mit krankhaften Träumen. Ich schlafe etwa fünf Stunden am Tage und erwache jede Nacht an die viermal. Dies ist das einzige, was mich bedrückt. — Am unangenehmsten sind die Stunden der Abenddämmerung! Um neun Uhr ist es bei uns schon ganz finster. Ich schlafe oft erst um ein und um zwei Uhr nach Mitternacht ein, und die fünf Stunden, die ich im Finstern liegen muß, sind schwer zu ertragen. Dadurch wird meine Gesundheit am meisten angegriffen. Wann unser Prozeß beendet sein wird, kann ich gar nicht sagen, denn ich habe jede Vorstellung für die Zeit verloren und führe nur einen Kalender, auf dem ich rein passiv jeden vergangenen Tag streiche: erledigt! Ich habe hier nicht sehr viel gelesen: zwei Beschreibungen von Reisen ins Heilige Land und die Werke des Demetrius von Rostow. Die letzteren haben mich sehr interessiert; doch diese Lektüre ist nur ein Tropfen im Meere; jedes andere Buch würde mich, wie mir scheint, ganz außerordentlich freuen und könnte mir auch recht nützlich sein, denn so würde ich meine eigenen Gedanken durch fremde unterbrechen oder auf einen anderen Ton stimmen.

Hier hast du alle Einzelheiten über mein jetziges Leben; sonst kann ich dir nichts mitteilen. Es freut mich, daß du deine Familie beim besten Wohlfsein angetroffen hast. Hast du schon nach Moskau von deiner Befreiung geschrieben? Es ist schade, daß dort nichts werden will. Wie gerne möchte ich wenigstens einen Tag mit euch verbringen! Es sind schon bald drei Monate, seit wir hier in der Festung sitzen; was wohl noch weiter kommen mag! Vielleicht werde ich in diesem Sommer überhaupt kein grünes Blatt zu sehen bekommen. Weißt du noch, wie man uns manchmal im Mai ins Gärtchen spazieren führte? Dort begann es damals zu grünen, und ich mußte an Reval denken, wo ich dich um diese Jahreszeit besuchte, und an den Garten am Ingenieurhause. Es schien mir immer, daß auch dir dieser Vergleich in den Sinn kommen müsse; so traurig war mir zumute. Ich hätte auch Lust, manche andere Menschen zu sehen. Mit wem kommst du jetzt zusammen? Alle sind wohl auf dem Lande. Unser Bruder

Andrej muß jetzt unbedingt in der Stadt sein; hast du Nikolja gesehen? Grüße sie alle von mir. Küsse von mir alle deine Kinder, grüße deine Frau und sage ihr, daß es mich sehr rührt, daß sie an mich denkt; mache dir nicht zu viel Sorgen wegen mir. Ich habe nur den einen Wunsch, gesund zu sein; die Langweile ist etwas Vorübergehendes, und die gute Laune hängt ja schließlich von mir selbst ab. Im Menschen steckt unglaublich viel Fähigkeit und Lebenskraft; ich hatte nie erwartet, daß ich so viel davon habe; nun weiß ich es aus Erfahrung. Lebe wohl! Ich hoffe, daß dir diese wenigen Zeilen recht viel Freude machen werden. Grüße alle, die du siehst, und die ich kannte; vergiß niemand. Ich habe niemand vergessen. Was mögen wohl deine Kinder über mich denken und wie suchen sie sich zu erklären, wohin ich verschwunden bin! Lebe wohl. Wenn es irgendwie geht, schicke mir die „Vaterländischen Annalen“. So werde ich wenigstens etwas zu lesen haben. Schreibe mir auch einige Zeilen, es wird mich außerordentlich freuen.

Auf Wiedersehen!

Dein Bruder I. Dostojewskij.

XVIII

An den Bruder Michail, den 27. August 1849

[Aus der Festung.]

Es freut mich, daß ich dir antworten darf, lieber Bruder, und mich bei dir für die Büchersendung bedanken kann. Es freut mich auch, daß du gesund bist, und daß die Haft keinerlei schlimme Folgen für deine Gesundheit gehabt hat. Ganz besonders bin ich dir für die „Vaterländischen Annalen“ dankbar. Du schreibst mir aber viel zu wenig, und meine Briefe sind viel ausführlicher als die deinigen. Dies nur nebenbei, du wirst dich schon ein anderes Mal bessern.

Von mir kann ich dir nichts Bestimmtes sagen. Über unsern Prozeß weiß ich noch immer gar nichts. Mein p e r s ö n l i c h e s

Leben ist noch ebenso eintönig, wie bisher; man hat mir aber erlaubt, im Garten spazieren zu gehen, wo es fast siebzehn Bäume gibt. Dies ist für mich ein großes Glück. Außerdem bekomme ich in den Abendstunden eine Kerze: dies ist mein zweites Glück. Das dritte Glück werde ich erleben, wenn du mir möglichst bald antwortest und das nächste Heft der „Vaterländischen Annalen“ schickst; ich bin ja in der Lage eines auswärtigen Abonnenten und warte auf jedes Heft wie auf ein großes Ereignis, wie ein vor Langeweile vergehender Gutsbesitzer in der Provinz. Willst du mir einige geschichtliche Werke schicken? Das wäre ausgezeichnet. Am besten wäre es aber, wenn du mir die Bibel (beide Testamente) schicken wolltest. Ich brauche sie. Sollte es unmöglich sein, so schicke sie mir in französischer Übersetzung. Wenn du aber auch noch eine slawische Ausgabe hinzufügen könntest, so wäre es der Gipfel der Vollkommenheit.

Von meiner Gesundheit kann ich dir nichts Gutes berichten. Seit einem ganzen Monat lebe ich fast ausschließlich von Rizinusöl. Meine Hämorrhoiden quälen mich ganz außergewöhnlich; außerdem spüre ich einen Schmerz in der Brust, den ich noch nie gehabt habe. Meine nervöse Empfindlichkeit hat sich bedeutend verschärft, besonders in den Abendstunden; nachts habe ich lange häßliche Träume, und in der letzten Zeit habe ich oft das Gefühl, als ob der Fußboden unter mir schwankte, und ich sitze in meinem Zimmer wie in einer Dampferkajüte. Aus all diesem schließe ich, daß meine Nerven immer mehr zerrüttet werden. So oft ich früher solche nervöse Störungen hatte, nützte ich sie aus, um zu schreiben: in solchem Zustande schreibe ich viel mehr und viel besser als gewöhnlich; jetzt enthalte ich mich aber des Schreibens, um mich nicht gänzlich zugrunde zu richten. Ich hatte eine Pause von drei Wochen, wo ich überhaupt nicht schrieb; jetzt habe ich wieder angefangen. Übrigens macht das alles nichts; ich kann es noch immerhin aushalten. Vielleicht werde ich mich noch einmal erholen.

Du hast mich ins höchste Erstaunen versetzt, als du mir schriebst, daß man in Moskau, wie du glaubst, nichts von

unserm Abenteuer weiß. Ich habe darüber nachgedacht und bin zum Schluß gekommen, daß dies ganz unmöglich ist. Sie werden es ganz bestimmt wissen, und ihr Schweigen führe ich auf eine ganz andere Ursache zurück. Das war auch übrigens zu erwarten. Die Sache ist ja klar . . .

[Weiter ist in diesem Briefe die Rede von der Familie des des Bruders; auch macht D. einige unbedeutende Bemerkungen zu den Aufsätzen in den „Vaterländischen Annalen“.]

XIX

An den Bruder Michail, den 14. September 1849

[Aus der Festung.]

Deinen Brief, lieber Bruder, die Bücher (Shakespeare, Bibel und die „Vaterländischen Annalen“) und das Geld (zehn Rubel) habe ich erhalten und danke dir für alles. Es freut mich, daß du gesund bist. Mir geht es wie früher. Immer dieselben Verdauungsstörungen und Hämorrhoiden. Ich weiß gar nicht, wann das alles vorübergehen wird. Es nahen die für mich so schweren Herbstmonate, und mit ihnen kommt auch meine Hypochondrie wieder. Der Himmel ist schon jetzt trüb; meine Gesundheit und meine gute Laune sind vom kleinen Fegen des heiteren Himmels, den ich aus meiner Rasematte sehen kann, abhängig. Doch bin ich vorläufig noch am Leben und verhältnismäßig gesund. Diese Tatsache steht für mich fest. Darum bitte ich dich, dir meinen Zustand nicht allzu düster vorzustellen. Meine Gesundheit ist vorläufig gut. Ich hatte Schlimmeres erwartet, und jetzt sehe ich, daß ich so viel Lebenskraft in mir habe, daß sie sich gar nicht erschöpfen läßt.

Ich danke dir noch einmal für die Bücher. Sie geben mir wenigstens Zerstreuung. Seit fast fünf Monaten lebe ich ausschließlich von meinen eigenen Mitteln, d. h. von meinem Kopf allein und sonst von nichts. Diese Maschine ist vorläufig noch im Gange. Es ist übrigens unsagbar schwer, nur zu denken.

ewig zu denken, ohne alle äußeren Eindrücke, die die Seele erfrischen und nähren! Ich lebe gleichsam unter der Glocke einer Luftpumpe, aus der man die Luft herauspumpt. Mein ganzes Wesen hat sich im Kopfe konzentriert und ist aus dem Kopfe in die Gedanken geflüchtet, obwohl die Gedankenarbeit von Tag zu Tag größer wird. Die Bücher sind zwar nur ein Tropfen im Meere, doch helfen sie mir immerhin. Meine eigene Arbeit verzehrt aber, wie mir scheint, meine letzten Kräfte. Übrigens macht sie mir viel Freude.

Ich habe die von dir geschickten Bücher gelesen. Für den Shakespeare bin ich dir besonders dankbar. Das war ein guter Einfall von dir! Der englische Roman in den „Vaterländischen Annalen“ ist sehr gut. Die Komödie von Turgenjew ist dagegen unerlaubt schlecht. Warum hat er immer solches Pech? Ist es ihm denn immer beschieden, jedes seiner Werke, dessen Umfang einen Druckbogen übersteigt, zu verderben? Ich habe ihn in dieser Komödie gar nicht wiedererkannt. Keine Spur von Originalität: alles steckt bei ihm im alten, ausgefahrenen Geleise. Alles ist schon vor ihm ausgesprochen worden und noch viel besser. Die letzte Szene zeigt eine kindliche Ohnmacht. Hier und da glaubt man Spuren von Begabung zu sehen, doch nur in Ermangelung eines Besseren. Wie prächtig ist der Aufsatz über die Banken! Und wie allgemeinverständlich! Ich danke allen, die sich meiner erinnern; grüße mir deine Emilie Fjodorowna, unsern Bruder Andrej und küsse die Kinder, denen ich besonders Erholung wünsche. Ich weiß wirklich nicht, Bruder, wann und wie wir uns wiedersehen werden! Lebe wohl und vergiß mich bitte nicht. Schreibe mir, wenn auch erst in zwei Wochen.

Auf Wiedersehen!

Dein F. Dostojewskij.

Mache dir bitte keine Sorgen über mich. Wenn du mir irgendwelche Lektüre verschaffen kannst, so schicke sie mir.

XX

An den Bruder Michail, den 22. Dezember 1849

[Aus der Festung.]

S heute, am 22. Dezember, wurden wir alle nach dem Semjonower Platz verbracht. Dort verlas man uns das Todesurteil, ließ uns das Kreuz küssen, zerbrach über unseren Köpfen den Degen und machte uns die Todestoilette (weiße Hemden). Dann stellte man drei von uns vor dem Pfahle auf, um das Todesurteil zu vollstrecken. Ich war der sechste in der Reihe; wir wurden in Gruppen von je drei Mann aufgerufen, und so war ich in der zweiten Gruppe und hatte nicht mehr als eine Minute noch zu leben. Ich dachte an dich, mein Bruder, und an die Deinigen; in dieser letzten Minute standest du allein vor meinem Geiste; da fühlte ich erst, wie sehr ich dich liebe, mein geliebter Bruder! Ich hatte noch Zeit, Pleschtschejew und Durov, die neben mir standen, zu umarmen und von ihnen Abschied zu nehmen. Schließlich wurde Retraite getrommelt, die an den Pfahl Gebundenen wurden zurückgeführt, und man las uns vor, daß Seine Kaiserliche Majestät uns das Leben schenke. Dann wurden die endgültigen Urteile verlesen. Palm allein ist vollständig begnadigt worden. Man hat ihn mit dem gleichen Rang in die Linie versetzt.

F. Dostojewskij.

XXI

An den Bruder Michail, [Aus Omsk], den 22. Februar 1854

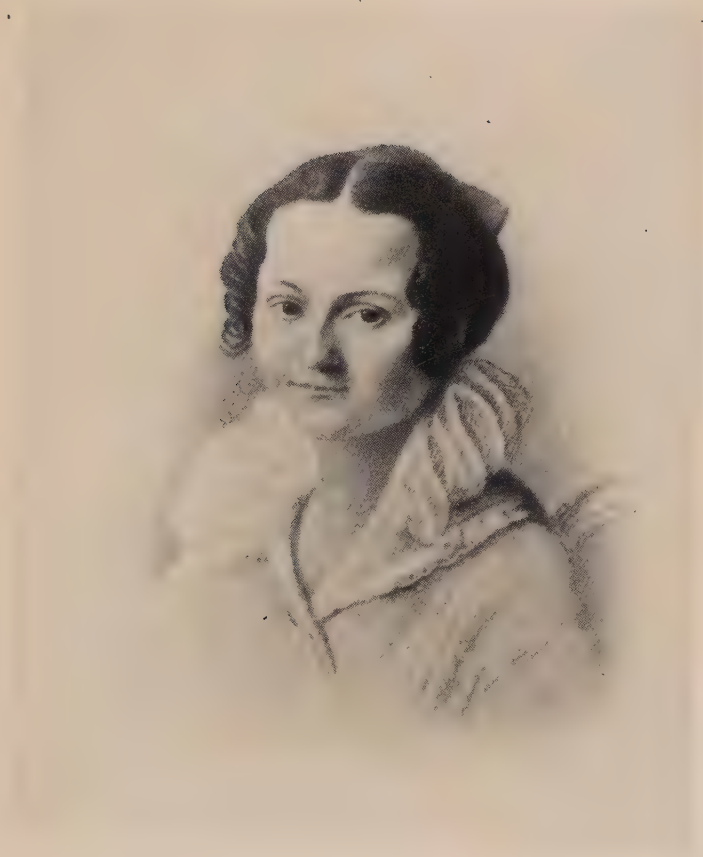
Endlich kann ich mit dir etwas ausführlicher und, wie mir scheint, auf einem zuverlässigeren Wege sprechen. Bevor ich dir aber auch nur eine Zeile schreibe, muß ich dich fragen: sag' mir um Gottes willen, warum hast du mir bisher keine einzige Silbe geschrieben? Durfte ich denn das von dir er-

warten? Glaube mir, in meiner einsamen und isolierten Lage verfiel ich einigemal in vollständige Verzweiflung, denn ich glaubte, du seiest nicht mehr am Leben; ganze Nächte lang machte ich mir Gedanken, was wohl mit deinen Kindern werden wird, und ich verfluchte mein Schicksal, weil ich ihnen nicht helfen konnte. So oft ich aber hörte, daß du bestimmt am Leben bist, wurde ich wütend (dies kam aber nur in krankhaften Stunden vor, deren ich recht viel erlebt habe), und ich begann dir bittere Vorwürfe zu machen. Doch auch solche Zustände vergingen; ich entschuldigte dich, ich bemühte mich, Rechtfertigung für dich zu finden, beruhigte mich, so oft ich eine fand, und gab kein einziges Mal meinen Glauben an dich auf: ich weiß, daß du mich liebst und mich im guten Andenken bewahrst. Ich habe dir einen Brief durch unseren Stab geschrieben. Du hast ihn unbedingt bekommen müssen; ich habe von dir Antwort erwartet und keine bekommen. Hat man dir denn verboten, mir zu schreiben? Ich weiß aber, daß es erlaubt ist, denn ein jeder von den hiesigen politischen Sträflingen bekommt mehrere Briefe im Jahre. Auch Durow hat einige Briefe bekommen; wir fragten oft bei der Behörde an, wie es mit der Korrespondenz stehe, und man bestätigte uns, daß man wohl das Recht habe, Briefe zu schreiben. Mir scheint, ich habe den wahren Grund deines Schweigens erraten. Du warst zu faul, auf die Polizei zu gehen; und wenn du auch einmal hingegangen bist, so hast du dich wohl bei der ersten abschlägigen Antwort beruhigt, die dir irgendein Beamter, der den Sachverhalt nicht genau kennt, gegeben haben mag. Du hast mir dadurch viel egoistischen Kummer gemacht. Ich dachte mir: wenn er sich wegen eines Briefes nicht bemühen will, wird er sich doch sicher auch in irgendeiner wichtigeren Sache nicht bemühen wollen! Schreibe und antworte mir so schnell als möglich, schreibe mir, ohne eine Gelegenheit abzuwarten, offiziell, schreibe möglichst genau und ausführlich. Ich bin jetzt wie ein von einem Brotlaib abgeschnittenes Stück; ich möchte wieder anwachsen, kann es aber nicht. Les absents ont toujours tort. Sollte denn dieser Satz auch bei uns beiden stimmen? Sei aber unbesorgt, ich glaube an dich.

Es ist schon eine Woche vergangen, seit ich das Zuchthaus verlassen habe. Diesen Brief schicke ich dir streng geheim, sage niemandem nur eine Silbe davon. Ich werde dir übrigens auch noch einen offiziellen Brief durch den Stab des Sibirischen Armeekorps schicken. Auf den offiziellen Brief antworte mir sofort, auf diesen aber — bei der ersten passenden Gelegenheit. Du mußt übrigens auch im offiziellen Brief sehr ausführlich schreiben, was du in diesen vier Jahren erlebt hast. Was mich betrifft, so hätte ich dir gerne ganze Bände geschrieben. Da aber meine Zeit auch zu diesem Brief kaum ausreicht, werde ich dir nur das Wichtigste mitteilen.

Was ist das Wichtigste? Was war für mich in der letzten Zeit am wichtigsten? Wenn ich es mir überlege, komme ich zur Einsicht, daß dieser Brief auch für das Wichtigste viel zu wenig Raum bietet. Soll ich dir denn davon, was in meinem Kopfe vorgeht, was ich durchgedacht, was ich durchgemacht, was für Überzeugungen ich gewonnen und zu welchen Schlüssen ich gekommen bin, mitteilen? Ich kann diese Aufgabe gar nicht übernehmen. Eine solche Arbeit ist absolut unausführbar. Ich liebe es nicht, eine Arbeit nur halb zu tun; nur einiges sagen — hieße nichts sagen. Du hast jetzt übrigens meinen ausführlichen Bericht in Händen: lies ihn und entnimm ihm, was du willst. Es ist meine Pflicht, dir alles mitzuteilen, und darum beginne ich mit meinen Erinnerungen.

Weißt du noch, wie wir uns getrennt haben, du mein Teurer, Geliebter? Raum warst du von mir fortgegangen, als man uns drei: Durow, Jastrschembskij und mich fortführte, um uns einzuschmieden. Genau um Mitternacht, d. h. am Weihnachtsabend (1849) wurden mir zum erstenmal Fesseln angelegt. Sie wogen etwa zehn Pfund und erschwerten außerordentlich das Gehen. Dann setzte man uns in offene Schlitten, einen jeden für sich mit einem Gendarmen, und so verließen wir auf vier Schlitten, der Feldjäger eröffnete den Zug, Petersburg. Mir war es schwer ums Herz, und die vielen verschiedenartigen Eindrücke erfüllten mich mit wirren und unbestimmten Gefühlen. Das Herz lebte noch von einer eigentümlichen Unruhe, und sein Schmerz war daher gedämpft.



Dostojewskis Mutter

Doch die frische Luft wirkte auf mich belebend, und da man gewöhnlich vor einem jeden neuen Lebensabschnitt eine besondere Lebendigkeit und Rüstigkeit empfindet, so war ich im Grunde genommen durchaus ruhig. Ich betrachtete aufmerksam alle festlich erleuchteten Häuser von Petersburg und nahm von jedem einzelnen Abschied. Man führte uns an deiner Wohnung vorbei, und bei Krajewskij waren die Fenster festlich erleuchtet. Du hattest mir gesagt, daß es bei ihm eine Weihnachtsfeier und einen Christbaum geben würde, und daß deine Kinder mit Emilie Fjodorowna hingehen wollten; vor diesem Hause wurde mir entsetzlich traurig zumute. Ich nahm gleichsam Abschied von den Kinderchen. Sie taten mir so sehr leid, und selbst nach Jahren dachte ich an sie oft mit Tränen in den Augen. Man führte uns über Jaroslawl; nach drei oder vier Stationen machten wir beim ersten Morgengrauen in Schlüsselburg halt und kehrten in ein Wirtshaus ein. Wir tranken den Tee mit solcher Eier, als ob wir seit acht Tagen nichts genossen hätten. Nach den acht Monaten Gefängnis machten uns die sechzig Werst Schlittenfahrt einen Appetit, an den ich noch heute mit Freude denke.

Ich war in guter Laune, Durow plauderte ununterbrochen, und Jastreschewskij äußerte ungewöhnliche Befürchtungen über die Zukunft. Wir alle bemühten uns, unsern Feldjäger näher kennen zu lernen. Er war ein guter Alter, uns sehr freundlich gesinnt, ein Mann, der schon manches in seinem Leben gesehen hatte; er hatte schon ganz Europa mit Depeschen bereist. Unterwegs hat er uns viele Gefälligkeiten erwiesen. Er hieß Kusma Prokofjewitsch Prokofjew. Er ließ uns u. a. in einen geschlossenen Schlitten umsteigen, was uns sehr willkommen war, denn der Frost war fürchterlich.

Der zweite Tag war ein Feiertag; die Rutscher, die auf den verschiedenen Stationen abwechselten, trugen Mäntel aus grauem deutschem Tuch mit hellroten Gürteln; in den Dorfstraßen war kein Mensch zu sehen. Es war ein herrlicher Wintertag. Man führte uns durch die entlegeneren Teile des Petersburger, Nowgoroder und Jaroslawler Gouvernements. Es waren lauter unbedeutende Städtchen, in großem Abstände

voneinander. Wir fuhren aber an einem Feiertag, und daher gab es überall genug zu essen und zu trinken. Die Fahrt war entsetzlich. Wir waren zwar warm gekleidet, doch saßen wir zehn Stunden ununterbrochen im Schlitten und hielten nur auf fünf bis sechs Stationen; es war fast unerträglich. Ich fror bis ans Herz und konnte mich in den warmen Zimmern der Stationen kaum wieder erwärmen. Merkwürdigerweise hatte ich mich bei dieser Fahrt vollständig erholt. In der Gegend von Perm hatten wir einmal nachts einen Frost von vierzig Grad. Das möchte ich dir nicht empfehlen. Es war recht unangenehm. Traurig war der Augenblick, als wir über den Ural fuhren. Die Pferde und die Schlitten versanken im Schnee. Ein Schneesturm wütete. Wir stiegen aus dem Schlitten — es war Nacht — und warteten stehend, bis man die Schlitten wieder herauszog. Um uns herum wütete der Schneesturm. Wir standen an der Grenze von Europa und Asien, vor uns lag Sibirien und die geheimnisvolle Zukunft; hinter uns — unsere ganze Vergangenheit; es war sehr traurig, Tränen traten mir in die Augen. Unterwegs strömten die Bauern aus allen Dörfern zusammen, um uns zu sehen; obgleich wir gefesselt waren, verdreifachte man für uns auf allen Stationen die Preise. Kusma Prokofjewitsch nahm die Hälfte unserer Auslagen auf seine Rechnung, so sehr wir uns auch dagegen sträubten; auf diese Weise hatte ein jeder von uns während der ganzen Reise nur fünfzehn Rubel Auslagen gehabt.

Am 12. Januar (1850) kamen wir nach Tobolsk. Nachdem man uns der Obrigkeit vorgestellt und durchsucht hatte, wobei man uns unser ganzes Geld abnahm, führte man mich, Durow und Jastrschembskij in eine eigene Zelle; die übrigen, Spjeschnjow usw., die vor uns angelangt waren, saßen in einer anderen Abteilung, und wir bekamen einander während der ganzen Zeit fast nicht zu sehen.

Ich hätte dir gerne ausführlicher über unsern sechstägigen Aufenthalt in Tobolsk und über die Eindrücke, die dieser Aufenthalt auf mich gemacht, berichtet. Hier reicht mir aber der Raum dazu nicht aus. Ich will dir nur sagen, daß die große

Teilnahme und Sympathie, die uns dort entgegengebracht wurden, uns wie ein großes Glück für alles frühere entschädigt haben. Die Sträflinge aus der früheren Zeit¹⁾ (vielmehr ihre Frauen) sorgten für uns wie für Verwandte. Diese herrlichen, in fünfundzwanzigjährigen Leiden und Selbstaufopferung erprobten Seelen! Wir bekamen sie nur flüchtig zu sehen, denn man hielt uns streng; sie schickten uns aber Kleider und Nahrungsmittel, trösteten und ermutigten uns. Ich hatte viel zu wenig Kleider mitgenommen und mußte es bereuen.

Sie schickten mir sogar Kleider. Schließlich verließen wir Tobolsk und kamen nach drei Tagen nach Omsk.

Schon in Tobolsk zog ich Erkundigungen über meine zukünftigen Vorgesetzten ein. Man sagte mir, daß der Kommandant ein sehr anständiger Mensch sei, dafür aber der Platzmajor Kriwzow eine ganz außergewöhnliche Canaille, ein kleinlicher Barbar, Trunkenbold, Schifaneur, kurz, das größte Scheusal, das man sich vorstellen kann. Gleich am Anfang nannte er uns beide, mich und Durow, Dummköpfe und versprach, uns beim ersten Vergehen körperlich züchtigen zu lassen. Er war bereits seit zwei Jahren Platzmajor und machte die schrecklichsten Gefeklosigkeiten; nach zwei Jahren kam er dafür vors Gericht. Gott hatte mich vor ihm bewahrt. Er kam zu uns immer sinnlos betrunken (nüchtern habe ich ihn überhaupt nie gesehen), suchte sich irgendeinen nüchternen Sträfling aus und prügelte ihn, unter dem Vorwande, daß dieser betrunken sei. Manchmal kam er zu uns nachts und bestrafte irgend jemand, weil der Betreffende auf der linken und nicht auf der rechten Seite schlief, weil er im Schlafe sprach oder schrie, kurz, für alles, was ihm in seiner Betrunketheit gerade einfiel. Mit einem solchen Menschen mußte ich also auskommen können, und dieser Mensch schrieb über uns monatliche Berichte nach Petersburg.

Die Zuchthäusler hatte ich noch in Tobolsk kennen gelernt; in Omsk machte ich mich bereit, mit ihnen vier Jahre zusammenleben zu müssen. Es sind rohe, gereizte und erbitterte

¹⁾ Die nach Sibirien verbannten Teilnehmer am Staatsstreich vom 14. Dezember 1825 (Dezabristen).

Menschen. Der Haß gegen den Adel ist grenzenlos; sie empfinden uns, die wir alle vom Adel sind, feindselig und mit Schadenfreude. Sie hätten uns am liebsten aufgefressen, wenn sie nur gekonnt hätten. Urteile übrigens selbst, in welcher Gefahr wir schwebten, da wir mit diesen Leuten einige Jahre lang zusammenleben, essen und schlafen mußten, und dabei nicht einmal die Möglichkeit hatten, uns wegen der uns ständig zugefügten Beleidigungen zu beschweren.

„Ihr Adelige habt eiserne Schnäbel, ihr habt uns zerhackt. Früher, als ihr Herren wart, habt ihr das Volk gepeinigt, und jetzt, wo es euch schlecht geht, wollt ihr unsere Brüder sein.“

Dieses Thema wurde vier Jahre lang behandelt. Hundertfünfzig Feinde wurden nicht müde, uns zu verfolgen; dies war ihr Vergnügen, ihre Zerstreuung, ihr Zeitvertreib; den einzigen Schutz gewährte uns unsere Gleichgültigkeit und moralische Überlegenheit, die sie anerkennen und ehren mußten; auch imponierte ihnen, daß wir uns ihrem Willen nicht fügen wollten. Sie waren sich stets bewußt, daß wir über ihnen standen. Von unsern Vergehen hatten sie nicht den geringsten Begriff. Wir schwiegen auch selbst darüber, und darum konnten wir einander nicht verstehen; wir mußten die ganze Rachsucht und den ganzen Haß, den sie gegen den Adel empfinden, über uns ergehen lassen. Wir hatten es da sehr schlecht. Das Militärzuchthaus ist viel ärger als das gewöhnliche.

Die ganzen vier Jahre verbrachte ich hinter den Kerkermauern und verließ das Gefängnis nur dann, wenn ich zur Zwangsarbeit hinausgeführt wurde. Die Arbeit war schwer, doch nicht immer; zuweilen verließen mich bei schlechtem Wetter, bei Regen, oder im Winter bei unerträglichem Frost meine Kräfte. Einmal mußte ich vier Stunden bei einer Extraarbeit verbringen und zwar bei solchem Frost, daß das Quecksilber einfrohr; es waren vielleicht vierzig Grad unter Null. Ich hatte mir einen Fuß erfroren. Wir wohnten alle zusammen in einer Kaserne. Stelle dir einen alten, baufälligen, hölzernen Bau vor, der schon längst abgebrochen werden soll und zu nichts taugt. Im Sommer ist es darin unerträglich heiß und im Winter unerträglich kalt. Alle Dielen sind verfault.

Auf dem Fußboden liegt der Schmutz einige Zoll hoch, man kann jeden Augenblick ausgleiten und hinfallen. Die kleinen Fenster sind so eingefroren, daß man auch am Tage kaum lesen kann. Die Eisschicht auf den Fensterscheiben ist an die drei Zoll dick. Von den Decken tropft es, von allen Seiten zieht es. Wir sind zusammengepfercht wie die Heringe in einem Faß. Man heizt den Ofen mit sechs Holzscheiten; im Zimmer ist dabei so kalt, daß das Eis nicht einmal auftaut; der Dunst ist unerträglich; und so geht es den ganzen Winter lang. In der gleichen Stube waschen die Sträflinge ihre Wäsche und machen dabei alles so naß, daß man sich gar nicht rühren kann. Von der Abenddämmerung bis zum Morgen ist es uns verboten, die Kaserne zu verlassen, die Kasernen werden versperrt; im Vorraum wird ein großer Holztrog zur Verrichtung der Notdurft aufgestellt, und man kann daher kaum atmen. Alle Zuchthäusler stinken wie die Schweine; sie sagen, daß sie nicht anders leben können, denn sie seien doch nur Menschen. Wir schliefen auf bloßen Brettern; einem jeden war nur ein Kopfkissen erlaubt. Wir bedeckten uns mit kurzen Halbpelzen, und die Füße blieben die ganze Nacht bloß. So froren wir ganze Nächte hindurch. Flöhe, Läuse und anderes Ungeziefer gab es Scheffel voll. Im Winter bekamen wir dünne Halbpelze, die gar nicht wärmten, und Stiefel mit niederen Schäften; so mußten wir in den Frost hinausgehen.

Zu essen bekamen wir Brot und eine Kohlsuppe; die Suppe mußte laut Vorschrift ein viertel Pfund Fleisch pro Kopf enthalten; man tat aber Hackfleisch hinein, und so bekam ich nie ein Stück Fleisch zu sehen. An Feiertagen bekamen wir einen Brei, doch fast ganz ohne Butter. An Fasttagen — Kohl und sonst nichts. Ich habe mir gründlich den Magen verdorben und hatte oft an schweren Verdauungsstörungen zu leiden.

Daraus kannst du selbst ersehen, daß man hier ohne Geld gar nicht leben kann; hätte ich kein Geld, so wäre ich ganz bestimmt zugrunde gegangen; kein einziger Sträfling könnte dieses Leben ertragen. Ein jeder tut aber irgendeine Arbeit, die er verkauft; und so verdient jeder Sträfling einige Pfennige. Manchmal trank ich Tee und kaufte mir ein eigenes Stück

Fleisch; dies war meine Rettung. Sich des Rauchens zu enthalten war ganz unmöglich, denn sonst konnte man bei dem Gestank ersticken. Dies alles wurde hinter dem Rücken der Aufseher getan.

Ich lag oft krank im Spital. Meine Nerven waren so zerrüttet, daß ich einigemal epileptische Anfälle bekam; es kam übrigens ziemlich selten vor. Ich habe auch noch Rheumatismus in den Beinen. Abgesehen davon, fühle ich mich recht wohl. Denke dir noch zu allen diesen Annehmlichkeiten hinzu, daß es beinahe unmöglich war, sich ein Buch zu verschaffen, und wenn ich mir schon eines verschaffte, so mußte ich es heimlich lesen; ewige Feindseligkeit, Geschrei und Zank um mich herum; ständige Bewachung, die Unmöglichkeit, auch nur einen Augenblick für sich allein zu sein; und so ging es ohne Abwechslung vier Jahre lang; du wirst mir also glauben, wenn ich dir sage, daß es mir nicht gut ging. Denke dir außerdem die ewige Angst, mir irgendeine Bestrafung zuzuziehen, die Fesseln und die vollständige Unterdrückung des Geistes — dies ist das Bild meines Lebens.

Ich will dir gar nicht sagen, welche Wandlungen meine Seele, mein Glaube, mein Geist und mein Herz in diesen vier Jahren durchgemacht haben. Ich müßte lange erzählen. Doch die ewige Konzentration, die Flucht in mich selbst vor der bitteren Wirklichkeit, brachten ihre Früchte. Ich habe jetzt viele neue Bedürfnisse und Hoffnungen, an die ich früher nie gedacht habe. Dies sind aber für dich lauter Rätsel, und darum gehe ich daran vorüber. Ich will nur noch das eine sagen: vergiß mich nicht und hilf mir. Ich brauche Bücher und Geld. Schicke es mir, um Christi willen.

Omsk ist ein ekelhaftes Nest. Es gibt hier fast keine Bäume. Im Sommer — Hitze und Winde, welche Sandwolken mitbringen, im Winter — Schneestürme. Von der Natur habe ich fast nichts gesehen. Das Nest ist schmutzig, fast ausschließlich von Militär bewohnt und im höchsten Grade liederlich. Ich meine das einfache Volk. Hätte ich hier nicht einige Menschen gefunden, so wäre ich wohl gänzlich zugrunde gegangen. Konstantin Iwanowitsch Iwanow behandelt mich wie einen

Bruder. Er hat für mich alles getan, was er nur konnte. Ich schulde ihm Geld. Wenn er einmal nach Petersburg kommt, bedanke dich bei ihm. Ich schulde ihm fünfundzwanzig Rubel. Womit kann ich aber seine Freundlichkeit bezahlen, seine ständige Bereitwilligkeit, jede meiner Bitten zu erfüllen, seine Aufmerksamkeit und seine Sorge um mich, wie um einen Bruder? Und er war nicht der einzige, dem ich dies alles zu verdanken habe. Bruder, es gibt sehr viel edle Menschen in der Welt.

Ich habe schon geschrieben, daß mich dein Schweigen oft quälte. Ich danke dir für die Geldsendung. In deinem nächsten Brief (wenn auch in einem offiziellen, denn ich weiß noch nicht, ob es mir jetzt möglich ist, mit dir zu korrespondieren) — in deinem nächsten Brief schreibe mir so ausführlich als möglich von allen deinen Angelegenheiten, von Emilie Fjodorowna, den Kindern, allen Verwandten und Bekannten, auch von denen in Moskau, wer lebt und wer gestorben ist, und von deinen Geschäften; schreibe mir auch, mit welchem Kapital du das Geschäft¹⁾ begonnen hast, ob es einträglich ist, ob du etwas besitzt, und schließlich, ob du mich mit Geld unterstützen, und wieviel du mir jährlich schicken kannst. Mit dem offiziellen Brief schicke mir aber kein Geld; höchstens, wenn ich keine Deckadresse finden sollte. Vorläufig gib auf allen Sendungen Michail Petrowitsch als Absender an (du verstehst doch?). Vorderhand habe ich aber noch Geld; dafür habe ich keine Bücher. Wenn es dir möglich ist, so schicke mir die Zeitschriften für dieses Jahr, wenigstens die „Vaterländischen Annalen“. Was ich aber unbedingt brauche, ist folgendes: ich brauche (sehr notwendig) ältere Historiker (in französischer Übersetzung), neuere Historiker: Guizot, Thierri, Tiers, Ranke usw., volkswirtschaftliche Werke und die Kirchenväter. Wähle die billigsten und kompaktesten Ausgaben aus. Schicke sie mir umgehend. Man hat mich nach Semipalatinsk, das beinahe in der kirgisischen Steppe liegt, kommandiert; die Adresse werde ich dir noch mitteilen. Hier ist sie übrigens für jeden Fall: „Semipalatinsk, Sibirisches Linienregiment, Bataillon

¹⁾ M. M. Dostojewskij besaß um jene Zeit eine Tabak- und Zigarettenfabrik.

Nr. 7, dem Gemeinen F. D.“ Dies ist die offizielle Adresse. An diese Adresse schreibe mir deine Briefe. Doch für die Bücher werde ich dir eine andere mitteilen. Vorläufig schreibe mir aber als Michail Petrowitsch. Merke dir, daß ich vor allen Dingen ein deutsches Wörterbuch brauche.

Ich weiß nicht, was mich in Semipalatinsk erwartet. Der Dienst läßt mich ziemlich kalt. Was mir aber nicht gleichgültig ist: bemühe dich für mich, verwende dich für mich bei irgend jemand. Ob man mich nicht in einem Jahr oder in zwei Jahren nach dem Kaukasus versetzen kann? — dann wäre ich wenigstens im europäischen Rußland! Dies ist mein sehnlichster Wunsch, vergib es mir um Christi willen! Bruder, vergiß mich nicht! Ich schreibe dir und schalte und walte über alles, selbst über dein Vermögen. Mein Glaube an dich ist aber noch nicht erloschen. Du bist mein Bruder und du hast mich geliebt. Ich brauche Geld. Ich muß von irgend etwas leben, Bruder. Diese Jahre sollen nicht unnütz vergehen. Ich brauche Geld und Bücher. Was du für mich ausgibst, ist kein verlorenes Geld. Wenn du mir Geld gibst, wirst du damit deine Kinder nicht berauben. Wenn ich nur am Leben bleibe, werde ich dir alles mit Zinsen und Zinseszinsen zurückgeben. In sechs Jahren, vielleicht auch früher, werde ich ja sicher die Erlaubnis bekommen, meine Werke zu drucken. Es kann ja vieles anders werden, ich schreibe jetzt aber keinen Unsinn. Du wirst von mir noch hören.

Wir werden uns bald wiedersehen, Bruder. Ich glaube daran wie an das Einmaleins. In meiner Seele ist alles klar. Ich sehe meine ganze Zukunft und alles, was ich vollbringen werde, deutlich vor mir. Ich bin mit meinem Leben zufrieden. Ich fürchte nur Menschen und Willkür. Wie leicht kann ich zu einem Vorgesetzten geraten, der mich aus irgendeinem Grunde nicht leiden mag (es gibt solche!), der mich auf Schritt und Tritt verfolgen und mit dem strengen Dienst zugrunde richten wird; ich bin aber sehr schwach und selbstverständlich nicht imstande, die ganze Last des Soldatenlebens zu tragen. Man sagt mir zum Trost: „Dort sind lauter einfache Menschen.“ Ich fürchte aber die einfachen Menschen mehr als die kompli-

zierten. Menschen sind, übrigens, überall Menschen. Selbst unter den Raubmördern im Zuchthause habe ich in diesen vier Jahren Menschen kennen gelernt. Glaube mir, es gibt unter ihnen tiefe, starke und schöne Naturen, und es machte mir oft große Freude, unter einer rohen Hülle Gold zu finden. Und das war nicht ein einzelner Fall, auch nicht zwei, sondern mehrere Fälle. Die einen flößten Respekt ein, die anderen waren absolut schön. Ich habe einen jungen Escherkessen (der wegen Raubmord nach Sibirien verschickt worden war) in der russischen Sprache und im Lesen unterrichtet. Wie dankbar war er mir! Ein anderer Zuchthäusler weinte, als ich von ihm Abschied nahm. Ich hatte ihm allerdings manchmal Geld gegeben, es war aber so wenig. Sein Dank dafür war aber grenzenlos. Mein Charakter ist inzwischen schlechter geworden; ich war im Umgange mit den Leuten launisch und ungeduldig. Sie nahmen Rücksicht auf meinen geistigen Zustand und ertrugen alles ohne zu murren. Apropos: wieviel volkstümliche Gestalten und Charaktere habe ich im Zuchthause kennen gelernt! Ich habe mich mit ihnen eingelebt, und glaube sie daher gut zu kennen. So viele Lebensläufe von Landstreichern und Räubern habe ich kennen gelernt, und überhaupt das ganze traurige Leben des gemeinen Volkes! Meine Zeit habe ich überhaupt nicht unnütz verbracht. Ich habe ja das russische Volk so gut kennen gelernt, wie es nur wenige kennen. Darauf bin ich etwas eitel. Ich hoffe, daß diese Eitelkeit verzeihlich ist.

Bruder! Schreibe mir unbedingt über alle wichtigsten Vorfälle in deinem Leben. Schicke die Briefe nach Semipalatinsk, und nichtoffiziell, wie du schon weißt. Schreibe mir von allen unseren Bekannten in Petersburg, von der Literatur (möglichst viel Einzelheiten) und schließlich von den Unsrigen in Moskau. Wie geht es unserem Bruder Kolja? Was macht (und das ist noch viel wichtiger) Schwester Sascha? Ist der Onkel noch am Leben? Was treibt Bruder Andrej? Ich schreibe der Tante durch Schwester Wera. Um Gottes willen, halte diesen Brief streng geheim und verbrenne ihn: du könntest durch ihn verschiedene Leute kompromittieren.

Vergiß nicht, lieber Freund, mir Bücher zu schicken. Vor allen Dingen Geschichte und Volkswirtschaft, „Vaterländische Annalen“, Kirchenväter und Kirchengeschichte. Schicke mir die Bücher nicht alle auf einmal, doch sobald als möglich. Ich verfüge über dein Geld, als ob es mir gehörte; doch nur, weil mir deine gegenwärtige Lage unbekannt ist. Schreibe mir ausführlich über deine Verhältnisse, damit ich irgendeine Vorstellung darüber habe. Merk dir aber, Bruder: die Bücher sind mein Leben, meine Nahrung, meine Zukunft! Verlaß mich nicht, um Gottes willen. Bitte! Versuche doch die Erlaubnis zu bekommen, mir die Bücher auch ganz offiziell zu schicken. Sei übrigens vorsichtig. Wenn es auf dem offiziellen Wege geht, so schicke sie mir offiziell. Wenn es aber nicht geht, so schicke sie durch den Bruder Konstantin Iwanowitsch, an seine Adresse. Man wird sie mir übergeben. Konstantin Iwanowitsch kommt übrigens selbst in diesem Jahre nach Petersburg; er wird dir alles erzählen. Was er für eine Familie hat! Und was für eine Frau! Sie ist eine junge Dame, Tochter des Dekabristen Annenkow. Was für ein Herz, was für ein Gemüt, was haben sie alles durchmachen müssen!

Ich werde mich bemühen, mir in Semipalatinsk, wohin ich mich in acht Tagen begeben, eine neue Deckadresse zu verschaffen. Ich bin noch nicht ganz gesund, muß daher hier noch etwas bleiben. (Schicke mir den Koran und die „Critique de raison pure“ von Kant), und wenn du die Möglichkeit haben wirst, mir etwa nichtoffiziell zu schicken, dann noch unbedingt Hegel; besonders aber Hegels „Geschichte der Philosophie“. Davon hängt meine ganze Zukunft ab. Um Gottes willen verwende dich für mich, daß man mich nach dem Kaukasus versetzt; suche von kundigen Menschen zu erfahren, ob man mir gestatten wird, meine Werke zu drucken, und auf welchem Wege ich um diese Genehmigung nachsuchen kann. Ich will in zwei oder drei Jahren um Erlaubnis nachsuchen. Ich bitte dich, mich so lange auszuhalten. Ohne Geld werde ich vom Soldatenleben erdrückt werden. Also bitte!

Vielleicht werden mich im Anfang auch die andern Verwandten irgendwie unterstützen? In diesem Falle möchten

sie das Geld dir einhändigen, und du sollst es mir schicken. In meinen Briefen an die Tante und an Wera bitte ich sie übrigens nie um Geld. Sie können es selbst erraten, wenn sie überhaupt an mich denken.

Filippow schenkte mir vor seiner Abreise nach Sebastopol fünfundzwanzig Rubel. Er ließ sie beim Kommandanten Nabokow zurück, und ich wußte nichts davon. Er glaubte, daß ich kein Geld hätte. Eine gute Seele! Alle Unsrigen leben in der Verbannung nicht schlecht. Toll hat die Strafe abgehüßt und lebt jetzt recht ordentlich in Tomsch. Jastrschewskij ist in Tara, seine Zeit geht eben zu Ende. Spjeschnjow ist im Irkutsker Gouvernement; er hat dort allgemeine Liebe und Achtung gewonnen. Ein merkwürdiges Schicksal hat dieser Mensch! Wo und unter welchen Umständen er auch erscheint, überall bringen ihm selbst die unzugänglichsten Menschen Ehrfurcht und Achtung entgegen. Petraschewskij ist nach wie vor nicht bei Sinnen; Mombelli und Lwow sind gesund; der arme Grigorjew hat gänzlich den Verstand verloren und befindet sich im Spital. Und wie geht es bei euch? Siehst du noch manchmal Frau Pleschtschew? Was macht ihr Sohn? Von Sträflingen, die auf der Durchreise hier waren, habe ich gehört, daß er am Leben ist und sich in der Festung von Orsk befindet; Golowinskij soll längst auf dem Kautasus sein. Was macht deine Literatur und dein Interesse für die Literatur? Schreibst du etwas? Was macht Krajewskij, und wie sind deine Beziehungen zu ihm? Ostrowskij gefällt mir nicht, von Pissemskij habe ich nichts gelesen, vor Druschinin habe ich Ekel. Eugenie Tur hat mich entzückt. Auch Krestowskij gefällt mir.

Ich hätte dir gern noch viel mehr geschrieben, es ist aber inzwischen so viel Zeit vergangen, daß mir auch dieser Brief Schwierigkeiten macht. Es kann ja nicht sein, daß sich unser Verhältnis irgendwie verändert haben soll. Küsse deine Kinder. Können sie sich noch an Onkel Fedja erinnern? Grüße alle Bekannte; halte aber diesen Brief streng geheim. Leb wohl, leb wohl, mein Teurer! Du wirst noch von mir hören und mich vielleicht auch sehen. Ja, wir werden uns ganz bestimmt wiederssehen! Lebe wohl. Lies aufmerksam alles, was ich dir

schreibe. Schreibe mir möglichst oft (wenn auch offiziell). Ich umarme dich und alle Deinigen unzähligmal.

Dein Dostojewskij.

P. S. Hast du meine Kindergeschichte¹⁾, die ich in der Festung geschrieben habe, erhalten? Wenn sie in deinen Händen ist, so fange damit nichts an und zeige sie niemand. Wer ist Tschernow, der im Jahre 1850 einen „Doppelgänger“ geschrieben hat?

Auf Wiedersehen!

Dein Dostojewskij.

XXII

An Frau N. D. Fonwisin²⁾, Omsk, Anfang März 1854

Endlich schreibe ich Ihnen, meine gute N. D., nachdem ich meinen bisherigen Aufenthaltsort verlassen habe. Als ich Ihnen zuletzt schrieb, war ich an Leib und Seele krank. Die Sehnsucht verzehrte mich, und ich glaube, daß mein Brief ganz sinnlos war. Dieses lange farblose, physisch und moralisch schwere Leben hat mich erdrückt. Es ist mir immer traurig, in solchen Augenblicken Briefe zu schreiben; und ich halte es für Kleinmut, wenn man seinen Gram andern Leuten, wenn auch solchen, die einem sehr gewogen sind, aufdrängt. Diesen Brief schicke ich Ihnen auf Umwegen, und es freut mich, daß ich mit Ihnen endlich ganz ungeniert sprechen kann; um so mehr, als ich bald nach Semipalatinsk ins siebente Bataillon versetzt werde und daher gar nicht weiß, auf welche Weise ich in der Zukunft mit Ihnen korrespondieren können werde.

¹⁾ Gemeint ist „Der kleine Held“. Diese Erzählung erschien erst im Jahre 1857 in den „Vaterländischen Annalen“, unter dem Pseudonym M-ij.

²⁾ Frau des Dekabristen M. A. Fonwisin. Dostojewskij hatte sie 1850 in Tobolsk kennen gelernt. Während seines Aufenthaltes im Zuchthause, als er selbst mit seinen Brüdern nicht korrespondieren durfte, war sie die einzige Mittelsperson in seinem Verkehr mit der Außenwelt.

[Dostojewskij erörtert weiter die Frage, wie er am sichersten mit seinem Bruder und Frau Fonwisin korrespondieren könnte.]

Mit welchem Genuß habe ich Ihre Briefe gelesen, teuerste N. D.! Sie schreiben ganz vorzügliche Briefe, oder, genauer gesagt, Ihre Briefe kommen leicht und natürlich aus Ihrem gütigen und humanen Herzen. Es gibt verschlossene und verbitterte Naturen, die in sehr seltenen Augenblicken expansiv sind. Ich kenne solche Menschen. Es sind durchaus keine schlechten Menschen, sogar ganz im Gegenteil.

Ich weiß nicht warum, doch ich errate aus Ihrem Brief, daß Sie in trauriger Stimmung in die Heimat zurückgekehrt sind. Ich begreife es; ich habe einigemal daran gedacht, daß wenn auch ich einmal in die Heimat zurückkehre, ich dort in meinen Eindrücken mehr Leid als Freude finden werde. Ich habe Ihr Leben nicht gelebt und vieles davon ist mir unbekannt, wie überhaupt jeder Mensch das Leben seines Mitmenschen nie genau kennen kann; doch das menschliche Gefühl ist uns allen gemein, und es scheint mir, daß jeder Verbannte bei seiner Rückkehr in die Heimat in seinem Bewußtsein und in seinen Erinnerungen das ganze vergangene Leid neu durchkostet. Es ist wie eine Wage, mit der man das echte Gewicht dessen, was man durchgemacht, erduldet und verloren hat und was man uns genommen hat, nachprüfen kann. Gott gebe Ihnen ein langes Leben! Ich habe von vielen gehört, daß Sie sehr religiös sind. Doch nicht weil Sie religiös sind, sondern weil ich es selbst erfahren und durchgemacht habe, will ich Ihnen sagen, daß man in solchen Augenblicken „wie trockenes Gras“ nach dem Glauben lechzt und ihn schließlich findet, eigentlich nur aus dem Grunde, weil man im Unglück die Wahrheit klarer einsieht. Ich will Ihnen von mir sagen, daß ich ein Kind dieser Zeit, ein Kind des Unglaubens und der Zweifelsucht bin und es wahrscheinlich (ich weiß es bestimmt) bis an mein Lebensende bleiben werde. Wie entsetzlich quälte mich (und quält mich auch jetzt) diese Sehnsucht nach dem Glauben, die um so stärker ist, je mehr Gegenbeweise ich habe. Und doch schenkt mir Gott zuweilen Augenblicke

vollkommener Ruhe; in solchen Augenblicken liebe ich und glaube auch geliebt zu werden; in diesen Augenblicken habe ich mir mein Glaubensbekenntnis aufgestellt, in dem mir alles klar und heilig ist. Dieses Glaubensbekenntnis ist höchst einfach, hier ist es: ich glaube, daß es nichts Schöneres, Tieferes, Sympathischeres, Vernünftigeres, Männlicheres und Vollkommeneres gibt als den Heiland; ich sage mir mit eifriger Liebe, daß es dergleichen nicht nur nicht gibt, sondern auch nicht geben kann. Ich will noch mehr sagen: Wenn mir jemand bewiesen hätte, daß Christus außerhalb der Wahrheit steht, und wenn die Wahrheit tatsächlich außerhalb Christi stünde, so würde ich es vorziehen, mit Christus und nicht mit der Wahrheit zu bleiben.

Davon will ich lieber gar nicht reden. Ich weiß übrigens nicht, warum gewisse Gesprächsstoffe in der Gesellschaft nie berührt werden dürfen, und wenn sie jemand berührt, es auf die anderen einen peinlichen Eindruck macht. Doch genug davon. Ich hörte, daß Sie irgendwo nach dem Süden reisen wollen. Gebe Gott, daß es Ihnen gelingt, die Erlaubnis dazu zu bekommen. Sagen Sie mir doch bitte, wann wir endlich ganz frei, oder wenigstens so frei wie die anderen Menschen sein werden? Vielleicht erst dann, wenn wir die Freiheit nicht mehr brauchen? Was mich betrifft, so will ich entweder alles, oder nichts. In der Soldatenuniform bin ich der gleiche Sträfling wie vorher. Ich freue mich so sehr darüber, daß ich in meiner Seele noch für lange Zeit Geduld finde, daß ich mir keine irdischen Güter wünsche und daß mir nichts fehlt als Bücher, die Möglichkeit zu schreiben und täglich einige Stunden für mich allein zu sein. Das letztere macht mir die größte Sorge. Seit fast fünf Jahren bin ich ständig unter Bewachung oder mit vielen Menschen zusammen und nicht eine Stunde für mich allein. Das Alleinsein ist ein normales Bedürfnis, wie das Essen und Trinken; sonst wird man bei diesem gewaltsamen Kommunismus unbedingt Menschenfeind. Die ständige Gesellschaft von Menschen wirkt wie Gift oder Pest, und an dieser unerträglichen Marter habe ich in den letzten vier Jahren am meisten gelitten. Es gab Augenblicke,

in denen ich jeden Menschen, ob gut oder böse, haßte und als einen Dieb, der mir ungestraft mein Leben stiehlt, betrachtete. Das Unerträglichste ist, wenn man selbst ungerecht, gehässig und schlecht wird, sich dessen bewußt ist, sich sogar Vorwürfe macht und dabei doch nicht die Kraft hat, sich zu übermannen. Ich habe es erfahren. Ich bin überzeugt, daß Gott Sie davor bewahren wird. Ich glaube, daß Sie als Frau viel mehr Kraft haben, zu vergeben und zu dulden.

Schreiben Sie mir doch etwas, N. D. Ich komme jetzt in eine wahre Wüste, nach Asien, und dort, in Semipalatinsk werden mich, wie mir scheint, meine ganze Vergangenheit, alle Erinnerungen und Eindrücke verlassen; denn die letzten Menschen, die ich noch liebte und die wie ein Schatten meiner Vergangenheit vor mir standen, werden mich verlassen müssen. Ich gewöhne mich so furchtbar leicht an Menschen und verwachse so fest mit meiner Umgebung, daß ich mich später von ihr nur unter großen Schmerzen losreißen kann. Ich wünsche Ihnen, N. D., daß Sie möglichst glücklich und möglichst lange leben! Wenn wir uns wiedersehen, werden wir uns von neuem kennen lernen, und ein jeder von uns wird vielleicht noch viele glückliche Tage erleben. Ich lebe in ständiger Erwartung; ich bin jetzt noch immer etwas krank und es scheint mir, daß mit mir bald, sehr bald etwas Entscheidendes geschehen muß, daß ich mich dem kritischen Punkt meines ganzen Lebens nähere, daß ich gleichsam für irgend etwas reif geworden bin und daß mir vielleicht etwas Stilles und Heiteres, vielleicht auch Drohendes, jedenfalls aber etwas Unabwendbares bevorsteht. Sonst wäre mein ganzes Leben verfehlt. Vielleicht ist das Ganze nur ein krankhaftes Delirium! Leben Sie wohl, N. D., oder lieber auf Wiedersehen; wollen wir hoffen, daß wir uns noch wiedersehen!

Ihr D.

P. S. Verzeihen Sie, um Gottes willen, diesen unordentlichen und schmierigen Brief! Ich kann aber bei Gott nicht ohne Durchstreichungen schreiben. Seien Sie mir nicht böse.

XXIII

An Frau Maria Dmitrijewna Issajewa¹⁾
Aus Semipalatinsk nach Kusnezsk [im Gouvernement Tomsk]
den 4. Juni 1855

Tausend Dank für Ihren lieben Brief von der Reise, meine liebe und unvergeßliche Freundin Maria Dmitrijewna. Ich hoffe, daß Sie und Alexander Iwanowitsch²⁾ mir erlauben werden, Sie beide Freunde zu nennen. Wir sind ja hier Freunde gewesen, und ich hoffe, daß wir es bleiben werden. Wird denn die Trennung uns verändern? Ich glaube nein; denn die Trennung von Ihnen, meine lieben Freunde, fällt mir so schwer, daß ich schon daraus schließen kann, wie sehr ich an Ihnen hänge. Denken Sie sich nur: es ist schon der zweite Brief, den ich Ihnen schreibe. Ich hatte eine Antwort auf Ihren lieben herzlichen Brief noch für die vorige Post vorbereitet, teure Maria Dmitrijewna, ich schickte ihn aber nicht ab. Alexander Jegorowitsch³⁾, der den Brief auf die Post bringen sollte, ist ganz plötzlich am vergangenen Samstag nach Smijew abgereist, und ich erfuhr von seiner Abreise erst am Sonntag. Sein Diener ist gleichfalls für zwei Tage verschwunden, und der Brief blieb in meiner Tasche stecken. Dieses Pech! Ich schreibe Ihnen jetzt wieder, weiß aber nicht, ob nun dieser Brief abgehen wird. Alexander Jegorowitsch ist noch nicht zurück. Man hat aber einen Extraboten nach ihm geschickt.

Man erwartet hier bei uns stündlich den Generalgouverneur; er ist in diesem Augenblick vielleicht schon eingetroffen. Es heißt, daß er hier etwa fünf Tage verbringen wird. Doch genug davon. Wie sind Sie in Kusnezsk angekommen? Ist Ihnen, Gott behüte, auf der Reise nichts zugestoßen? Sie

¹⁾ Dostojewskijs spätere Gattin. Vgl. Erinnerungen des Barons Wrangel im Anhang.

²⁾ Der Gatte der Adressatin.

³⁾ Baron Wrangel, siehe Anmerkung im Anhang.



М. М. Достоевский

Michail Dostojewski

schrieben mir, daß Sie verstimmt und sogar krank sind. Ich bin auch jetzt noch in großer Angst um Sie. Schon die Übersiedelung allein hat Ihnen so viel Mühe und unvermeidliche Unannehmlichkeiten bereitet, und nun kommt noch diese Krankheit hinzu! Wie kann man das alles ertragen! Ich denke jetzt nur an Sie. Sie wissen ja auch, wie ängstlich ich bin; Sie können sich also meine Unruhe vorstellen. Mein Gott! Wie unverdient hat Sie, die Sie eine Zierde jeder Gesellschaft sein könnten, dieses Schicksal mit all den kleinlichen Sorgen und Widerwärtigkeiten betroffen! Das verfluchte Schicksal! Ich erwarte Ihren Brief mit Ungeduld. Wenn er doch mit dieser Post kommen wollte! Ich ging einigemal hin, um es zu erfahren; Alexander Jegorowitsch ist aber noch immer nicht zurück. Sie fragen mich, wie ich die Zeit verbringe und wie ich ohne Sie meine Stunden eingeteilt habe. Seit vierzehn Tagen weiß ich gar nicht, was ich mit mir anstellen soll; so traurig bin ich. Wenn Sie nur wüßten, wie verwaist ich mich jetzt fühle. Diese Zeit gleicht wirklich derjenigen, als man mich im Jahre 49 verhaftet, ins Gefängnis gesperrt und von allem, was mir lieb und wert war, losgerissen hat. So sehr habe ich mich an Sie gewöhnt. Unser Verhältniß habe ich nie als eine gewöhnliche Bekanntschaft betrachtet, und jetzt, da ich Sie nicht mehr in meiner Nähe habe, beginne ich vieles zu begreifen. Ich habe fünf Jahre ganz ohne Verkehr mit Menschen gelebt, ganz allein, ohne jemand zu haben, dem ich mein Herz ausschütten könnte. Sie haben mich aber wie einen Bruder aufgenommen. Ich besinne mich, daß ich mich bei Ihnen immer wie zu Hause gefühlt habe. Alexander Iwanowitsch hätte auch einen leiblichen Bruder nicht besser behandeln können, als mich. Mit meinem unerträglichen Charakter habe ich Ihnen wohl viele Unannehmlichkeiten bereitet, und doch haben Sie mich beide geliebt. Ich begreife und fühle es, denn ich bin ja nicht ganz herzlos. Sie sind eine bewunderungswürdige Frau, Sie haben ein Herz von ungewöhnlicher kindlicher Güte und Sie waren mir wie eine Schwester. Schon der Umstand allein, daß eine Frau mich so freundschaftlich behandelt hat, war ein großes Ereignis

in meinem Leben. Denn selbst der beste Mann ist manchmal, mit Verlaub zu sagen, nur ein Klotz. Das weibliche Herz, das weibliche Mitleid, die weibliche Theilnahme, die unendliche Güte, von der wir keine Ahnung haben und die wir in unserer Dummheit oft gar nicht bemerken, sind unerseßlich. All das habe ich in Ihnen gefunden; selbst wenn ich alle meine Fehler nicht hätte, könnte eine Schwester gar nicht gütiger und nachsichtiger gegen mich sein, als Sie es waren. Wenn es zwischen uns auch manchmal zu heftigen Ausritten kam, so doch nur, weil ich undankbar und Sie krank, gereizt und beleidigt waren; Sie waren beleidigt schon aus dem Grunde, weil die ekelhafte Gesellschaft Sie weder geschätzt noch verstanden hat; und bei Ihrer Energie muß man sich doch gegen jede Ungerechtigkeit empören, und diese Empörung ist edel und vornehm. Dies sind die Grundzüge Ihres Charakters; Leiden und Lebensumstände haben selbstverständlich vieles in Ihnen verzerrt; doch, mein Gott, alles wurde immer mit Wuchersinsen entlohnt. Da ich aber nicht immer dumm war, so habe ich es gesehen und geschätzt. Mit einem Worte, ich mußte Ihr Haus mit meinem ganzen Herzen wie mein Vaterhaus lieben; ich konnte nicht anders. Ich werde Sie beide nie vergessen und werde Ihnen ewig dankbar sein. Denn ich bin überzeugt, daß Sie beide gar nicht einsehen, was Sie für mich alles getan haben und wie sehr mir solche Menschen wie Sie notwendig waren. Man kann es nur begreifen, wenn man es selbst erlebt hat. Wenn ich Sie nicht hätte, so wäre ich wahrscheinlich zu einem Stück Holz geworden; nun bin ich aber wieder Mensch. Doch genug davon, man kann es gar nicht erklären, am allerwenigsten in einem Brief. Ich verfluche diesen Brief, weil er mich an die Trennung erinnert; alles erinnert mich daran. In der Abenddämmerung, in jenen Stunden, wo ich mich zu Ihnen zu begeben pflegte, überkommt mich solche Trauer, daß ich weinen könnte, wenn ich überhaupt dazu fähig wäre; Sie würden wohl über meine Tränen nicht lachen. Mein Herz ist schon einmal so geschaffen, daß alles, was ihm lieb und wert ist, tief hineinwächst, und wenn man es herausreißt, gibt es immer Wunden und Schmerzen.

Ich lebe jetzt hier ganz allein und weiß gar nicht, was ich mit mir anstellen soll; alles ist mir verleidet. Eine entsetzliche Leere! Ich habe nur noch Alexander Jegorowitsch; in seiner Gesellschaft ist es mir aber immer traurig zumute; denn ich muß mich immer unwillkürlich mit ihm vergleichen, und Sie können sich wohl vorstellen, was für ein Resultat dabei herauskommt. Außerdem ist er jetzt abwesend. Ich war während seiner Abwesenheit zweimal im Rasakowschen Garten und es war mir dabei so traurig zumute! Wenn ich an den vergangenen Sommer denke, als Sie, Arme, nur den einen Wunsch hatten, einen Ausflug aufs Land zu machen, um wenigstens etwas freie Luft zu atmen, so überfällt mich große Trauer und Sie tun mir furchtbar leid. Wissen Sie noch, wie wir — Sie, Alexander Iwanowitsch, ich und Jelena doch einmal im Rasakowschen Garten waren. So lebhaft war die Erinnerung, als ich jetzt wieder in diesen Garten kam! Dort hat sich nichts verändert, und die Bank, auf der wir gegessen haben, steht noch immer da . . . Und mir wurde so traurig zumute. Sie schreiben mir, ich möchte doch mit Wrangel zusammen wohnen; ich will es aber nicht tun, denn ich habe viele wichtige Gründe dagegen. Erstens: Die Geldfrage. Wenn ich mit ihm wohne, muß ich selbstverständlich viel mehr für Wohnung, Bedienung und Essen ausgeben, und auf seine Kosten will ich nicht leben. Zweitens: Mein Charakter. Drittens: Sein Charakter. Viertens: Wie ich bemerkt habe, bekommt er oft Besuch von allerlei Leuten. Es geht doch nicht, daß ich mich von der Gesellschaft abschließe, ich kann aber fremde Menschen nicht ausstehen. Schließlich liebe ich das Alleinsein, ich bin daran gewöhnt, und die Gewohnheit ist die zweite Natur. Genug davon. Ich habe Ihnen eigentlich noch nichts erzählt. Nachdem ich Sie bis zum Wald begleitet und von Ihnen bei einer Fichte (die ich mir gemerkt habe) Abschied genommen hatte, kehrte ich Arm in Arm mit Wrangel (der sein Pferd am Zügel führte) zum gastfreundlichen Landhaus der Pesschekonows zurück. Hier erst merkte ich, daß ich gänzlich verwaist war. Zuerst konnte ich noch Ihren Reisewagen in der Ferne sehen, dann nur noch hören, und schließlich war alles

vorbei. Wir setzten uns in die Droschke und sprachen von Ihnen, wie Sie wohl die Reise überstehen würden, und bei dieser Gelegenheit erzählte mir Wrangel etwas, was mich sehr freute. Am Tage Ihrer Abreise, am frühen Morgen, hatte ihm nämlich Pjotr Michailowitsch vorgeschlagen, den ganzen Abend irgendwo zusammen zu verbringen; Wrangel schlug die Einladung ab, und als ihn Pjotr Michailowitsch fragte: „Warum?“, antwortete er: „Weil ich die Issajews begleiten muß.“ Es waren noch einige andere Menschen dabei. Pjotr Michailowitsch fragte sogleich: „Sie sind also mit den Leuten gut bekannt?“ Wrangel antwortete darauf ziemlich schroff, er sei mit Ihnen zwar erst seit kurzer Zeit bekannt, halte aber Ihr Haus für eines der angenehmsten, und die Dame des Hauses, d. h. Sie, sei eine Frau, wie er seit Petersburg noch keine gesehen hätte und wohl nie wieder sehen werde; eine Frau, „wie Sie wohl noch nie eine gesehen haben,“ fügte er hinzu, „und ich halte die Bekanntschaft mit ihr für die größte Ehre.“ Dieser Bericht Wrangels machte mir außerordentliche Freude. Ich glaube, daß die Meinung eines solchen Menschen, der die Damen aus der besten Gesellschaft (in der er geboren ist) kennt, durchaus maßgebend ist. Unter ähnlichen Gesprächen, fortwährend auf die Peschekonows schimpfend, erreichten wir die Stadt beinahe beim Sonnenaufgang. Und der Kutscher, dem wir keinen Auftrag gegeben hatten, brachte uns direkt zu meiner Wohnung. Auf diese Weise kam der beabsichtigte See nicht zustande, worüber ich mich sehr freute, denn ich hatte das Bedürfnis, allein zu bleiben. Zu Hause blieb ich noch lange auf, ging in meinem Zimmer auf und ab, betrachtete den Sonnenaufgang und ließ das ganze letzte Jahr, das für mich so unbemerkt vergangen ist, an mir vorüberziehen; alle Erinnerungen tauchten auf, und mir wurde sehr traurig zumute, als ich an meine Zukunft dachte. Von jenem Tage an irre ich ziellos wie der Ewige Jude umher. Ich gehe fast nirgend hin. Alles ist mir verleidet. Ich war einmal bei Grischin, der nach Kopal kommt und in diesen Tagen aufbricht (er wird auch nach Wjernyj kommen); bei Mader, welcher findet, daß ich ab-

gemagert bin; bei Schulitschka (ich habe ihm zum Namenstag gratuliert), wo ich die Peschekonows getroffen und gesprochen habe; ich besuche ab und zu Bjelichow und gehe schließlich ins Lager zum Exerzieren. Manchmal bin ich krank. Mit welcher Ungeduld habe ich auf die Rückkehr der tatarischen Fuhrleute gewartet! Jeden Augenblick eilte ich zu Ordynskij, um etwas zu erfahren, auch Ssilota lief jeden Abend hin. Ich war auch einmal in Ihrer Wohnung, nahm den Efeu mit (er steht jetzt bei mir), sah die verwaiste Ssurka, die mir wie verrückt entgegenrannte, doch immer das Haus nicht verlassen will. Endlich kamen die Fuhrleute zurück. Ihr Brief, für den ich Ihnen unendlich dankbar bin, war mir eine große Freude. Ich fragte die Tataren aus. Sie haben mir vieles erzählt und Sie über alle Maßen gelobt (alle loben Sie, Maria Dmitrijewna)! Ich gab ihnen etwas Geld. Am nächsten Tag kam ich bei Wrangel mit Koptjow zusammen. Auch er hat mir einiges erzählt, doch ich konnte mich bei ihm nicht danach, was mich am meisten interessierte, nämlich wie es mit Ihrem Reisegeld steht, erkundigen: die Frage ist zu heikel. Ich kann mir auch heute noch nicht vorstellen, wie Sie die Reise zurückgelegt haben! Wie lieb ist Ihr Brief, Maria Dmitrijewna! Gerade einen solchen Brief hatte ich erwartet! So ausführlich ist er; schreiben Sie mir auch in Zukunft solche Briefe. Ihre Großmutter sehe ich lebhaft vor Augen. Die schlechte Alte! Wie sie Ihnen zuseht und das Leben vergällt. Soll sie doch bis an ihr Lebensende bei ihren Schoßhündchen bleiben. Ich hoffe, daß es Alexander Iwanowitsch gelingen wird, von ihr das Testament zu erpressen und sie selbst nicht ins Haus zu lassen. Man muß sie überreden, daß es auch für sie das beste ist; sonst müßte sie sich schriftlich verpflichten, binnen dreier Monate zu sterben (und für jeden Monat tausend Rubel zu zahlen); nur unter dieser Bedingung dürfen Sie sie aufnehmen. Werden Sie sich denn in der Tat bei Ihrer schwachen Gesundheit mit allen den Schoßhündchen abgeben müssen! Solche alte Weiber sind ja wirklich unerträglich! Ihren Brief habe ich Wrangel vorgelesen (nur stellenweise, selbstverständlich). Ich konnte mich nicht beherrschen, und be-

suchte einmal Jelena: die Arme ist so einsam. Es tut mir unendlich leid, daß Sie unterwegs krank waren! Wann werde ich endlich einen Brief von Ihnen bekommen? Ich bin in solcher Sorge! Wie sind Sie angelangt!? Ich schüttelte Alexander Iwanowitsch kräftig die Hand und küßte ihn. Ich hoffe, daß er mir bald schreiben wird. Ich umarme ihn herzlich als Freund und Bruder und wünsche ihm eine bessere Gesellschaft als die, die er hier hatte. Wird er denn in Kusnezsk in bezug auf Menschen ebensowenig wählerisch sein, wie er es in Semipalatinsk war? Sind denn alle diese Leute überhaupt wert, daß man mit ihnen verkehrt, mit ihnen ißt und trinkt und hinterdrein von ihnen alle möglichen Schlechtigkeiten duldet? Auf diese Weise schädigt man ja sich selbst mit vollem Bewußtsein! Wie ekelhaft sind doch alle diese Menschen und vor allen Dingen wie schmutzig! Wenn man in ihrer Gesellschaft war, fühlt man manchmal seine Seele ebenso beschmutzt, als ob man in einer Schnapsbude gewesen wäre. Ich hoffe, Alexander Iwanowitsch wird mir für meine Wünsche und Ratschläge nicht zürnen. Leben Sie wohl, unvergeßliche Maria Dmitrijewna! Leben Sie wohl! Wir werden uns doch wiedersehen, nicht wahr? Schreiben Sie mir recht oft und recht viel, schreiben Sie mir von Kusnezsk, von den neuen Menschen und möglichst viel von sich selbst. Küßen Sie Pascha von mir. Leben Sie wohl, leben Sie wohl, werden wir uns denn nie mehr wiedersehen?!

Igor Dostojewskij.

XXIV

An Frau Praskowja Jegorowna Annenkowa¹⁾
Semipalatinsk, den 18. Oktober 1855

Praskowja Jegorowna! Ich wollte Ihnen schon längst schreiben und habe so lange auf eine passende Gelegenheit gewartet, daß ich die sich mir jetzt bietende nicht veräußen will. Der Überbringer dieses Briefes, Alexej Iwanowitsch Bachirew, ist ein sehr bescheidener und sehr guter junger Mann,

¹⁾ Gattin des bekannten Dekabristen Annenkow.

eine einfache und ehrliche Seele. Ich kenne ihn schon seit eineinhalb Jahren und bin überzeugt, daß ich mich in seinen Eigenschaften nicht irre.

Ich werde mich immer an die große und herzliche Teilnahme erinnern, die Sie und Ihre ganze treffliche Familie mir und meinen Genossen im Unglück, nach meiner Ankunft in Sibirien entgegengebracht haben. Ich denke an diese Teilnahme mit einem ganz besonders tröstlichen Gefühl und werde sie, glaube ich, nie vergessen. Wer in seinem Leben ein widriges Geschick erfahren und in gewissen Augenblicken die ganze Bitternis seines Schicksals ausgekostet hat, weiß, wie süß es ist, unter solchen Umständen ganz unerwartet einer brüderlichen Teilnahme zu begegnen.

So waren Sie gegen mich, und ich erinnere mich noch an meine Begegnung mit Ihnen, als Sie nach Omsk kamen und als ich noch im Zuchthause war.

Seit meiner Ankunft in Semipalatinsk habe ich fast noch nichts von Konstantin Iwanowitsch und der hochverehrten Olga Iwanowna¹⁾ gehört; der Verkehr mit Olga Iwanowna wird für immer eine der angenehmsten Erinnerungen meines Lebens bleiben. Vor eineinhalb Jahren, als ich und Durow aus dem Zuchthause kamen, verbrachten wir fast einen ganzen Monat in ihrem Hause.

Sie können sich wohl vorstellen, welchen Eindruck dieser Verkehr auf einen Menschen machen mußte, der seit vier Jahren, um mit meinen früheren Genossen, den Zuchthäuslern zu reden, wie ein vom Brotlaibe abgeschnittenes Stück Brot, wie ein in die Erde Eingegrabener gelebt hat. Olga Iwanowna hatte mir wie eine Schwester ihre Hand entgegengestreckt, und die Erinnerung an diese schöne, reine, erhabene und edle Seele wird mein ganzes Leben lang leuchtend und klar bleiben. Möge ihr Gott recht viel Glück bescheren, Glück in ihrem eigenen Wesen und Glück in den Menschen, die ihr lieb sind. Ich möchte gerne etwas von ihr hören. Ich glaube, daß solche schöne Seelen wie sie, immer glücklich sein müssen; nur die Schlechten sind

¹⁾ Olga Iwanowna und Konstantin Iwanowitsch Iwanow — Tochter und Schwiegersohn der Frau Annentowa.

unglücklich. Ich glaube, daß das Glück nur in der heiteren Auffassung des Lebens und in der Vortrefflichkeit des Herzens, und nicht in den äußeren Umständen liegt. Es ist doch so? Ich bin überzeugt, daß Sie mich richtig verstehen und darum schreibe ich es Ihnen.

Mein Leben schleppt sich einigermaßen dahin; ich kann Ihnen aber mitteilen, daß ich große Hoffnungen habe . . . Meine Hoffnungen sind auf gewisse Tatsachen gegründet; verschiedene Leute geben sich die größte Mühe, für mich in Petersburg zu wirken, und ich werde vielleicht schon in wenigen Monaten etwas erfahren.

Sie werden wohl gehört haben, daß Durow aus Gesundheitsrücksichten vom Militärdienst befreit worden ist und nun in den Zivildienst eingetreten ist. Er ist in Omsk. Vielleicht haben Sie Nachrichten von ihm. Wir korrespondieren nicht miteinander, obwohl wir einander im guten Gedächtnisse bewahrt haben.

Baron Wrangel, den Sie kennen, läßt Sie grüßen. Ich bin mit ihm befreundet. Er ist eine schöne, jugendliche Seele; gebe Gott, daß er immer so bleibt.

Meine tiefe, vollkommene und aufrichtige Hochachtung Ihrem Herrn Gemahl. Ich wünsche Ihnen ein vollkommenes Glück. Haben Sie vielleicht etwas von einem gewissen Orakel¹⁾ gehört, das in Omsk in meiner Zeit befragt wurde? Ich weiß noch, welch einen tiefen Eindruck es auf Olga Iwanowna gemacht hat.

Leben Sie wohl, hochverehrte Praskowja Jegorowna.

Ich bin überzeugt, daß wir uns wiedersehen werden, und vielleicht recht bald. Dies ist mein herzlichster Wunsch. Ich denke mit Ehrfurcht an Sie und alle Ihrigen.

Ich verbleibe mit tiefster Hochachtung, Ihr ganz ergebener
F. Dostojewskij.

Von Konstantin Iwanowitsch habe ich in diesem Sommer einige Zeilen erhalten.

Den Überbringer des Briefes, A. J. Bachirew, achte ich zwar sehr, doch ich vertraue ihm nicht alles an.

¹⁾ Die Rede ist von einer spiritistischen Sitzung, bei welcher Frau Iwanowna eine erstaunliche Prophezeiung in einer Erbschaftsangelegenheit erhielt.

XXV

An Apollon Nikolajewitsch Maikow¹⁾
Semipalatinsk, den 18. Januar 1856

Ich wollte schon längst Ihren lieben Brief beantworten, mein lieber Apollon Nikolajewitsch. Als ich Ihren Brief las, wehte mir ein Hauch der Vergangenheit entgegen. Ich danke Ihnen tausendmal dafür, daß Sie mich nicht vergessen haben. Ich weiß nicht warum, ich hatte aber immer den Eindruck, Sie würden mich nicht vergessen; vielleicht schon aus dem Grunde, weil ich Sie nicht vergessen kann. Sie schreiben, wievieles sich in dieser Zeit verändert habe und wie manche Wandlung wir beide durchgemacht haben. Für mich will ich einstehen. Ich könnte Ihnen viel Interessantes über mich berichten. Zürnen Sie aber bitte nicht, daß ich Ihnen jetzt in aller Eile schreibe, und daß mein Brief abgerissen und vielleicht auch unklar wird. Ich empfinde aber in diesem Augenblick wohl dasselbe, was Sie empfanden, als Sie mir schrieben: die Unmöglichkeit, nach so vielen Jahren alles auszusprechen, und wenn der Brief auch fünfzig Bogen lang werden sollte. Man müßte sich mündlich unter vier Augen aussprechen, so daß man die Seele in den Gesichtszügen lesen und das Herz in den Lauten der Stimme hören könnte. Ein Wort, das man aufrichtig, unter vier Augen, Angesicht vor Angesicht spricht, bedeutet mehr als Duzende von Bogen geschriebenen Papiers. Ich danke Ihnen ganz besonders für alles, was Sie mir über sich selbst schreiben.

[Es folgen einige Sätze über Menschen, die Maikow nahestanden.]

Vielleicht haben Sie von meinem Bruder einiges über mich gehört. In meinen freien Stunden notiere ich mir manches aus meinen Erinnerungen an den Aufenthalt im Zuchthause²⁾. In diesen Aufzeichnungen ist übrigens nur wenig Persön-

¹⁾ Apollon Maikow, namhafter Dichter, 1821—97.

²⁾ „Aufzeichnungen aus dem Totenhanse“, veröffentlicht 1861—62.

liches; wenn ich sie einmal zu Ende schreibe und wenn sich mir eine ganz besonders günstige Gelegenheit bietet, werde ich Ihnen ein Exemplar in eigenhändiger Abschrift zum Andenken schicken.

[Es folgt eine warme Empfehlung für den Überbringer des Briefes, Baron A. Wrangel.]

Sie schreiben, daß Sie meiner mit warmen Gefühlen gedacht und sich immer gefragt haben: „Wozu, wozu?“ Auch ich habe Ihrer mit warmen Gefühlen gedacht, doch auf Ihre Frage: „Wozu?“ will ich nichts erwidern; denn was ich auch sage, alles wird überflüssig sein. Sie schreiben, daß Sie vieles durchgemacht, sich vieles überlegt und viel Neues aus dem Leben geschöpft haben. Es könnte auch gar nicht anders sein, und ich bin überzeugt, daß wir uns auch jetzt in unseren Ansichten vertragen würden. Auch ich habe über vieles nachgedacht und vieles durchgemacht; es sind mir so ungewöhnliche Umstände und Einflüsse begegnet, daß ich viel zu viel, und sogar über meine Kraft, erleben, denken und überlegen mußte. Da Sie mich sehr gut kennen, werden Sie mir wohl glauben, daß ich mich in allen Dingen von Erwägungen leiten ließ, die ich für gut und gerecht hielt, daß ich nie geheuchelt habe und, wenn ich mich irgendeiner Sache hingab, mit meiner ganzen Seele dabei war. Glauben Sie nur nicht, daß ich mit diesen Worten auf die Umstände hindeute, die mich hierher gebracht haben. Ich spreche jetzt nur von den späteren Erlebnissen; es wäre auch nicht am Platze, von jenen vergangenen Ereignissen zu sprechen; sie waren auch nicht mehr als eine Episode. Die Ansichten wechseln, das Herz bleibt immer gleich. Ich habe Ihren Brief gelesen, doch das Wichtigste darin nicht verstanden. Ich meine den Patriotismus, die russische Idee, das Gefühl der Pflicht, die nationale Ehre und alles, worüber Sie mit solcher Begeisterung sprechen. Aber mein Freund! Waren Sie denn je anders? Auch ich war ja immer von den gleichen Gefühlen und Überzeugungen beseelt. Rußland, Pflicht, Ehre? — Ja! Ich war immer durch und durch Russe, ich sag' es Ihnen ganz aufrichtig. Was ist denn neu an der Bewegung, die sich in Ihrer Nähe bemerkbar

macht und von der Sie wie von einer neuen Richtung schreiben? Ich sage ganz offen, daß ich Sie nicht verstehe. Ich las Ihre Gedichte und fand sie wunderschön; ich teile vollkommen Ihr patriotisches Gefühl, Ihr Streben nach einer m o r a l i s c h e n Befreiung der Slawen. Darin liegt die Aufgabe Rußlands, unseres edlen, großen Rußlands, unserer heiligen Mutter. Wie schön sind die Schlußzeilen in Ihrem „Konzil zu Clermont“! Wo haben Sie nur die Sprache her, mit der Sie so großartig den gewaltigen Gedanken ausgedrückt haben? Ja! Ich teile vollkommen Ihre Idee, daß in Rußland der Abschluß Europas und seiner Mission liegt. Dies war mir immer klar. Sie schreiben, daß die Gesellschaft aus ihrer Apathie erwacht zu sein scheint. Sie wissen doch, daß es in unserer Gesellschaft überhaupt keine Manifestationen gibt; wer durfte aber daraus schließen, daß sie ganz ohne Energie sei? Beleuchten Sie doch so gut wie möglich irgendeine Idee und rufen Sie die Gesellschaft herbei: die Gesellschaft wird Sie sofort begreifen. So ist es auch jetzt: die Idee wurde großartig, durchaus national und ritterlich (dies muß man bestätigen) beleuchtet — und unsere politische Idee, die uns noch Peter der Große vermacht hat, fand sofort bei allen Rechtfertigung. Vielleicht nahmen Sie und nehmen noch jetzt Anstoß daran, daß in jene Schichten der Gesellschaft, die bewußt denken, fühlen und forschen, französische Ideen eindringen? Darin steckt gewiß auch Exklusivität, doch es ist das Wesen einer jeder Exklusivität, daß sie sofort einen Gegensatz hervorruft. Sie werden doch selbst zugeben, daß alle vernünftig denkenden Menschen, d. h. diejenigen, die in allen Dingen den Ton angeben, die französischen Ideen ausschließlich von der wissenschaftlichen Seite betrachtet haben und daß selbst diejenigen, die am meisten zur Exklusivität hinneigten, im Grunde doch immer Russen blieben. Was sehen Sie denn darin Neues? Ich versichere Ihnen, daß ich z. B. mich so sehr allem Russischen verwandt fühle, daß selbst die Zuchthäusler mir keine Angst machten; sie waren Russen, meine Brüder im Unglück, und ich hatte oft das Glück, in der Seele eines Raubmörders Großmut zu finden; ich konnte ihn aber doch nur darum verstehen, weil

ich selbst Russe bin. Meinem Unglück verdanke ich viele praktische Erfahrungen, die auf mich vielleicht einen großen Einfluß gehabt haben; ich machte aber dabei auch die Erfahrung, daß ich in meinem tiefsten Innern immer Russe gewesen bin. Man kann sich wohl in einer Idee irren; man kann sich aber nicht mit dem Herzen irren und durch diesen Irrtum gewissenlos werden, d. h. gegen seine Überzeugungen handeln. Warum schreibe ich Ihnen übrigens dies alles? Ich weiß ja, daß diese Zeilen nichts auszudrücken vermögen; warum soll ich dann noch schreiben? Ich will Ihnen noch einiges über mich selbst berichten. Im Zuchthause habe ich nur sehr wenig gelesen, denn ich konnte mir gar keine Bücher verschaffen. Manchmal fiel mir aber doch irgendein Buch in die Hand. Seit ich hier in Semipalatinsk bin, lese ich etwas mehr. Doch habe ich keine Bücher zur Hand, selbst die notwendigen nicht, und die Zeit vergeht. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr ich darunter litt, daß ich im Zuchthause nicht schreiben durfte. Die innere Arbeit kochte nur so. Einiges geriet mir sehr gut, ich fühlte es. Ich habe im Geiste eine große Novelle, die ich für mein endgültiges Werk halte, geschaffen. Ich hatte solche Angst, daß die erste Liebe zu meinem Werk erkalten würde, wenn die Jahre vergehen und die Stunde der Verwirklichung schlägt; jene Liebe, ohne die man nicht schreiben kann. Ich hatte mich aber geirrt: die von mir geschaffene Gestalt, die dem ganzen Werk zugrunde liegt, erforderte einige Jahre für ihre Entwicklung, und ich bin überzeugt, daß ich alles verdorben hätte, wenn ich damals unvorbereitet und im ersten Eifer die Arbeit unternommen hätte. Als ich aber das Zuchthaus verließ, ging ich doch noch nicht an die Ausführung des Werkes, obwohl es im Geiste ganz fertig war. Ich konnte einfach nicht schreiben. Ein Umstand, ein Zufall, der in meinem Leben lange auf sich warten ließ und endlich eingetroffen ist, hat mich gänzlich hingerissen und ertränkt. Ich war glücklich, ich konnte nicht arbeiten. Später erfuhr ich Kummer und Trauer. Ich verlor etwas was mein alles war. Hunderte von Werste trennen uns¹⁾ jetzt. Ich will Ihnen nichts Genaueres sagen,

¹⁾ Gemeint ist Frau Issajewa, spätere Gattin D.s.

werde Ihnen vielleicht später einmal alles erklären; jetzt kann ich es nicht. Ich bin dennoch nicht ganz müßig gewesen. Ich habe gearbeitet; die Ausführung meines Hauptwerkes habe ich aber aufgeschoben. Ich brauche dazu ruhigere Stimmung. Ich begann im Scherze eine Komödie zu schreiben; ich habe so viele komische Personen und so viel komische Handlung erfunden und mein Held gefiel mir so gut, daß ich die Form der Komödie aufgab, obgleich sie mir gut gefiel, eigentlich nur, um möglichst lange das Vergnügen zu haben, die Erlebnisse meines neuen Helden zu verfolgen und über ihn zu lachen. Dieser Held ist mir in manchen Beziehungen verwandt. Mit einem Worte, ich schreibe einen komischen Roman¹⁾; bisher habe ich nur einzelne Abenteuer geschrieben; nun habe ich ihrer genug und nähe das ganze zusammen. Hier haben Sie also den Bericht über meine Arbeiten: ich muß Ihnen dies alles schreiben; wenn ich m i t I h n e n spreche, muß ich an unsere Vergangenheit denken, mein unvergeßlicher Freund! Ja! Ich war in Ihrer Gesellschaft oft glücklich: wie hätte ich Sie vergessen können? Sie schreiben mir einiges von der Literatur. In diesem Jahre habe ich fast nichts gelesen. Ich will Ihnen auch meine Eindrücke mitteilen: Turgenjew gefällt mir am besten; es ist nur schade, daß er bei seinem großen Talent so ungleichmäßig ist. L. T.²⁾ gefällt mir sehr gut, mir scheint aber, daß er kaum vieles schaffen wird (vielleicht irre ich mich auch). Ostrowskij³⁾ kenne ich gar nicht; ich habe nichts von ihm gelesen, habe aber viele Bruchstücke aus seinen Werken in den Aufsätzen über ihn gelesen. Er mag ja eine gewisse Schicht der russischen Gesellschaft sehr genau kennen, ich glaube aber, daß er kein Künstler ist. Außerdem scheint er mir e i n D i c h t e r o h n e I d e a l zu sein. Versuchen Sie mich doch, bitte, vom Gegenteil zu überzeugen, schicken Sie mir um Gottes willen einige seiner Werke, die Sie für die besseren halten, damit ich ihn nicht nur aus den Kritiken kenne. Von

¹⁾ „Onkelchens Traum“.

²⁾ Leo Tolstoi.

³⁾ Alexander Ostrowskij (1823—86) — sehr bedeutender Dramen- und Lustspielbichter.

Pissenski¹⁾ kenne ich nur den „Aufschneider“ und den „Reichen Freier“, sonst nichts. Er gefällt mir sehr gut. Er ist klug, gutmütig und sogar naiv; er erzählt meisterhaft. Eines ist an ihm traurig: er schreibt zu schnell. Er schreibt viel zu schnell und viel zu viel. Man soll mehr Ehrgeiz, mehr Achtung vor seinem Talent und vor der Kunst, mehr Liebe zur Kunst haben. Wenn man jung ist, kommen einem die Ideen in unglaublichen Mengen in den Kopf; man soll aber nicht eine jede im Fluge auffangen und in aller Eile aussprechen. Man soll lieber auf die Synthese warten, man soll mehr denken; man soll warten, bis sich die vielen Einzelheiten, die eine Idee ausdrücken, zu einem Großen ansammeln, zu einem großen, erhabenen Bilde; dann soll man sie erst niederschreiben. Kolossale Gestalten, die von kolossalen Dichtern geschaffen worden sind, sind oft unter langen und hartnäckigen Bemühungen entstanden. Man soll doch nicht alle dazwischenliegenden Proben und Skizzen ausführen. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen werden! Was aber Pissenski betrifft, so glaube ich, daß er seine Feder nicht recht im Zaume hält. Unsere Schriftstellernden Damen schreiben eben wie schriftstellernde Damen, d. h. klug, nett und sie haben es sehr eilig, ihre Gedanken auszusprechen. Sagen Sie mir, bitte, warum eine schriftstellernde Dame fast nie ein ernster Künstler ist? Selbst die zweifellos kolossale Künstlerin Georges Sand hat sich nicht selten mit ihren echt weiblichen Eigenschaften geschadet. — Während der ganzen Zeit habe ich in den Zeitschriften viele von Ihren kleineren Gedichten gelesen . . . Sie gefielen mir sehr. Seien Sie stark und arbeiten Sie. Ich will Ihnen im Vertrauen, ganz im Vertrauen sagen: Tjuttschew²⁾ ist sehr bemerkenswert, doch . . . usw. Welcher Tjuttschew ist es übrigens, ist es der unsrige? Viele seiner Gedichte sind ausgezeichnet.

Leben Sie wohl, mein teurer Freund. Entschuldigen Sie die Zusammenhanglosigkeit meines Briefes. In einem Briefe

¹⁾ A. F. Pissenski (1820—81) — früher sehr beliebter Romanschriftsteller zweiten Ranges; politisch-tendenzlos und pessimistisch.

²⁾ Fjodor Iwanowitsch Tjuttschew (1803—73), der tiefinnigste Dichter-philosoph Rußlands.

kann man nie etwas ordentlich aussprechen. Aus diesem Grunde kann ich eben Mme. de Sévigné nicht leiden. Sie hat viel zu gute Briefe geschrieben. — Wer weiß? Vielleicht werde ich Sie doch noch einmal in meine Arme schließen. Das walte Gott! Um Gottes willen, zeigen Sie meinen Brief n i e m a n d (wirklich niemand)! Ich umarme Sie.

XXVI

An den General E. J. Tottleben¹⁾

Ew. Excellenz Eduard Iwanowitsch! Verzeihen Sie, daß ich Ihre Aufmerksamkeit für meinen Brief in Anspruch zu nehmen wage. Ich fürchte, daß, wenn Sie die Unterschrift und meinen Namen, den Sie wohl vergessen haben — obwohl ich vor Jahren, vor sehr vielen Jahren die Ehre hatte, mit Ihnen bekannt zu sein —, sehen, Sie mir zürnen und den Brief fortwerfen werden, ohne ihn gelesen zu haben. Ich flehe Sie um Ihre Nachsicht an. Strafen Sie mich nicht und glauben Sie nicht, daß ich den ganzen unermesslichen Unterschied zwischen meiner Lage und der Ihrigen nicht begriffen habe. Ich habe in meinem Leben viel zu viel traurige Erfahrungen gemacht, als daß ich diesen Unterschied nicht einsehen könnte. Ich weiß recht wohl, ich habe gar kein Recht, Sie jetzt daran zu erinnern, daß Sie mich einst gekannt haben, und daraus auch nur den Schatten eines Anrechtes auf Ihre Aufmerksamkeit abzuleiten. Doch ich bin so unglücklich, daß ich mich fast gegen meinen Willen der Hoffnung hingeben muß, daß Sie Ihr Herz einem unglücklichen Verbannten nicht verschließen und ihm einen Augenblick Ihre Aufmerksamkeit schenken werden.

Ich ersuche Baron Alexander Jegorowitsch Wrangel, Ihnen diesen Brief zu überbringen. Während seines Aufenthaltes

¹⁾ Eduard Tottleben (1818—84) hervorragender Militäringenieur, Erbauer der Festungswerke von Sebastopol, die den vereinigten Armeen zwölf Monate stand hielten.

in Semipalatinsk hat er für mich mehr getan, als ein leiblicher Bruder hätte tun können. Seine Freundschaft machte mich glücklich. Er kennt alle meine Umstände. Ich bat ihn, diesen Brief Ihnen persönlich zu überbringen; er wird es tun, obgleich es mir gar nicht möglich war, ihn davon zu überzeugen, daß Sie diesen Brief mit Nachsicht entgegennehmen werden. Diese Zweifel sind im Herzen eines gewesenen Zuchthäuslers wohl verständlich. Ich habe eine große Bitte an Sie und nur eine schwache Hoffnung, daß Sie mich anhören werden.

Vielleicht haben Sie irgend etwas von meiner Verhaftung, meinem Prozeß und der allerhöchsten Bestätigung des Urteils gehört, das im Prozeß, an dem ich im Jahre 1849 beteiligt war, gefällt worden ist. Vielleicht haben Sie auch meinem Schicksal irgendwelche Aufmerksamkeit geschenkt. Ich gründe diese Vermutung darauf, daß ich einmal mit Ihrem Bruder Adolf Jwanowitsch befreundet war und an ihm in meiner Kindheit mit aufrichtiger Liebe hing. Obgleich ich mit ihm in der letzten Zeit nicht mehr zusammen kam, bin ich doch überzeugt, daß er mit mir Mitleid gehabt und Ihnen vielleicht etwas von meiner traurigen Geschichte erzählt hat. Ich wage nicht, Ihre Aufmerksamkeit für einen Bericht über meinem Prozeß in Anspruch zu nehmen. Ich war schuldig und bin mir dessen wohl bewußt. Man überführte mich der Absicht (doch nur der Absicht), gegen die Regierung zu handeln; ich wurde gesetzmäßig und vollkommen gerecht abgeurteilt; die schweren und qualvollen Erfahrungen der folgenden Jahre haben mich ernüchtert und meine Ansichten in vielen Beziehungen geändert. Doch damals, als ich noch blind war, glaubte ich an alle die Theorien und Utopien. Als ich nach Sibirien ging, hatte ich wenigstens den einen Trost, daß ich mich vor Gericht ehrlich verhalten habe, meine Schuld nicht auf die anderen abzuwälzen gesucht und sogar meine eigenen Interessen geopfert habe, wenn ich damit die anderen zu retten glaubte. Doch ich war damals noch immer von der Wahrheit meiner Ansicht überzeugt, wollte nicht alles gestehen, und wurde dafür strenger bestraft. Vorher litt ich zwei Jahre lang an einer seltsamen moralischen Krankheit. Ich verfiel in Hy-



Dostojewski in Semipalatinsk (1858)
in Fähnrichsuniform

pochondrie. Es gab eine Zeit, da ich sogar die Vernunft verlor. Ich war übertrieben reizbar, hatte eine krankhaft entwickelte Empfindlichkeit und die Fähigkeit, die gewöhnlichsten Vorfälle ins Unermeßliche zu verzerren. Obgleich diese Krankheit einen wirklich unheilvollen Einfluß auf mein Schicksal hatte, wäre sie doch nur eine schlechte und sogar erniedrigende Rechtsfertigung; das sagte mir mein Gefühl. Übrigens war ich mir dessen gar nicht so recht bewußt. Verzeihen Sie mir diese Einzelheiten. Seien Sie großmütig und hören Sie mich weiter an.

Ich kam ins Zuchthaus — vier traurige, entsetzliche Jahre. Meine Gesellschaft waren Räuber, Menschen ganz ohne menschliche Gefühle, mit verdrehter Moral; während dieser vier Jahre konnte ich nichts Erfreuliches sehen, als die schwärzeste und häßlichste Wirklichkeit. Ich hatte an meiner Seite kein einziges Geschöpf, mit dem ich herzliche Worte hätte wechseln können; ich litt Hunger, Kälte, Krankheiten; ich litt unter der schweren Arbeit und unter dem Hasse meiner Genossen, der Räuber, die an mir Rache nahmen, weil ich ein Offizier und Adeliger war. Doch ich schwöre Ihnen, keine dieser Qualen war größer als die, die ich empfand, als ich meine Verirrungen einsah und begriff, daß ich in der Verbannung von der menschlichen Gesellschaft abgeschnitten bin und ihr nicht mit allen meinen Kräften, Wünschen und Fähigkeiten dienen kann. Ich weiß, daß man mich für meine Ideen und Theorien bestraft hat. Doch die Ideen und sogar die Überzeugungen wechseln, selbst der Mensch verändert sich; wie schwer ist es mir nun, für Dinge zu büßen, die nicht mehr sind und die sich in mir ins Gegentheil verwandelt haben; für meine früheren Verirrungen zu leiden, die ich schon lange als solche erkannt habe; zu fühlen, daß ich Kräfte und Fähigkeiten habe, irgend etwas zu tun, um die Nutzlosigkeit meiner früheren Tätigkeit abzubüßen, und dabei in Untätigkeit zu schmachten. Jetzt bin ich Soldat, diene in Semipalatinsk und bin in diesem Sommer zum Unteroffizier befördert worden. Ich weiß, daß mir viele Leute aufrichtige Teilnahme entgegengebracht haben und auch jetzt entgegenbringen; daß man sich für mich verwendet hat, mir Hoffnung gemacht hat und mich auch jetzt tröstet.

Der Monarch ist gütig und barmherzig. Ich weiß schließlich, wie schwer es einem fällt, der den Beweis liefern will, daß ein unglücklicher Mensch etwas Gutes vollbringen kann, wenn ihm dieser Beweis nicht gelingt. Etwas kann ich ja auch leisten; ich bin ja nicht ganz ohne Fähigkeiten, Gefühle und Grundsätze. Ich habe eine große Bitte an Sie, Eduard Iwanowitsch. Eines macht mir nur Sorge: ich habe nicht das geringste Recht, Sie mit meinen Angelegenheiten zu belästigen. Doch Sie haben ein edles und großes Herz. Dies darf ich offen sagen; Sie haben es erst neulich vor der ganzen Welt gezeigt. Ich habe schon viel früher, früher als die andern, das Glück gehabt, mir diese Meinung von Ihnen zu bilden, und habe schon längst gelernt, Sie zu achten. Ihr Wort kann jetzt bei unserm barmherzigen Monarchen, der Ihnen dankbar ist und Sie liebt, viel gelten. Gedenken Sie des armen Verbannten und helfen Sie ihm. Ich will mich nutzbringend betätigen. Wenn man seelische und geistige Kräfte hat, die man nicht anwenden kann, leidet man schwer in der Untätigkeit. Doch der militärische Beruf liegt mir nicht. Ich will mir ja, soweit es meine Kräfte erlauben, die größte Mühe geben; doch ich bin krank und fühle in mir größere Neigung für einen andern Wirkungskreis, der meinen Fähigkeiten mehr entspricht. Mein sehnlichster Wunsch wäre es, aus dem Militärdienste entlassen zu werden und irgendwo im europäischen Rußland oder sogar hier in den Zivildienst zu treten, auch einige Freiheit in der Wahl meines Aufenthaltsorts zu haben. Doch nicht den Dienst betrachte ich als den Hauptzweck meines Lebens. Vor Jahren hat mich das Publikum auf literarischem Gebiet wohlwollend begrüßt und ermutigt. Ich möchte gerne die Erlaubnis bekommen, meine Werke zu veröffentlichen. Es gab ja schon Präzedenzfälle: manchen politischen Verbrechern wurde Wohlwollen und Gnade zuteil, und sie bekamen die Erlaubnis, zu schreiben und zu drucken. Den Beruf eines Schriftstellers habe ich stets für einen ehrenvollen und nützlichen gehalten. Ich habe die Überzeugung, daß ich nur auf diesem Gebiete nutzbringend wirken kann, daß ich eine gewisse Aufmerksamkeit auf mich lenken, meinen guten Ruf wieder erlangen und mir das Leben

einigermassen erleichtern könnte; denn ich besitze nichts als gewisse, vielleicht auch recht bescheidene literarische Fähigkeiten. Ich will es Ihnen offen sagen: neben dem aufrichtigen Wunsch, mein Schicksal mit einem andern, das meinen Fähigkeiten mehr entspricht, zu vertauschen, hat mir noch ein anderer Umstand¹⁾, von dem vielleicht das Glück meines ganzen Lebens abhängt (es ist ein durchaus persönlicher Umstand), den Mut gegeben, mich an Sie zu wenden und Sie an mich zu erinnern. Ich bitte ja nicht um alles auf einmal; ich bitte nur um die Möglichkeit, den Militärdienst zu quittieren und in den Zivildienst einzutreten.

Lesen Sie diese meine Bitte, nennen Sie mich aber nicht kleinmütig. Ich habe so viel gelitten und schon durch den Umstand allein, daß ich diese Leiden ertragen habe, meine Geduld und einen gewissen Grad von Tapferkeit bewiesen. Doch jetzt habe ich den Mut verloren, was ich auch selbst einsehe. Ich hielt es stets für kleinmütig, andere, wen es auch sei, mit meinen Angelegenheiten zu belästigen. Um so mehr Sie zu belästigen. Doch ich flehe Sie an, haben Sie Erbarmen mit mir. Ich habe bisher mein Unglück geduldig ertragen. Nun bin ich unter der Last der Umstände zusammengebrochen, und habe mich entschlossen, diesen Versuch — es ist nichts mehr als ein Versuch — zu unternehmen. Ich schwöre Ihnen, daß der Gedanke, Ihnen zu schreiben und Sie zu bitten, mir nie früher gekommen war. Es wäre mir peinlich und schwer gewesen, Sie an mich zu erinnern. Mit einem so begeisterten und uneigennütigen Gefühl habe ich in der letzten Zeit Ihre Heldentaten verfolgt. Wenn Sie wüßten, mit welchem Genuß ich über Sie mit andern sprach, würden Sie mir Glauben schenken. Wenn Sie wüßten, mit welchem Stolz ich mich darauf berief, daß ich die Ehre hatte, Sie persönlich zu kennen! Als man hier von Ihren Heldentaten erfuhr, überschüttete man mich mit Fragen über Sie, und es war mir eine Freude, von Ihnen erzählen zu können. Ich scheue mich nicht, Ihnen dies zu schreiben. Ihre Heldentaten sind so groß, daß selbst diese Worte nicht als eine Schmeichelei erscheinen können. Der Überbringer dieses Briefes kann Ihnen bestätigen, wie aufrichtig und un-

¹⁾ Anspielung auf D.s Heiratspläne.

eigennützig meine Gefühle gegen Sie sind. Die Dankbarkeit eines Russen gegen denjenigen, der in Zeiten des nationalen Unglücks die furchtbare Verteidigung von Sebastopol mit ewigem, unvergänglichem Ruhm gekrönt hat, ist wohl begreiflich. Ich wiederhole, daß es nicht meine Absicht war, Sie irgendwie zu belästigen. Doch jetzt, da ich jeden Mut verloren habe und gar nicht weiß, an wen ich mich wenden soll, habe ich mich erinnert, wie freundlich, herzlich und einfach Sie stets gegen mich waren. Ich gedachte Ihrer stets kühnen und erhabenen Herzensregungen und begann zu hoffen. Ich fragte mich: werden Sie mich denn jetzt zurückstoßen, wo Sie eine so hohe und ruhmvolle Stellung erlangt haben, und ich so tief gesunken bin? Verzeihen Sie meine Unbescheidenheit, verzeihen Sie mir diesen langen (viel zu langen, ich sehe es ein) Brief; und wenn Sie für mich etwas tun können, so tun Sie es, ich flehe Sie an. Und ich habe noch eine große Bitte, schlagen Sie sie mir nicht ab. Bringen Sie mich bei Gelegenheit Ihrem Bruder Adolf Iwanowitsch in Erinnerung und teilen Sie ihm mit, daß ich ihn noch immer wie früher liebe und daß ich ihm oft während der vierjährigen Zuchthausstrafe, als ich im Geiste meine ganze Vergangenheit Tag um Tag und Stunde um Stunde an mir vorüberziehen ließ, in meinen Erinnerungen begegnet bin. Doch er weiß selbst, wie sehr ich ihn liebe. Ich weiß noch, daß er in der letzten Zeit krank war. Ist er wieder gesund? Ist er am Leben? Verzeihen Sie mir auch diese Bitte. Doch ich weiß nicht, durch wen ich diesen meinen Herzenswunsch erfüllen könnte und wende mich daher an Sie. Ich weiß, daß dieser Brief einen schweren Verstoß gegen die Disziplin bedeutet. Ein gemeiner Soldat schreibt an einen Generaladjutanten! Doch Sie sind großmütig, und ich vertraue mich Ihrer Großmut an¹⁾).

¹⁾ Toilebens Resolution lautet: „Seine Majestät geruhete zu befehlen, dem Herrn Kriegsminister schriftlich vorzuschlagen, den Fjodor Dostojewskij zum Fähnrich bei irgendetnem Regiment der zweiten Armee zu befördern. Sollte dies nicht tunlich sein, so ist er mit dem Range eines Beamten der vierzehnten Klasse in den Zivildienst zu versetzen; in beiden Fällen ist ihm die Beschäftigung mit Literatur zu erlauben und das Recht, seine Werke auf Grund der allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen zu drucken, einzuräumen.“

Mit tiefster Hochachtung und dem aufrichtigen Danke
eines Russen verbleibe ich

Ew. Erzellenz ergebenster Diener

Fjodor Dostojewskij.

Semipalatinsk, den 24. März 1856.

XXVII

An den Baron A. J. Wrangel
Semipalatinsk, den 13. April 1856

[Der Brief beginnt mit wenig interessanten Mitteilungen
über die materielle Lage Dostojewskijs.]

Sie schreiben, daß uns, politische Sträflinge, gewisse Gnaden erwarten, die aber noch geheim gehalten werden. Erweisen Sie mir den Gefallen, teurer Freund, und suchen Sie irgend etwas zu erfahren, was mich betrifft. Ich muß es wissen. Wenn Sie irgend etwas erfahren, so teilen Sie es mir unverzüglich mit. An die Versetzung nach dem Kaukasus denke ich nicht mehr. An das Bataillon zu Barnaul auch nicht. Jetzt ist mir dies alles unwesentlich. Sie schreiben, daß alle den neuen Zaren lieben. Ich selbst vergöttere ihn. Ich muß gestehen, daß mir sehr darum zu tun ist, befördert zu werden; doch auf die Beförderung zum Offizier kann ich noch sehr lange warten; ich möchte aber irgend etwas jetzt gleich, anlässlich der Krönungsfeierlichkeiten haben. Das Beste und Vernünftigste wäre natürlich, wenn ich mich um die Erlaubnis, mich literarisch zu betätigen, bewerben würde. Ich habe die Absicht, Ihnen in der nächsten Zeit privatim ein von mir anlässlich der Krönungsfeierlichkeiten verfaßtes Gedicht zu übersenden. Ich könnte es auch ganz offiziell schicken. Sie werden wohl mit Gasford¹⁾ zusammenkommen. Er reist ja zur Krönung. Könnten Sie ihn nicht bewegen, mein Gedicht dem Kaiser zu überreichen? Ginge es nicht? Teilen Sie mir

¹⁾ Generalgouverneur von Sibirien.

auch mit, bis zu welchem Zeitpunkt ich Ihnen noch schreiben darf; denn wenn Sie Petersburg verlassen, können meine Briefe verloren gehen, und das wäre unangenehm. Ich habe Ihnen schon von meinem Aufsatz über Rußland erzählt. Es ist ein rein politisches Pamphlet daraus geworden. Ich möchte aber aus diesem Aufsatz auch nicht ein einziges Wort streichen. Man wird mir kaum erlauben, die literarische Tätigkeit mit einem Pamphlet, wie patriotisch sein Inhalt auch sein mag, zu beginnen. Der Aufsatz war aber gut, und ich war mit ihm zufrieden. Er interessierte mich außerordentlich. Ich habe aber die Arbeit aufgegeben. Und wenn ich keine Genehmigung bekomme, ihn zu veröffentlichen, warum soll dann meine ganze Mühe umsonst sein? Die Zeit ist mir jetzt zu teuer, als daß ich sie umsonst verschwenden und nur aus bloßem Vergnügen schreiben sollte. Auch die politischen Verhältnisse haben sich verändert. Aus diesem Grunde habe ich einen neuen Aufsatz begonnen: „Briefe über die Kunst“. Die Großfürstin Maria Nikolajewna ist Präsidentin der Akademie der Künste. Ich will um Genehmigung nachsuchen, ihr diesen Aufsatz zu widmen, und ihn dann ohne Namensunterschrift erscheinen lassen. Mein Aufsatz ist die Frucht zehnjähriger Überlegungen. Ich habe ihn bis ins kleinste Detail noch in Omsk durchgedacht. Es wird viel Originelles und Leidenschaftliches darin stehen, doch für die Ausführung will ich nicht garantieren. Wahrscheinlich werden viele mit mir in verschiedenen Punkten nicht einverstanden sein. Doch ich glaube an meine Ideen, und das genügt mir. Ich will Ap. Maitow bitten, den Aufsatz zuvor zu lesen. In gewissen Kapiteln sind ganze Seiten aus dem Pamphlet enthalten. Der Aufsatz handelt eigentlich von der Bestimmung des Christentums in der Kunst. Wo soll ich ihn aber unterbringen? Wenn ich ihn als Sonderdruck erscheinen lasse, werden ihn höchstens hundert Menschen kaufen, denn es ist kein Roman. Von einer Zeitschrift könnte ich aber Honorar bekommen. Doch der „Zeitgenosse“ war mir immer feindlich gesinnt, ebenso der „Moskwitjanin“. Im „Russischen Boten“ ist die Einleitung zu einem Aufsatz Ratkows über Puschkin erschienen, in dem Gedanken ausgesprochen werden, die den

meinigen entgegengesetzt sind. Es bleiben also nur noch die „Vaterländischen Annalen“. Ich weiß aber nicht, was jetzt mit dieser Zeitschrift vorgeht. Sprechen Sie also bitte mit Maikow und Ihrem Bruder, ob es eine Möglichkeit gibt, den Aufsatz gegen Honorar erscheinen zu lassen und teilen Sie mir mit, was man Ihnen darüber sagt; sprechen Sie davon nur so ganz nebenbei. Die Hauptsache ist, daß der Roman, an dem ich jetzt arbeite,¹⁾ mir großen Genuß bereitet. Nur mit dem Roman kann ich mir einen Namen machen und die Aufmerksamkeit des Publikums auf mich lenken. Vernünftiger wäre allerdings, mit einem ernstern Aufsatz (über Kunst) zu beginnen und um Genehmigung für die Veröffentlichung eines solchen Aufsatzes nachzusuchen; denn heutzutage betrachtet man einen Roman als etwas Minderwertiges. So glaube ich wenigstens . . .

[Weiter wiederholt Dostojewskij seine Bitte, Wrangel möchte sich für ihn verwenden.]

XXVIII

An den Bruder M. M. Dostojewskij
Semipalatinsk, den 31. Mai 1858

Du bittest mich, mein Freund, daß ich dir alles, was ich schreibe, schicke. Ich kann mich nicht mehr erinnern (mein Gedächtnis ist jetzt überhaupt sehr schwach), ich kann mich nicht erinnern, ob ich dir geschrieben habe, daß ich in Beziehungen zu Ratkow („Russischer Bote“) getreten bin und ihm meine Mitarbeiterschaft für seine Zeitschrift angeboten habe; ich versprach ihm, noch in diesem Jahre eine längere Erzählung zu schreiben, wenn er mir sofort fünfhundert Rubel schickt. Diese fünfhundert Rubel und einen sehr klugen und freundlichen Brief habe ich von ihm vor etwa vier oder fünf Wochen erhalten. Er schreibt mir, daß er sich auf meine Mitarbeiterschaft sehr freut und meine Bitte (wegen der fünfhundert

¹⁾ „Rastolnikow.“

Rubel) sofort erfüllt; er bittet mich, daß ich mir ja keinen Zwang antue und ohne Übereilung schreibe. Das ist wunderbar. Ich schreibe jetzt also für den „Russischen Boten“ eine längere Novelle; unangenehm ist nur, daß ich mit Rastow kein Vogenhonorar ausgemacht habe: ich schrieb ihm, daß ich mich in diesem Falle auf ihn verlasse. Ich will in diesem Jahre auch etwas für das „Russische Wort“ schreiben; doch nicht den Roman, sondern eine Erzählung. Den Roman will ich schreiben, wenn ich erst aus Sibirien heimgekehrt bin. Ich muß ihn bis dahin aufschieben. Die Grundidee des Romans ist recht glücklich, die Hauptfigur neu und noch nie beschrieben. Da aber diese Figur in Rußland heute auch im wirklichen Leben häufig vorkommt (was ich aus den neuen Bewegungen und Ideen, von denen alle erfüllt sind, schließe), bin ich überzeugt, daß es mir gelingen wird, nach meiner Rückkehr den Roman mit neuen Beobachtungen zu bereichern¹⁾. Man soll sich nicht übereilen, lieber Freund, man muß sich nur bemühen, etwas Gutes zu schaffen. Du schreibst, mein Teurer, daß ich wohl sehr eitel sei und jetzt mit irgendeinem besonders hervorragenden Werk hervortreten wolle; daß ich daher geduldig auf den Eiern sitze, um dieses hervorragende Werk auszubrüten. Sehen wir den Fall, daß es wirklich so ist; da ich aber die Absicht, den Roman jetzt herauszubringen, fallen gelassen habe und nur an zwei Novellen, die nur halbwegs erträglich werden sollen, arbeite, kann vom Ausbrüten nicht die Rede sein. Woher hast du nur die Theorie, daß ein Bild auf den ersten Anhieb gemalt werden soll usw.? Wann bist du zu dieser Überzeugung gekommen? Glaube mir, bei allen Dingen ist Arbeit notwendig, riesengroße Arbeit. Glaube mir, daß irgendein graziöses, flüchtiges Gedicht von Puschkın, das nur wenige Zeilen enthält, nur darum so graziös und wie flüchtig hingeworfen erscheint, weil der Dichter lange Zeit daran gearbeitet und herumgestrichen hat. Das ist Tatsache. Gogol hat an seinen „Toten Seelen“ acht Jahre geschrieben. Alles, was auf den ersten Anhieb entstanden ist, war unreif. Man sagt, daß in Shakespeares Manuskripten keine einzige

¹⁾ „Rastolnikow“.

Durchstreichung vorkommt. Daher gibt es bei ihm auch soviel ungeheure Geschmacklosigkeiten. Hätte er mehr gearbeitet, so wäre alles viel besser geraten. Du verwechselst offenbar die Inspiration, d. h. das erste augenblickliche Entstehen eines Bildes oder einer Bewegung in der Seele des Künstlers (was immer der Fall ist) mit der Arbeit. Ich schreibe mir z. B. jede Szene sofort auf, wie sie mir zuerst in den Sinn kommt, und freue mich über sie; dann überarbeite ich sie monate- und jahrelang. Ich lasse mich von ihr mehr als einmal begeistern (denn ich liebe diese Szene); einiges füge ich hinzu, anderes streiche ich; glaube mir, daß die Szene dabei immer gewinnt. Man muß nur Inspiration haben. Ohne Inspiration kann man natürlich nichts anfangen.

Du schreibst, daß man bei euch jetzt große Honorare zahlt. Pissemskij hat also für seine „Tausend Seelen“ zweihundert oder zweihundertfünfzig Rubel für den Druckbogen bekommen. Unter diesen Umständen kann man wirklich leben und ohne Übereilung arbeiten. Hältst du aber wirklich den Roman Pissemskijs für hervorragend? Er ist Durchschnitt, wenn auch goldener Durchschnitt, doch immer Durchschnitt. Gibt es denn in dem Buch auch eine einzige neue, von ihm geschaffene, noch nie beschriebene Gestalt? Alles ist schon einmal dagewesen und von unsern neueren Schriftstellern, besonders von Gogol, längst beschrieben worden. Es sind alte Weisen in neuer Stimmung. Ausgezeichnete Arbeit nach fremden Mustern, einheimische Arbeit nach Zeichnungen von Benvenuto Cellini. Ich habe allerdings nur die beiden ersten Teile des Romans gelesen; die Zeitschriften kommen zu uns mit großer Verspätung. Der Schluß des zweiten Teiles ist durchaus unwahrscheinlich und gänzlich verdorben. Kalinowitsch, der bewußt betrügt, ist einfach unmöglich. Kalinowitsch, wie ihn der Autor vorher geschildert hat, müßte ein Opfer bringen, eine Heirat vorschlagen, sich selbst an seinem Edelmut berauschen und überzeugt sein, daß er zu keinem Betrug fähig ist. Kalinowitsch ist so eitel, daß er sich selbst unmöglich für einen Schurken halten kann. Natürlich wird er dabei sein Vergnügen haben, eine Nacht mit Nastenjka verbringen und sie dann

betrügen; doch nur nachher, unter dem Zwange der Wirklichkeit; er wird sich gewiß auch dann noch trösten und sagen, daß er auch in diesem Falle edel gehandelt habe. Doch Ralino-witsch, der bewußt betrügt, ist abstoßend und u n m ö g - l i c h; d. h. solch ein Mensch ist möglich, doch nicht als Ralino-witsch. Genug von diesem Unsinn.

Ich kann meinen Abschied gar nicht erwarten.

[Es folgen Erörterungen, wie sich D. nach dem Abschied einrichten will.]

XXIX

An den Bruder M. M. Dostojewskij
Semipalatinsk, den 9. Mai 1859

[Anfangs ist die Rede vom Abschied, der noch am 18. März bewilligt wurde, von dem man aber erst im Mai in Semipalatinsk erfuhr, und von geschäftlichen Angelegenheiten.]

Du schreibst mir immer solche Nachrichten, daß Gontscharow z. B. für seinen Roman siebentaufend Rubel bekommen hat und daß Ratkow (von dem ich jetzt hundert Rubel für den Bogen verlange) Turgenjew für sein „Abelsnest“ viertausend Rubel, d. h. vierhundert Rubel für den Bogen angeboten hat. (Ich habe endlich Turgenjews Roman gelesen. Er ist außerordentlich gut.) Mein Freund! Ich weiß sehr gut, daß ich nicht so gut wie Turgenjew schreibe, doch der Unterschied ist wirklich nicht sehr groß, und ich hoffe, mit der Zeit ebenso gut wie er zu schreiben. Warum lasse ich mir in meiner Notlage nur hundert Rubel für den Bogen zahlen, während Turgenjew, der zweitaufend Leibeigene besitzt, vierhundert Rubel bekommt? Ich bin arm und muß daher in großer Hast und des Geldes wegen schreiben; folglich muß ich alles verderben.

[Es folgen Erwägungen über die Bedingungen, die D. Ruschelow, dem Herausgeber des „Russischen Wortes“, anbieten will.]

Ich beendige jetzt einen Roman für Rattow¹⁾); er ist recht umfangreich geworden: vierzehn oder fünfzehn Bogen. Drei Viertel habe ich schon abgeliefert; den Rest werde ich Anfang Juni abschicken. Höre doch, Mischa! Dieser Roman hat selbstverständlich die größten Fehler und ist vor allen Dingen übertrieben lang; ich glaube aber felsenfest daran, daß er zugleich auch die größten Vorzüge hat und daß er mein bestes Werk ist. Ich habe zwei Jahre lang daran geschrieben (mit einer Unterbrechung in der Mitte, als ich „Onkelchens Traum“ schrieb). Der Anfang und die Mitte sind ordentlich gearbeitet, doch der Schluß ist in großer Hast geschrieben. Doch habe ich meine ganze Seele, mein Fleisch und mein Blut hineingelegt. Ich will nicht behaupten, daß ich darin mein ganzes Wesen ausgedrückt habe; dies wäre Unsinn. Ich habe noch viel zu sagen. Auch steckt in dem Roman viel zu wenig herzliches, d. h. leidenschaftliches Element (wie z. B. im „Adelsnest“²⁾); dafür kommen darin zwei kolossale typische Gestalten vor, die ich fünf Jahre lang g e s c h a f f e n u n d a u f g e z e i c h n e t habe; sie sind (wie ich glaube) tadellos gezeichnet; es sind durchaus russische Gestalten, die von der russischen Literatur bisher ungenügend berücksichtigt worden sind. Ich weiß nicht, ob Rattow den Roman zu schätzen wissen wird, doch wenn er beim Publikum eine kühle Aufnahme findet, werde ich wohl verzweifeln. Auf diesen Roman gründe ich meine besten Hoffnungen und vor allen Dingen die Festigung meines schriftstellerischen Rufes.

[Weiter ist wieder von Geldfragen die Rede.]

XXX

An Frau Staden Schneider, (Petersburg), den 3. Mai 1860

Sehr verehrte und liebe Frau St.! Es sind schon drei Monate vergangen, seit ich nach Petersburg zurückgekehrt bin und meine Arbeiten wieder aufgenommen habe. Die

¹⁾ „Das Gut Stepantschikowo“.

²⁾ Von Turgenjew.

ganze Reise nach Moskau erscheint mir jetzt wie ein Traum; nun habe ich wieder das feuchte Klima, den Schmutz, das Eis aus dem Ladogasee¹⁾, die Langeweile usw.

Ich bin also wieder hier und fühle mich wie im Fieber. Das liegt an meinem Roman²⁾. Ich will, daß er mir gut gerät, ich fühle, daß in ihm Poesie steckt, und ich weiß, daß von seinem Erfolg meine ganze literarische Karriere abhängt. Ich werde an die drei Monate Tag und Nacht arbeiten müssen. Welch ein Lohn erwartet mich aber, wenn ich einmal fertig bin! Ruhe, ein klarer Blick auf meine Umgebung und das Bewußtsein, daß ich das, was ich wollte, geschaffen und erreicht habe. Vielleicht werde ich, mir zur Belohnung, für etwa zwei Monate ins Ausland reisen; ich will aber zuvor unbedingt noch einmal nach Moskau kommen.

. . . Ehrgeiz ist ein gutes Ding, doch ich glaube, daß man ihn nur für seine Hauptziele, für Dinge, die man sich zum Ziel und zum Daseinszweck gesetzt hat, haben muß. Alles übrige ist Unsinn. Wichtig ist nur, daß man ein leichtes Leben hat; auch muß man Sympathie für die Mitmenschen haben und selbst ihre Sympathie erringen. Wenn man sonst auch keine besonderen Ziele hat, ist dies allein schon ein ausreichendes Lebensziel.

Ich fange aber schon wieder zu philosophieren an. Ich habe nur wenig, oder fast gar keine Neuigkeiten gehört. Pissemskij ist krank, leidet an Rheumatismus. Ich habe einmal Ap. Maikow besucht. Er hat mir erzählt, daß Pissemskij zürnt, schmollt und übler Laune ist; dies ist auch kein Wunder: sein Leiden ist sehr qualvoll. Haben Sie, übrigens, nicht einen gewissen Snitkin gekannt? Er hat einige komische Gedichte unter dem Pseudonym Ammos Schischkin veröffentlicht. Denken Sie sich nur: er ist plötzlich erkrankt und nach kaum sechs Tagen gestorben. Der Literarische Unterstützungsverein hat sich seiner Familie angenommen. Es ist sehr schade um ihn. Sie haben ihn wohl übrigens gar nicht gekannt. Ich habe neulich Krestows-

¹⁾ Im Frühjahr kommt durch die Newa das Eis aus dem Ladogasee geschwommen.

²⁾ „Erniedrigte und Beleidigte.“

tij gesprochen. Ich liebe ihn sehr. Er schrieb kürzlich ein Gedicht und las es uns mit großem Stolz vor. Wir erklärten ihm einstimmig, daß das Gedicht etelhaft sei; es ist bei uns Sitte, immer die Wahrheit zu sagen. Und was glauben Sie? Er fühlte sich nicht im geringsten verlezt. Er ist ein so lieber und edler Junge! Er gefällt mir immer mehr, und ich will einmal bei irgendeinem Trinkgelage mit ihm Brüderschaft trinken. Manchmal hat man so seltsame Eindrücke! Ich habe immer den Eindruck, daß Krestowskij bald sterben muß¹⁾. Woher aber dieser Eindruck kommt, kann ich unmöglich sagen.

Wir wollen irgendein ordentliches literarisches Unternehmen begründen. Wir sind damit alle sehr beschäftigt²⁾. Vielleicht wird es uns gelingen. Alle diese Pläne sind zwar nur der erste Schritt, doch bedeuten sie jedenfalls eine Tätigkeit. Ich weiß sehr gut, was der erste Schritt bedeutet, und ich liebe ihn. Er ist besser als alle Sprünge.

Ich habe einen schrecklichen Charakter, doch nicht immer, sondern nur zeitweise. Dies ist mein Trost.

Fjodor Dostojewskij.

XXXI

An Frau W. D. Konstantinowa³⁾, Paris, den 1. Sept 1862.

Liebe und sehr verehrte Warwara Dmitrijewna! Sie haben vielleicht schon aus meinem Brief an Pascha⁴⁾ erfahren, daß ich glücklich und wohlbehalten in Paris angelangt bin und mich daselbst niedergelassen habe; ich glaube aber kaum, daß ich hier lange bleiben werde. Paris gefällt mir nicht, obwohl es entsetzlich großartig ist. Es gibt hier vieles zu sehen; doch wenn man es sich ansieht, überfällt einen entsetzliche Langeweile. Es wäre wohl anders, wenn ich als Student hergekommen wäre, um irgend etwas zu lernen. Dann wäre es ja anders:

¹⁾ Wsewolod Krestowskij, ein recht unbedeutender, doch viel gelesener Romanschriftsteller. Starb übrigens erst 1895.

²⁾ Mit der Zeitschrift „Wremja“.

³⁾ D's Schwägerin, Schwester der Frau Maria Dmitrijewna.

⁴⁾ Pascha Issajew — D's Stiefsohn.

ich hätte viel Arbeit und müßte vieles sehen und hören; doch einem Touristen, der einfach die Sitten beobachtet, sind die Franzosen ekelhaft, und die Stadt als solche ist mir ganz unbekannt. Am besten sind hier die Weine und das Obst: sie sind hier das einzige, was auf die Dauer nicht langweilig wird. Von meinen intimen Angelegenheiten will ich Ihnen nichts schreiben: „Briefe sind Unsinn, nur Apotheker schreiben Briefe¹⁾.“ Ich will Ihnen nur von einer gewissen geschäftlichen Angelegenheit schreiben. Ich habe nämlich eine Bitte an Sie, meine liebe Warwara Dmitrijewna. Sie müssen wissen, daß ich mich unterwegs vier Tage in Wiesbaden aufgehalten und natürlich auch Roulette gespielt habe. Und was glauben Sie? Ich habe gewonnen und nicht verloren; ich habe zwar nicht so viel, als ich wollte, keine Hunderttausend, doch immerhin eine kleine Summe gewonnen. (NB. Erzählen Sie niemand davon, liebe Warwara Dmitrijewna. Sie k ö n n e n es zwar auch niemand erzählen, denn Sie kommen mit niemand zusammen; ich meine aber in erster Linie Pascha: er ist noch dumm und wird sich vielleicht einbilden, daß man sich durch das Spiel eine Existenz begründen kann. Er hat sich ja neulich in den Kopf gesetzt, Kommis zu werden und sich auf diese Weise Geld zu verdienen; „folglich brauche ich nichts zu lernen“, hat er mir erklärt. Folglich braucht er nicht zu wissen, daß sein Papa Spielsäle besucht. Erzählen Sie ihm daher kein Wort davon). Während dieser vier Tage habe ich mir die Spieler näher angesehen. Mehrere hundert Personen nahmen am Spiele teil, doch nur zwei verstanden richtig zu spielen, mein Ehrenwort! Eine Französin und ein englischer Lord waren es; sie verstanden zu spielen und verloren nichts, sprengten sogar beinahe die Bank. Glauben Sie bitte nicht, daß ich nur aus Freude darüber, daß ich gewonnen und nicht verloren habe, prahle und das Geheimnis des Spieles zu kennen behaupte. Das Geheimnis kenne ich wirklich und es ist höchst dumm und einfach: es besteht darin, daß man sich jeden Augenblick beherrscht und bei keiner Phase des Spieles hitzig wird. Das ist alles; unter diesen Umständen kann man

¹⁾ Zitat aus Gogols „Memoiren eines Verrückten“.

unmöglich verlieren und muß unbedingt gewinnen. Es handelt sich nur darum, daß der Mensch, der dieses Geheimnis kennt, auch die Kraft und die Fähigkeit hat, es richtig anzuwenden. Wenn man noch so gescheit ist und einen noch so eisernen Charakter hat, kann man schließlich doch umschmeißen. Selbst der Philosoph Strachow würde verlieren. Selig sind daher, die nicht spielen, das Roulette verabscheuen und es für die größte Dummheit halten.

Doch zur Sache. Ich habe, liebe Warwara Dmitrijewna, fünftausend Franken gewonnen; d. h. ich hätte anfangs zehntausendvierhundert Franken gewonnen, das Geld nach Hause getragen, in die Reisetasche gelegt und beschlossen, am nächsten Tag abzureisen und nicht mehr in den Spielsaal zu gehen. Ich habe es aber nicht ausgehalten und die Hälfte des Geldes wieder verspielt. Es sind mir also nur noch fünftausend Franken geblieben. Einen Teil des Gewinns habe ich mir für jeden Fall aufgehoben und den Rest schicke ich nach Petersburg: die Hälfte meinem Bruder, damit er das Geld bis zu meiner Rückkehr aufhebt, und die Hälfte Ihnen, damit Sie es Maria Dmitrijewna¹⁾ übergeben oder übersenden.

[Weiter ist die Rede davon, wie man das Geld am besten aus dem Auslande schickt und in Rußland wechselt.]

XXXII

An N. N. Strachow²⁾, Rom, den 18. (30.) Septbr. 1863

[Anfangs bittet D. Strachow, seine Abrechnung mit der Redaktion der „Lesebibliothek“ in Ordnung zu bringen.]

So soll es auch Boborytkin wissen³⁾, was bereits dem „Zeitgenossen“ und den „Vaterländischen Annalen“ bekannt

¹⁾ Erste Gattin D's.

²⁾ Nikolaj Nikolajewitsch Strachow, Kritiker und Philosoph (1828—96), stand Dostojewskij und Apollon Grigorjew sehr nahe. Führte einen erbitterten polemischen Kampf gegen den Nihilismus und die materialistischen Strömungen der sechziger Jahre.

³⁾ Pjotr Boborytkin, heute noch lebender beliebter Romanschriftsteller. War um jene Zeit Herausgeber der „Lesebibliothek“.

ist: daß ich noch nie im Leben ein Werk (mit Ausnahme der „Armen Leute“) anders als gegen Vorausbezahlung verkauft habe. Ich bin ein Proletarier unter den Schriftstellern, und wenn jemand meine Arbeit will, so muß er mich im voraus bezahlen. Ich selbst verdamme diesen Modus. Ich habe ihn nun aber einmal eingeführt und werde ihn nie abschaffen. Ich fahre also fort:

Augenblicklich habe ich nichts fertig. Ich habe aber einen (wie mir scheint) recht glücklichen Plan zu einer Erzählung¹⁾. Er ist zum größten Teil auf Papierseken notiert. Ich habe sogar mit der Ausführung begonnen, doch, erstens, ist es hier zu heiß und zweitens will ich mich nur acht Tage in Rom aufhalten; kann man denn, wenn man in einer Stadt wie Rom nur acht Tage bleibt, überhaupt zum Schreiben kommen? Das viele Herumgehen ermüdet mich außerordentlich. Meine Erzählung soll eine typische Gestalt, einen im Auslande lebenden Russen schildern. Sie wissen ja: im letzten Sommer war in unseren Zeitschriften sehr viel von den im Auslande lebenden Russen die Rede. Dies alles wird sich auch in meiner Erzählung widerspiegeln. Auch der augenblickliche Zustand unseres inneren Lebens wird (selbstverständlich so gut es geht) mit hereingezogen werden. Ich schildere einen Menschen mit einem durchaus offenen Charakter, einen zwar vielseitig entwickelten, doch in allen Dingen unfertigen Menschen, der jeden Glauben verloren hat, zugleich a b e r n i c h t w a g t , u n g l ä u b i g z u s e i n , der sich gegen alle Autoritäten auflehnt und sie zugleich fürchtet. Er tröstet sich damit, daß er in Rußland angeblich nichts zu schaffen habe, und verurteilt daher aufs grausamste die Leute, die die im Auslande lebenden Russen nach Rußland zurückrufen wollen. Alles kann ich hier nicht erzählen. Die Gestalt ist sehr lebendig (ich sehe sie förmlich vor mir stehen), und wenn die Erzählung einmal fertig wird, verdient sie gelesen zu werden. Der Hauptwitz besteht aber darin, daß er alle seine Lebensäfte, Mut und Kraft für das Roulette verwendet hat. Er ist ein Spieler, doch kein gewöhnlicher Spieler, ebenso wie der „Geizige Ritter“ von Puschkin

¹⁾ „Der Spieler“.



Dostojewski
Mostau 1865

kein gewöhnlicher Geizhals ist. (Ich will mich durchaus nicht mit Puschkın vergleichen. Ich habe den Vergleich nur der Deutlichkeit wegen angeführt.) Er ist in seiner Art Poet, doch er schämt sich dieser Poesie, denn er empfindet tief ihre Gemeinheit; obwohl das Bedürfnis etwas zu riskieren ihn in seinen eigenen Augen veredelt. Die ganze Erzählung handelt davon, wie er drei Jahre lang Roulette spielt.

Wenn mein „Totenhaus“ — als eine Schilderung der Zuchthäusler, die vor mir noch niemand so anschaulich geschildert hat — großes Interesse beim Publikum gefunden hat, so wird die neue Erzählung, als eine anschauliche und genaue Schilderung des Roulettespiels, ein noch viel größeres Interesse erwecken. Abgesehen davon, daß derartige Aufsätze bei uns mit dem größten Interesse gelesen werden, fällt noch ins Gewicht, daß das Spiel in einem ausländischen Rurort vor sich geht und die Rede von den im Auslande lebenden Russen ist; dies hat immerhin eine gewisse (wenn auch untergeordnete) Bedeutung.

Schließlich darf ich hoffen, daß es mir gelingen wird, alle diese höchst interessanten Gegenstände mit Gefühl, Verständnis und nicht zu langatmig zu schildern.

Die Erzählung kann recht gut werden. Mein „Totenhaus“ war ja wirklich recht interessant.

Es soll wieder die Schilderung einer Hölle, eine Art „Dampfbad im Zuchthause“ werden. Ich will dieses Bild schaffen und mir die größte Mühe geben.

[Weiter ist wieder von Geldsachen die Rede.]

XXXIII

An A. P. Miljukow¹⁾, (Moskau) Juni 1866

Mein lieber und verehrter Freund Alexander Petrowitsch! Rattow ist in der Sommerfrische im Petrowskij-Park; Ljubimow [der Herausgeber des „Russischen Boten“] ist

¹⁾ Siehe Anmerkung Seite 242.

ebenfalls in der Sommerfrische. Im Redaktionsbureau kann man nur zuweilen den vergrämten Sekretär treffen, von dem man aber nichts erfahren kann. Es ist mir aber doch gelungen, gleich in den ersten Tagen Ljubimow abzufangen. Drei Kapitel von meinem Roman¹⁾ hat er bereits sehen lassen. Ich habe ihm vorgeschlagen, daß ich das vierte Kapitel in beschleunigtem Tempo schreibe; die vier Kapitel würden genau die Hälfte des Schlusses des zweiten Teiles (vier Druckbogen) ausmachen; im nächsten Heft könnte man dann weitere vier Kapitel, d. h. den ganzen Schluß des zweiten Teiles bringen. Ljubimow sagte mir aber gleich im Vorhinein: „Ich habe Sie erwartet, um Ihnen zu sagen, daß man jetzt, im Juni und im Juli, den Roman in kleineren Portionen drucken kann und sogar muß; in einem Heft kann in Anbetracht der Sommersaison sogar die Fortsetzung ganz ausbleiben. Wir wollen uns lieber so einrichten, daß die ganze zweite Hälfte des Romans im Herbst erscheint und die letzten Zeilen ins Dezemberheft kommen, denn die Wirkung des Romanes soll die Subskription auf den neuen Jahrgang unterstützen.“ Es wurde daher beschlossen, noch einen weiteren Monat zu pausieren. Die vier Kapitel (vier Druckbogen) werden daher erst im Juliheft erscheinen und sind bereits im Satz.

Später stellte sich aber heraus, daß Ljubimow noch eine schändliche Nebenabsicht hatte: er will nämlich eines von den vier abgelieferten Kapiteln gar nicht drucken, und Ratkow hat diesen seinen Beschluß bestätigt²⁾. Ich habe mich mit beiden auseinandergesetzt. Doch sie bestehen auf ihrem Vorhaben! Über das betreffende Kapitel kann ich selbst gar nichts sagen: ich habe es in echter Begeisterung geschrieben, es kann aber sein, daß es wirklich schlecht ist; es handelt sich aber bei ihnen gar nicht um den literarischen Wert, sondern um Befürchtungen für die Moral. In dieser Beziehung bin ich im Recht: das Kapitel enthält nichts Unmoralisches, sogar

¹⁾ „Raskolnikow“.

²⁾ Es ist das 9. Kapitel des II. Teils des „Raskolnikow“; Anstoß erregte die Szene, wo Ssonja und Raskolnikow das Evangelium lesen. Dostojewskij mußte das Kapitel kürzen.

ganz im Gegenteil; sie sind aber anderer Meinung und sehen außerdem noch Spuren von Nihilismus darin. Ljubimow hat mir endgültig erklärt, ich müsse das Kapitel umarbeiten. Ich habe es übernommen, und die Umarbeitung dieses großen Kapitels machte mir mindestens ebensoviel Arbeit und Beschwerde, wie drei neue Kapitel; ich habe es aber doch umgearbeitet und abgeliefert. Leider habe ich aber Ljubimow seitdem nicht wieder gesehen, und ich weiß nicht, ob sie mit der Umarbeitung zufrieden sind und das Kapitel nicht noch einmal selbst umarbeiten. Dies war schon bei einem anderen Kapitel (von diesen vier) der Fall: Ljubimow erklärte mir, daß er darin vieles gestrichen habe (dies macht mir allerdings wenig Kummer, denn sie haben eine ganz unwesentliche Stelle gestrichen).

Ich weiß nicht, wie es weiter kommen wird, doch die Meinungsverschiedenheiten, die anläßlich dieses Romans zwischen mir und der Redaktion zutage treten, beginnen mich zu beunruhigen.

Den Roman für Stellowstij¹⁾ habe ich noch nicht angefangen, werde ihn aber bestimmt anfangen. Ich habe den Plan zu einem recht anständigen kleinen Roman; es werden sogar Schatten von wirklichen Charakteren darin vorkommen. Der Gedanke an Stellowstij quält und beunruhigt mich; er verfolgt mich sogar im Traume.

Ich teile Ihnen alles oberflächlich und in großer Eile mit, obgleich der Brief recht lang ist. Antworten Sie mir um Gottes willen. Schreiben Sie mir über sich selbst, über Ihr Leben, Ihre Absichten und Ihre Gesundheit. Schreiben Sie mir auch von den Unsrigen; haben Sie vielleicht etwas Neues gehört? Vieles muß ich verschweigen. Meine besten Empfehlungen Ihrer Ludmilla Alexandrowna; bringen Sie mich Ihren Kindern in Erinnerung und grüßen Sie von mir alle gemeinsamen Bekannten. Auf Wiedersehen, mein guter Freund, ich umarme Sie und verbleibe Ihr Fjodor Dostojewskij.

NB. Ich habe bisher keine Anfälle gehabt. Trinke Schnaps. Wie steht es mit der Cholera?

¹⁾ Verleger der ersten Ausgabe der „Gesammelten Werke“ (1865–66).

An Apollon Nikolajewitsch Maikow, Genf, d. 16. [28.] August 1867

So lange habe ich wieder geschwiegen und auf Ihren lieben Brief nicht geantwortet, mein teurer und unvergeßlicher Freund Apollon Nikolajewitsch. Ich nenne Sie: unvergeßlicher Freund und fühle tief in meinem Herzen, wie richtig diese Benennung ist: wir beide sind so alte und an einander gewohnte Freunde, daß das Leben, das uns zuweilen voneinander trennte und sogar auseinander brachte, uns nicht nur nicht auseinandergebracht, sondern endgültig zusammengeführt hat. Sie schreiben mir, daß Sie meine Abwesenheit einigermaßen fühlen; um so mehr fühle ich die Ihrige. Ganz abgesehen davon, daß ich jeden Tag die Ähnlichkeit und Übereinstimmung unserer Gedanken und Gefühle neu bestätigt finde, bitte ich Sie noch zu beachten, daß ich, nachdem ich Sie verloren, obendrein noch in ein fremdes Land geraten bin, wo es nicht nur keine russischen Gesichter, russischen Bücher, russischen Gedanken und Sorgen, sondern überhaupt keine freundlichen Gesichter gibt. Ich kann wirklich nicht verstehen, daß dies nicht ein jeder im Auslande lebende Russe, wenn er überhaupt Herz und Verstand hat, bemerkt und schmerzvoll empfindet. Vielleicht sind auch alle diese Gesichter gegeneinander freundlich. Ich habe aber immer den Eindruck, daß sie gegen uns nicht freundlich sind. Es ist wirklich so! Wie kann man überhaupt das Leben im Auslande ertragen? Bei Gott, ohne die Heimat ist es eine Qual! Ich kann noch verstehen, daß man für ein halbes Jahr, sogar für ein ganzes Jahr ins Ausland geht. Doch so zu reisen, wie ich, ohne zu wissen und zu ahnen, wann man wieder zurückkehrt, ist sehr schwer. Schon dieser Gedanke ist schwer zu ertragen. Ich brauche Rußland für meine Arbeit, für mein Dichten (ich spreche gar nicht vom übrigen Leben). Ich bin wie ein Fisch ohne Wasser; ich verliere alle Kräfte und Daseinsmöglichkeiten . . .

Sie wissen, unter welchen Umständen ich abgereist bin und aus welchem Grunde. Es sind hauptsächlich zwei Gründe: erstens mußte ich meine Gesundheit und sogar mein Leben retten. Die Anfälle wiederholten sich alle acht Tage, und es war mir unerträglich, diese Zerrüttung der Nerven und des Gehirns zu fühlen und zu erkennen. Ich begann wirklich den Verstand zu verlieren, dies ist eine Tatsache. Ich fühlte es; und die Zerrüttung der Nerven brachte mich oft aus Rand und Band. Die zweite Ursache ist, daß meine Gläubiger nicht länger warten wollten, und am Tage meiner Abreise mehrere gerichtliche Klagen gegen mich eingereicht waren . . .

[Weiter ist die Rede von Dostojewskijs Schulden.]

. . . Die Last war unerträglich. Ich reiste ab, doch mit dem Tod im Herzen. Ich glaubte nicht ans Ausland, d. h. ich glaubte, das Ausland werde auf mich eine schlechte moralische Wirkung haben: ich war ganz allein, ohne Mittel, mit einem jungen Geschöpf¹⁾ an meiner Seite, das mit naiver Freude mein Wanderleben teilen wollte; doch ich sah, wieviel Unerfahrenheit und jugendliches Feuer in dieser naiven Freude steckte, und dies bedrückte und quälte mich. Ich fürchtete, Anna Grigorjewna würde sich mit mir langweilen. Wir leben ja noch immer ganz für uns allein. Auf mich selbst hoffte ich gar nicht: mein Charakter ist krankhaft, und ich erwartete, daß sie von mir viel auszuhalten haben würde. (NB. Anna Grigorjewna erwies sich in der Tat als viel stärker und tiefer, als ich erwartete; in vielen Fällen war sie mein schützender Engel; in ihr ist zur gleichen Zeit viel Kindliches und Jugendliches, was sehr schön und durchaus notwendig und natürlich ist, was ich aber kaum erwidern kann. Dies alles schwebte mir schon bei der Abreise vor; obwohl also Anna Grigorjewna viel besser und stärker ist, als ich erwartet hatte, bin ich auch heute noch nicht ganz ruhig.) Endlich machten mir unsere ungenügenden Mittel große Sorge: wir hatten nur sehr wenig Geld und schuldeten Raskow einen V o r s c h u ß v o n d r e i - t a u s e n d (!) Rubel. Ich hatte allerdings die Absicht, gleich

¹⁾ Die zweite Gattin D.s, Anna Grigorjewna, geb. Snitkina.

nach der Abreise mit der Arbeit zu beginnen. Doch was kam dabei heraus? Ich habe bisher nichts oder fast nichts zustande gebracht und will mich erst jetzt ernsthaft an die Arbeit machen. Ich muß gestehen, daß ich noch im Zweifel bin, ob ich wirklich nichts gemacht habe; ich habe ja vieles innerlich erlebt und auch manches erfunden; doch schwarz auf weiß geschrieben habe ich noch sehr wenig; und nur das, was schwarz auf weiß geschrieben steht, ist endgültig und wird bezahlt.

Wir verließen so schnell als möglich das langweilige Berlin (wo ich mich nur einen Tag aufgehalten habe, wo die langweiligen Deutschen mich nervös und rasend gemacht haben und wo ich ein russisches Dampfbad aufgesucht habe) und reisten nach Dresden. In Dresden mieteten wir eine Wohnung und richteten uns für eine Zeitlang ein.

Der Eindruck war sehr sonderbar; sofort tauchte vor mir die Frage auf: warum bin ich in Dresden, ausgerechnet in Dresden, und nicht in irgendeiner anderen Stadt, und aus welchem Grunde lohnte es sich, einen Ort zu verlassen und nach einem andern zu ziehen? Die Antwort war ja klar (meine Gesundheit, die Schulden usw.). Schlimm ist aber die klare Einsicht, daß es mir nun ganz gleich ist, wo ich wohnen soll. In Dresden oder in einer anderen Stadt: ich fühle mich überall in der Fremde wie ein Stück Brot, das man vom Laibe abgeschnitten hat. Ich wollte mich gleich am ersten Tage an die Arbeit machen, doch ich fühlte, daß ich hier unmöglich arbeiten kann und daß alle Eindrücke ganz anders sind. Was ich machte? Ich vegetierte. Ich las, schrieb ab und zu einige Zeilen, verging vor Heimweh und später vor Hitze. Die Tage gingen eintönig dahin . . .

Ich kann Ihnen gar nicht alle meine Gedanken mitteilen. Ich habe viele Eindrücke gesammelt. Ich las russische Zeitungen und erleichterte mir dadurch das Herz. Ich fühlte in mir schließlich so viele neue Gedanken aufgespeichert, daß ich einen langen Aufsatz vom Verhältnisse Rußlands zu Westeuropa und von den oberen Schichten der russischen Gesellschaft schreiben könnte. Was soll ich viel davon erzählen! Die Deutschen haben

mich ganz nervös gemacht, und unser russisches Leben, das Leben der oberen Schichten, ihr Glaube an Europa und an die *Civilisation*, von dem diese Schicht durchdrungen ist — ebenfalls. Das Ereignis in Paris¹⁾ hat mich furchtbar erschüttert. Schön sind auch die Pariser Advokaten, die „Vive la Pologne!“ geschrien haben. Pfui, wie ekelhaft, wie stumpfsinnig, wie abgeschmackt! Ich fühlte mich noch mehr als früher in meiner Idee bestärkt: es ist für uns vorteilhaft, daß Europa uns gar nicht kennt und von uns eine so ekelhafte Vorstellung hat. Und erst die Einzelheiten der Gerichtsverhandlung gegen Beresowski! Wie häßlich, wie abgeschmackt; ich begreife gar nicht, wie sie sich noch immer nicht in ihrem Geschwätz erschöpft haben und noch immer auf dem gleichen Punkte stehen!

Rußland erscheint unsereinem von hier aus gesehen viel plastischer. Einerseits die ungewöhnliche Tatsache, daß sich unser Volk bei allen Reformen (wie z. B. bei der Reform des Gerichtswesens) so unerwartet selbständig und reif erwiesen hat, und andererseits die Nachricht von der Auspeitschung eines Kaufmanns erster Gilde im Orenburgschen Gouvernement durch den Polizeihauptmann. Eines sieht man klar: daß das russische Volk dank seinem Wohltäter und dessen Reformen endlich in eine solche Lage geraten ist, daß es sich notgedrungen an Betriebsamkeit und Selbstkritik gewöhnen muß; und dies ist die Hauptsache. Bei Gott, unsere Zeit ist hinsichtlich der Reformen und Umwälzungen beinahe noch wichtiger als das Zeitalter Peters des Großen. Wie steht es mit den Eisenbahnen? Wir müßten so schnell als möglich nach dem Süden²⁾ kommen können; dies ist außerordentlich wichtig. Bis dahin werden wir auch überall ein *g e r e c h t e s G e r i c h t s w e s e n* haben; wie groß wird dann die Wandlung sein! (Ich denke hier immer mit Herzklopfen an alle diese Dinge.) Ich komme hier fast mit niemand zusammen; es ist aber ganz unnöthig, hier nicht zufällig auf jemand zu stoßen. In Deutschland habe ich einen Russen getroffen,

¹⁾ Das Attentat Beresowskis gegen Alexander II.

²⁾ Hier meint D. das Streben Rußlands, an den Bosphorus und nach Konstantinopel zu kommen.

der ständig im Auslande lebt; er reist jedes Jahr für etwa drei Wochen nach Rußland und kehrt dann wieder nach Deutschland zurück, wo er Frau und Kinder hat; sie alle sind durch und durch deutsch geworden. Ich fragte ihn unter anderem: „Warum sind Sie eigentlich ausgewandert?“ Er antwortete mir gereizt und frech: „Hier ist die Zivilisation und bei uns ist Barbarei . . .“

Dieser Herr gehört zu den jungen Fortschrittlern, hält sich aber übrigens anscheinend etwas abseits von allen. Wie sie sich doch im Auslande alle in knurrende und launische Rötter verwandeln.

Schließlich konnten ich und Anna Grigorjewna es in Dresden vor Heimweh gar nicht mehr aushalten . . . Wir beschlossen, den Winter irgendwo in der Schweiz oder in Italien zu verbringen. Doch wir hatten gar kein Geld. Das Geld, das wir mitgenommen hatten, war erschöpft. Ich schrieb an Rattow, schilderte ihm meine Lage und bat ihn um einen weiteren V o r s c h u ß von fünfhundert Rubel. Und was glauben Sie: er schickte mir das Geld! Welch ein ausgezeichnete Mensch! Dieser Mann hat ein Herz in der Brust. Also reisten wir in die Schweiz. Nun will ich Ihnen meine Gemeinheit und meine Schande beschreiben.

Mein lieber Apollon Nikolajewitsch, ich fühle, daß ich Sie als meinen Richter betrachten darf. Sie haben Herz und Gemüt, wovon ich mich erst neulich überzeugt habe; auch habe ich Ihr Urteil immer hoch geschätzt. Es fällt mir nicht schwer, Ihnen meine Sünden zu beichten. Was ich Ihnen heute schreibe, ist nur für Sie allein bestimmt. Ueberliefern Sie mich nicht dem Gericht der Menge.

Als ich durch die Gegend von Baden-Baden reiste, beschloß ich, einen Abstecher dorthin zu machen. Mich peinigte ein verführerischer Gedanke: zehn Louisdor zu riskieren und vielleicht zweitausend Francs zu gewinnen; diese Summe würde mir für vier Monate reichen, selbst mit den Auslagen, die ich in Petersburg habe. Das Gemeine ist, daß ich schon früher einigemal gewonnen hatte. Am schlimmsten ist aber, daß ich einen schlechten und übertrieben leidenschaftlichen Cha-

ratter habe. In allen Dingen gehe ich bis an die äußersten Grenzen; mein Leben lang habe ich nie Maß halten können.

Der Teufel trieb gleich am Anfang mit mir seinen Scherz: in drei Tagen gewann ich ungewöhnlich leicht viertausend Francs. Jetzt will ich Ihnen schildern, wie es mir vorkam: einerseits dieser leichte Gewinn — aus hundert Francs hatte ich in drei Tagen viertausend gemacht —; andererseits — meine Schulden, Prozesse, seelische Unruhe und die Unmöglichkeit, nach Rußland zurückzukehren; drittens, und das ist die Hauptsache, das Spiel selbst. Wissen Sie, wie es einen hereinzieht! Nein, ich schwöre Ihnen, es war nicht Gewinnsucht allein, obwohl ich auch tatsächlich das Geld des Geldes wegen brauchte. Anna Grigorjewna flehte mich an, mich mit diesen viertausend Francs zu begnügen und sofort abzureisen. Doch diese leichte und wahrscheinliche Möglichkeit, meine Lage auf einen Schlag zu verbessern! Und die vielen Beispiele! Abgesehen vom eigenen Gewinn sehe ich noch täglich, wie die anderen Spieler zwanzigtausend bis dreißigtausend Franks gewinnen (man sieht nie, daß jemand verliert). Warum sind die anderen besser als ich! Ich brauche das Geld notwendiger als sie. Ich riskierte weiter und verlor. Ich verlor nicht nur das Gewonnene, sondern auch das eigene Geld bis zum letzten Pfennig; ich war in fieberhafter Erregung und verlor alles. Dann begann ich meine Kleidungsstücke zu verfehlen. Anna Grigorjewna verfehlte ihr Letztes, ihren letzten Besitz. (Dieser Engel! Wie tröstete sie mich, wie litt sie in diesem verfluchten Baden, in unseren beiden winzigen Zimmern über der Schmiede, in die wir ziehen mußten!) Endlich hatte ich genug, alles war verspielt. (Wie gemein sind doch diese Deutschen! Sie sind alle Wucherer, Schurken und Betrüger! Als die Zimmervermieterin sah, daß wir ohne Geld nicht abreisen konnten, steigerte sie uns!) Endlich mußten wir uns irgendwie retten und aus Baden fliehen. Ich schrieb wieder an Ratkow und bat ihn um fünfhundert Rubel (ich schrieb nichts von den Umständen, da aber der Brief aus Baden kam, begriff er wohl von selbst den Sachverhalt). Und er schickte mir das Geld! Wirklich! Ich habe

jezt also im ganzen vom „Russischen Boten“ viertausend Rubel auf Vorschuß bekommen.

Nun der Schluß meiner Erlebnisse in Baden-Baden: wir quälten uns in dieser Hölle sieben Wochen. Gleich nach meiner Ankunft in Baden begegnete ich auf dem Bahnhofe Gontscharow. Anfangs genierte sich Iwan Alexandrowitsch vor mir. Dieser Staatsrat oder wirkliche Staatsrat beteiligte sich auch am Spiele. Als sich aber herausstellte, daß dies sich nicht gut verheimlichen ließ und da ich auch selbst mit grober Offensichtlichkeit spielte, so hörte auch er bald auf, sich vor mir zu verbergen. Er spielte in fieberhafter Erregung (doch nur mit kleinen Einsätzen). Er spielte während der ganzen zwei Wochen, die ich in Baden verbracht habe, und verlor, wie mir scheint, recht viel. Gott gebe aber diesem guten Menschen Gesundheit: als ich alles verloren hatte (er hatte aber schon in meinen Händen viel Gold gesehen), gab er mir auf meine Bitte sechzig Francs. Er verurteilte mich dabei wohl entsetzlich, weil ich alles und nicht wie er nur die Hälfte verloren hatte!

Gontscharow erzählte mir in einem fort von Turgenjew; ich schob es immer auf, ihn aufzusuchen, mußte aber schließlich einen Besuch bei ihm machen. Ich ging zu ihm um die Mittagsstunde und traf ihn beim Frühstück. Ich will Ihnen offen sagen: ich habe diesen Menschen nie recht gemocht. Am Schlimmsten ist, daß ich ihm noch seit dem Jahre 1857¹⁾ von Wiesbaden her fünfzig Taler schulde (die ich ihm auch heute noch nicht zurückgegeben habe!) Ich kann auch seine aristokratische und pharisäische Manier nicht leiden, mit der er einen umarmt, wobei er seine Wange zum Kusse reicht. Er tut ungeheuer wichtig; am ärgsten hat mich aber sein Buch „Rauch“ gegen ihn aufgebracht. Er hat mir selbst gesagt, der Hauptgedanke, der Ausgangspunkt dieses Buches bestehe in dem Satze: „Wenn Rußland heute vom Erdboden verschwinden sollte, so würde es keinen Verlust für die Menschheit bedeuten, und sie würde es sogar gar nicht spüren“. Er erklärte mir, dies sei seine grundlegende Ansicht über Rußland. Ich fand ihn in gereizter Stimmung: es war der Mißerfolg des „Rauch!“

¹⁾ Ein Fehler. Es kann sich nur um die Jahre 1862 oder 1863 handeln.

Ich muß gestehen, daß mir damals noch alle Einzelheiten dieses Durchfalles fremd waren. Sie schrieben mir zwar über den Aufsatz Strachows in den „Vaterländischen Annalen“; ich wußte aber nicht, daß man ihn auch in allen anderen Zeitschriften heruntergerissen hatte und daß man in Moskau, ich glaube in einem Klub, Unterschriften zu einem Protest gegen den „Rauch“ gesammelt hatte. Dies hat er mir selbst erzählt. Ich habe es, offen gesagt, nicht für möglich gehalten, daß jemand so naiv und so ungeschickt alle wunden Stellen seiner Eitelkeit aufdecken kann, wie es Turgenjew tat. Und diese Leute prahlen auch noch damit, daß sie Atheisten sind! Er erklärte mir, daß er entschiedener Atheist sei. Mein Gott! Dem Deismus verdanken wir den Heiland, d. h. eine Menschengestalt, die so erhaben ist, daß man sie nicht ohne Ehrfurcht erfassen kann und nicht daran zweifeln kann, daß sie das ewige Ideal der Menschlichkeit bedeutet. Und was verdanken wir allen diesen Leuten — Turgenjew, Herzen, Utin, Tschernyschewskij? Statt der höchsten göttlichen Schönheit, auf die sie spuckten, sehen wir an ihnen eine so häßliche Eitelkeit, eine so schamlose Empfindlichkeit, einen so leichtsinnigen Hochmut, daß es einfach unbegreiflich ist, worauf sie hoffen und wer ihnen folgen wird. Er schimpfte schrecklich auf Rußland und die Russen. Ich habe aber folgendes bemerkt: alle die Liberalen und Fortschrittler, die zum größten Teil aus der Schule Bjelinskijs stammen, betrachten es als ein Vergnügen und eine Genugtuung, auf Rußland zu schimpfen. Der Unterschied besteht darin, daß die Anhänger Tschernyschewskijs einfach schimpfen und unverblümt wünschen, daß Rußland von der Erdoberfläche verschwinden möchte (dies in erster Linie!). Die anderen behaupten aber dabei, daß sie Rußland lieben. Und doch hassen sie alles, was in Rußland urwüchsig ist und verzerren es mit Wollust zu einer Karikatur; wenn man ihnen aber irgendeine Tatsache, die sie nicht weggleugnen oder zu einer Karikatur verzerren können, eine Tatsache, die sie unbedingt gelten lassen müssen, entgegenhalten wollte, so wären sie, glaube ich, tief unglücklich, verletzt und verzweifelt. Dann habe ich noch bemerkt, daß Tur-

genjewe (und überhaupt alle, die lange im Auslande leben) keine Ahnung von den Tatsachen haben (obwohl sie auch Zeitungen lesen), und so sehr jedes Gefühl und Verständnis für Rußland verloren haben, daß sie selbst ganz gewöhnliche Tatsachen, die auch der russische Nihilist nicht mehr leugnet, sondern nur auf seine Art karikiert, einfach nicht begreifen. Unter anderem sagte er mir, wir müßten vor den Deutschen im Staube kriechen, es gäbe nur einen allgemeinen und unfehlbaren Weg — den der Zivilisation, und alle Versuche, eine selbstständige russische Kultur zu schaffen, seien nichts als Dummheit und Schweinerei. Er sagte, er schreibe einen großen Aufsatz gegen die Russophilen und Slawophilen. Ich riet ihm, sich zur Bequemlichkeit aus Paris ein Fernrohr kommen zu lassen. „Wozu?“ fragte er mich. „Die Entfernung ist so groß,“ entgegnete ich. „Richten Sie das Fernrohr auf Rußland und dann können Sie uns betrachten; sonst können Sie wirklich nichts sehen.“ Er wurde wütend. Als ich ihn so gereizt sah, sagte ich zu ihm mit gut geheuchelter Naivität: „Ich hätte wirklich nicht erwartet, daß alle die abfälligen Urteile über Sie und Ihren neuen Roman Sie derart aus der Fassung bringen würden; bei Gott, die Sache ist es wirklich nicht wert, daß Sie sich aufregen. Spucken Sie doch drauf.“ — „Ich rege mich ja gar nicht auf! Was fällt Ihnen ein?“ entgegnete er errötend.

Ich unterbrach ihn und brachte die Rede auf häusliche und persönliche Angelegenheiten. Vor dem Weggehen schüttete ich so ganz zufällig und ohne besondere Absicht alles aus, was sich in mir in diesen drei Monaten an Haß gegen die Deutschen aufgespeichert hatte. „Wissen Sie, was es hier für Schwindler und Schurken gibt? Wirklich, das einfache Volk ist hier viel schlimmer und ehrloser als bei uns; daß es auch dümmmer ist, unterliegt keinem Zweifel. Sie sprechen immer von der Zivilisation; was hat diese Zivilisation den Deutschen gegeben und worin übertreffen sie uns?“ Er erbleichte (es ist keine Übertreibung) und sagte zu mir: „Wenn Sie so sprechen, beleidigen Sie mich persönlich. Sie wissen ja, daß ich mich hier endgültig niedergelassen habe, daß ich mich für

einen Deutschen und nicht für einen Russen halte und darauf stolz bin.“ Ich erwiderte: „Obwohl ich Ihren ‚Rauch‘ gelesen und soeben eine ganze Stunde mit Ihnen gesprochen habe, hätte ich doch nicht erwartet, daß Sie so etwas sagen würden. Verzeihen Sie mir daher, wenn ich Sie verletzt habe.“

Dann nahmen wir sehr höflich voneinander Abschied, und ich gab mir das Wort, nie wieder über Turgenjews Schwelle zu treten. Am nächsten Tage kam Turgenjew Punkt zehn Uhr morgens zu mir ins Haus und ließ bei den Wirtsleuten seine Visitenkarte zurück. Da ich ihm aber am Vortage erklärt hatte, daß ich vor der Mittagsstunde nicht zu sprechen sei und daß wir bis elf Uhr zu schlafen pflegen, so mußte ich seinen Besuch um zehn Uhr morgens als einen Wink auffassen; nämlich, daß er mich nicht mehr sehen wolle. Während der ganzen sieben Wochen sah ich ihn nur noch ein einziges Mal auf dem Bahnhofe. Wir blickten einander an, doch keiner von uns grüßte. Die Schadenfreude, mit der ich über Turgenjew spreche und die Beleidigungen, die wir einander zugefügt haben, werden Ihnen vielleicht unangenehm erscheinen. Doch bei Gott, ich kann nicht anders: er hat mich mit seinen Überraschungen zu schwer getränkt. Persönlich fühle ich mich eigentlich wenig getroffen, obgleich auch sein hochmütiger Ton, schon sehr unangenehm ist; ich kann aber wirklich nicht mitanhören, wenn ein russischer Verräter, der, wenn er wollte, seinem Lande nützen könnte, derart über Rußland schimpft. Sein Kriechen vor den Deutschen und seinen Haß gegen die Russen habe ich schon früher, vor vier Jahren bemerkt. Doch seine jetzige Gereiztheit und Naserei gegen Rußland kommt einzig daher, beruht einzig auf dem Mißerfolg des „Rauch“ und darauf, daß Rußland wagte, ihn nicht als Genie anzuerkennen. Es ist nichts als Ehrgeiz und daher noch abstoßender.

Hören Sie nun, mein Freund, was ich vorhabe. Es war natürlich gemein von mir, daß ich soviel verspielt habe. Doch habe ich verhältnismäßig wenig eigenes Geld verloren. Allerdings könnte uns dies Geld für zwei Monate, bei unserer Lebensweise sogar für vier Monate reichen. Ich habe Ihnen

schon gesagt, daß ich dem Gewinn nicht widerstehen kann. Wenn ich gleich im Anfang die zehn Louisdor, die ich riskieren wollte, verloren hätte, so hätte ich sicher nicht weiter gespielt und wäre sofort abgereist. Doch der Gewinn von viertausend Francs hat mich zugrunde gerichtet. Die Versuchung, noch mehr zu gewinnen (was mir so leicht erschien) und auf diese Weise alle meine Schulden zu bezahlen und mich und die Meinigen — Emilie Fjodorowna, Pascha, — und die andern für eine Zeitlang zu versorgen, erschien mir zu verführerisch und ich konnte ihr nicht widerstehen. Dies ist übrigens noch immer keine Entschuldigung, denn ich war nicht allein. Ich hatte ja an meiner Seite ein junges, herzensgutes und schönes Menschenkind, das mir vertraute, das ich beschützen und beschirmen mußte, und das ich folglich nicht mit ins Verderben stürzen durfte, indem ich meinen ganzen, wenn auch nicht sehr großen Besitz aufs Spiel setzte. Meine Zukunft erscheint mir sehr traurig; vor allen Dingen kann ich aus dem erwähnten Grunde nicht nach Rußland zurückkehren; am schwersten bedrückt mich die Frage: was soll mit jenen geschehen, die von meiner Hilfe abhängen? Alle diese Gedanken morden mich . . .

Sie allein, mein teurer Freund, sind mir gut; Sie sind meine Vorsehung. Helfen Sie mir auch in der Zukunft. Denn ich werde in allen meinen großen und kleinen Dingen Ihre Hilfe anrufen.

Sie verstehen wohl die Grundlage aller meiner Hoffnungen: es ist klar, daß alles nur unter einer Bedingung in Ordnung kommen und seine Früchte bringen kann; nämlich, wenn mein Roman gut gerät. Darum muß ich jetzt alle meine Kräfte einsetzen. Ach, mein Lieber, wie schwer, wie unerträglich schwer war es mir, mich vor drei Jahren der wahnwitzigen Hoffnung hinzugeben, daß ich alle diese Schulden bezahlen würde, und die vielen Wechsel zu unterschreiben. Wo nehme ich die nötige Energie und Lebenskraft her? Die Erfahrung hat ja gezeigt, daß ich einen Erfolg erringen kann; doch unter welcher Bedingung? Nur unter der einen Bedingung, daß jedes meiner Werke so gut gerät,

daß es beim Publikum das größte Interesse weckt; sonst stürzt alles zusammen. Ist es denn aber auch möglich? Unterliegt es denn überhaupt irgendwelchen Berechnungen? . . .

[Der Brief endet mit einer Bitte um ein Darlehen und mit einer weiteren Schilderung der verzweifelten Lage Dostojewskijs.]

XXXV

An die Nichte Sofia Alexandrowna Schmyrowa, geb. Iwanowa
Genf, den 29. September (11. Oktober) 1867

Guten Tag, meine liebe Freundin Ssonetschka. Zürnen Sie mir nicht wegen meines allzu langen Schweigens; weder mir, noch Anna Grigorjewna. A. G. hat schon länger als eine Woche einen Brief an Sie fertig liegen, sie schickt ihn aber noch nicht mit, weil sie noch etwas hinzuschreiben will. Offen gesagt, will ich von Ihnen eine Antwort herauslocken. Wir langweilen uns hier in Genf so entsetzlich, daß jeder Brief, den Sie uns schreiben, Ihnen im Himmel als ein gutes Werk angerechnet werden wird. Außerdem wissen Sie ja selbst, wie sehr ich Sie liebe und wie sehr mich alles, was in Ihrem Leben vorgeht, interessiert. Wir haben unsere Reise höchst dumm eingerichtet. Allerdings hätten wir etwas mehr Geld haben müssen, um unsern Aufenthaltsort je nach Wunsch wechseln zu können. Wir mußten unsere Reise notgedrungen zu einem Aufenthalt im Auslande statt zu einer Reise durch Europa gestalten.

Das Leben im Auslande ist, wo es auch sei, sehr langweilig. Da es in Paris sehr teuer und sehr staubig ist, und da der Sommer in Italien sehr heiß war und dort auch noch die Cholera auftauchte, haben wir diesen Sommer in verschiedenen Orten Deutschlands verbracht, die wir uns je nach der Schönheit der Landschaft und der Güte der Luft aussuchten. Überall war es langweilig, überall war die Landschaft schön, und überall ging es mir gesundheitlich nicht schlecht. Es freute mich ganz besonders, daß Anna Grigorjewna keine Langeweile

spürte, obwohl ich ein wenig angenehmer Lebensgenosse bin, und wir ganze sechs Monate ohne Freunde und Verkehr Seite an Seite verlebt haben. Wir haben in dieser Zeit viele alte Erinnerungen aufgefrischt, und ich schwöre Ihnen, daß wir uns zehnmal besser unterhalten hätten, wenn wir den Sommer nicht im Auslande, sondern in Lublino, in Ihrer Nähe verbracht hätten. Anna Grigorjewna hat ein großes Talent zum Reisen entwickelt: wohin wir auch kamen, besichtigte sie sofort alle Sehenswürdigkeiten und schrieb sich auch gleich ihre Eindrücke auf; sie hat mit ihren Hieroglyphen unzählige kleine Notizbücher und Hefte vollgeschrieben; leider hat sie noch zu wenig gesehen. Endlich kam der Herbst. Unser Geld reichte nicht mehr zu einer Reise nach Italien aus, auch kamen andere Hindernisse hinzu. Wir wollten nach Paris und bedauerten später sehr, nicht dorthin, sondern nach Genf gegangen zu sein. Ich war zwar schon dreimal in Genf gewesen, hatte mich aber dort nie lange aufgehalten und kannte daher das Klima dieser Stadt nicht: die Witterung wechselt hier mindestens dreimal täglich, und ich habe wieder meine Anfälle, ganz wie in Petersburg. Und dabei muß ich arbeiten und in Genf mindestens fünf Monate bleiben. Ich nehme ganz ernsthaft einen Roman in Angriff (den ich mir erlauben werde, Ihnen, d. h. Sjonetschka, Sofia Alexandrowna Iwanowa, wie ich es schon früher beschlossen habe, zu widmen); ich werde ihn im „Russischen Boten“ erscheinen lassen. Ich weiß nicht, ob er mir geraten wird; bei Gott, wenn nicht diese Not wäre, so hätte ich mich nie entschlossen, den Roman jetzt, d. h. in unserer Zeit erscheinen zu lassen. Am Himmel stehen viele Wolken. Napoleon hat erklärt, daß er auf seinem Horizont schon mehrere schwarze Punkte bemerkt habe. Um die mexikanische, die italienische und, in erster Linie, die deutsche Frage zu ordnen, muß er die Leute durch einen Krieg ablenken und die Franzosen mit dem alten Mittel — einem Erfolg im Kriege — für sich gewinnen. Wenn auch die Franzosen heute darauf nicht mehr hereinfallen, so ist ein Krieg immerhin sehr wahrscheinlich. Sie werden schon selbst davon gelesen haben (lesen Sie überhaupt irgendwelche Zeitungen? Lesen Sie sie doch um Gottes

willen! Heute muß man sie lesen, und zwar nicht nur, um der Mode zu genügen, sondern um den immer stärker und deutlicher hervortretenden Zusammenhang der großen wie der kleinen Ereignisse zu erkennen). Wenn aber ein Krieg ausbricht, so wird künstlerische Ware beträchtlich im Preise sinken. Dies ist eine sehr wichtige Erwägung, die selbst mich nachdenklich stimmt. Bei uns in Rußland machte sich in der letzten Zeit auch ohne Krieg eine große Gleichgültigkeit künstlerischen Dingen gegenüber bemerkbar. Am meisten fürchte ich die Mittelmäßigkeit: ein Werk soll entweder sehr gut, oder sehr schlecht, doch beileibe nicht mittelmäßig sein. Eine Mittelmäßigkeit im Umfange von dreißig Druckbogen ist etwas ganz Unverzeihliches.

Ich bitte Sie, meine liebe Freundin, schreiben Sie mir möglichst genau über alles, was sich in diesen sechs Monaten mit Ihnen und den Ihrigen zugetragen hat. Was haben Sie, ich meine Sie persönlich, in dieser Zeit getrieben und was haben Sie vor? Wir müssen überhaupt gleichsam von vorne anfangen. Mein Auslandspaß ist nur sechs Monate gültig, doch werde ich hier wohl noch weitere sechs Monate oder vielleicht noch länger bleiben müssen. Das hängt von rein geschäftlichen Dingen ab. Und doch möchte ich nach Rußland zurück, und zwar aus vielen Gründen. Erstens werde ich dann wieder einen ständigen Wohnsitz haben. Dann möchte ich nach meiner Rückkehr unbedingt etwas in der Art einer Zeitung herausgeben¹⁾; (mir scheint, ich habe schon einmal mit Ihnen darüber gesprochen; die Form und das Ziel des Unternehmens sehe ich aber erst jetzt klar vor Augen). Zu diesem Zweck muß ich aber zu Hause sein, alles mit eigenen Ohren hören und mit eigenen Augen sehen. Übrigens bin ich froh, jetzt eine Arbeit zu haben; hätte ich sie nicht, so würde ich vor Langeweile sterben; ob ich nach Abschluß des Romans, was noch recht lange dauern kann, hier im Auslande noch etwas Neues beginne, weiß ich wirklich nicht. Ich kann die russischen Touristen, die sich hier oft drei Jahre lang aufhalten, einfach nicht begreifen. Eine Reise ins Ausland kann nutzbringend und

¹⁾ „Das Tagebuch eines Schriftstellers“ (dieser Plan kam 1873 zur Ausführung).

sogar angenehm sein, wenn sie etwa ein halbes Jahr dauert, und wenn man an jedem Ort nicht länger als zwei Wochen bleibt und immer herumfährt. Außerdem kann man sich bei einer solchen Reise wirklich erholen. Es gibt aber Leute, die hier mit ihren Familien dauernd leben, ihre Kinder hier erziehen, die russische Sprache verlernen und schließlich, nachdem sie die letzten Geldmittel verbraucht haben, nach Hause zurückkehren und uns belehren wollen, anstatt von uns zu lernen. Ja, hier bleibt man zurück und dann braucht man ein ganzes Jahr, um sich an die Dinge in der Heimat zu gewöhnen und wieder ins richtige Geleis zu kommen. Insbesondere ein Schriftsteller (wenn er nur kein Gelehrter und kein Fachmann ist) darf hier unmöglich lange bleiben. In unserm Handwerk ist die Wirklichkeit die Hauptsache; hier kann man aber nur schweizerische Wirklichkeit sehen.

Genf liegt am Genfer See. Der See ist wunderbar, seine Ufer sind malerisch, doch Genf selbst ist der Inbegriff von Langeweile. Es ist eine alte protestantische Stadt, und doch sieht man überall zahllose Betrunkene. Als ich hier anlangte, begann gerade der Friedenskongreß zu tagen, zu dem auch Garibaldi gekommen war. Er reiste übrigens bald wieder ab. Es ist wirklich unglaublich, was diese Herren Sozialisten und Revolutionäre, die ich bisher nur aus Büchern gekannt hatte, und hier zum erstenmal in Wirklichkeit sah, von der Tribüne herab ihren fünftausend Zuhörern vorlogen! Das läßt sich gar nicht wiedergeben. Man kann sich die Komik, Schwäche, Sinnlosigkeit, Uneinigkeit und Fülle von inneren Widersprüchen gar nicht vorstellen. Und dieses Gesindel bringt das ganze unglückliche Arbeitervolk wirklich in Aufruhr! Es ist zu traurig. Sie wollen zur Erreichung des Friedens auf Erden den christlichen Glauben ausrotten, die großen Staaten vernichten und in kleine Staaten aufteilen, alles Kapital abschaffen, alle Güter zum gemeinsamen Besitz erklären usw. Dies alles wird ganz ohne Beweis vorgebracht; wie sie es vor zwanzig Jahren gelernt haben, so plappern sie es auch heute nach. Erst wenn alles mit Feuer und Schwert ausgerottet ist, wird, wie sie glauben, der ewige Friede eintreten. Doch genug

davon. Ihre Briefe, liebe Freundin, werde ich bestimmt und umgehend beantworten. Ihr Sie sehr liebender

Fjodor Dostojewskij.

XXXVI

An Apollon Maikow, Genf, den 9. (21.) Oktober 1867

[Anfangs ist die Rede von D.s Geldnot.]

Was mich p e r s ö n l i c h betrifft, ist es mir ganz gleich, wo ich die nächsten fünf Monate verbringe, denn ich habe die Absicht, noch mindestens fünf Monate zu arbeiten. Und trotzdem ist mir a l l e s g l e i c h; Genf ist ekelhaft, ich habe mich in bezug auf diese Stadt entsetzlich getäuscht. Meine Anfälle wiederholen sich hier alle acht Tage; auch habe ich hier zuweilen ein eigentümliches, sehr unangenehmes Herzklopfen. Es ist eine grauenhafte Stadt. Wie Cayenne. Tagelang stürmt es hier, und selbst an den gewöhnlichsten Tagen wechselt das Wetter drei und viermal. Und dies soll ich mit meinen Hämorrhoiden und meiner Epilepsie aushalten! Wie düster, wie traurig ist hier alles! Und wie selbstzufrieden und prahlerisch die Leute hier sind! Es ist ja ein Anzeichen ganz besonderer Dummheit, wenn man so selbstzufrieden ist. Alles ist hier häßlich, durch und durch faul und teuer. Die Leute sind hier immer betrunken! So viele Rowdys und Trunkenbolde gibt es selbst in London nicht. Jedes Ding, jeden Pfahl auf der Straße halten sie für schön und majestätisch. — Wo ist die und die Straße? — Voyez, monsieur, vous irez tout droit et quand vous passerez près de cette majestueuse et élégante fontaine en bronze, vous prendrez etc. Diese „majestueuse et élégante fontaine“ ist ein unbedeutendes und geschmackloses Zeug im Rokostil; ein Genfer muß aber immer prahlen, auch wenn Sie ihn nur nach einer Straße fragen. Sie haben ein kleines Gärtchen aus einigen Sträuchern angepflanzt (kein einziger Baum ist darunter), etwa so groß wie zwei Vorgärten, wie man sie in Moskau in der Sadowajastraße sieht; dann photographieren sie es und verkaufen die

Bilder als die Ansicht des „Englischen Garten zu Genf“. Der Teufel mag diese Spitzbuben holen! Und dabei liegt nur zweieinhalb Stunden von Genf entfernt am gleichen Genfer See die Stadt Vevey, wo, wie man sagt, das Klima im Winter sehr gesund und sogar angenehm ist. Wer weiß, vielleicht werden wir einmal hinüberziehen. Alles hängt jetzt nicht von mir ab. Mag kommen, was kommen will.

Von meiner Arbeit schreibe ich Ihnen nichts, denn ich kann darüber noch gar nichts sagen. Nur das eine: ich muß angestrengt, sehr angestrengt arbeiten. Die Anfälle nehmen mir inzwischen meine letzten Kräfte, und nach jedem Anfall kann ich mindestens vier Tage lang meine Gedanken nicht sammeln. Und wie schön war es anfangs in Deutschland! Das verdammte Genf. Ich weiß gar nicht, was mit uns noch geschehen wird. Und dabei ist der Roman meine einzige Rettung. Das Unangenehmste ist, daß der Roman unbedingt sehr gut geraten muß. Nicht anders! Dies ist sine qua non. Wie kann er mir aber gut geraten, wenn alle meine Fähigkeiten durch die Krankheit völlig gelähmt sind! Phantasie habe ich noch, und sie ist gar nicht schlecht: dies habe ich erst neulich bei der Arbeit erprobt. Auch Nerven habe ich noch. Doch ich habe kein Gedächtnis mehr. Mit einem Wort, ich will den Roman im Ansturm erobern, ich stürze mich mit dem Kopfe hinein, setze alles aufs Spiel, mag kommen was will! Genug davon.

Die Nachricht über Kelsijew¹⁾ las ich mit Rührung. Das ist der richtige Weg, das ist die Wahrheit, das ist vernünftig! Machen Sie sich aber darauf gefaßt, daß (ganz abgesehen von den Polen) alle unsere Liberalen von sozialistischer Gesinnung wie die Tiere rasen werden. Das wird ihnen durch Mark und Bein gehen. Die Geschichte ist ihnen unangenehmer, als wenn man ihnen allen die Nasen abschneiden würde. Was sollen sie jetzt sagen, wen sollen sie jetzt mit Schmutz bewerfen? Sie können höchstens noch die Zähne fletschen; darauf versteht man sich bei uns ausgezeichnet. Haben Sie denn von unseren

¹⁾ W. Kelsijew, politischer Emigrant und Mitarbeiter Herzogs. Kam reumütig nach Rußland zurück und wurde Mitarbeiter am extrem-konservativen „Russischen Boten“.

Liberalen je einen vernünftigen Gedanken gehört? Sie verstehen nur die Zähne zu fletschen, und dies imponiert den Gymnasiasten kolossal. Von Kelsijew wird man jetzt behaupten, er habe alle denunziert. Bei Gott, Sie werden sehen, daß ich recht habe. Kann man sie denn überhaupt noch denunzieren? Erstens haben sie sich selbst kompromittiert, zweitens: wer hat für sie überhaupt noch Interesse? Sie sind es gar nicht wert, daß man sie denunziert! . . .

[Weiter ist wieder von Geld und geschäftlichen Dingen die Rede.]

Was wird nun in der Politik kommen? Womit werden alle die Erwartungen enden? Napoleon scheint etwas im Schilde zu führen. Italien, Deutschland. Das Herz stand mir vor Freude still, als ich die Nachricht las, daß die Eisenbahnstrecke bis Kursk eröffnet werden wird. Daß es nur schneller kommt, und: es lebe Rußland!

XXXVII

An den Stieffsohn P. A. Issajew, Genf, den 10. (22.) Okt. 1867

Dein Brief, lieber Freund, hat mich außerordentlich erfreut. Wenn du glaubtest, ich würde dich nach meiner Heirat vergessen (ich habe aber gesehen, daß du wirklich dieser Ansicht warst und habe dich absichtlich nicht zurecht gewiesen), so hast du dich gründlich getäuscht. Sogar ganz im Gegenteil! Wisse also, daß ich an dir nach meiner Verheirathung noch mehr hänge, und Gott sei mein Zeuge, daß ich sehr darunter leide, dir nur wenig helfen zu können. Ich habe dich immer für einen gutmütigen und braven Jungen gehalten und bin auch heute noch dieser Meinung. Ein Mensch mit diesen Eigenschaften muß in jeder Lebenslage glücklich sein. Ich halte dich auch für recht geachtet. Eines ist nur schlimm: deine Unbildung. Wenn du schon wirklich keine Lust hast, etwas zu lernen, so höre wenigstens auf meinen Rat: du mußt jedenfalls auf deine moralische Bildung achtgeben, so gut es eben ohne Bildung

geht (nach Bildung soll man aber bis ans Lebensende streben). Bei meiner Abreise bat ich Apollon Nikolajewitsch, er möchte dich als Freund behandeln und dir mit gutem Rat beistehen. Pascha, er ist der seltenste unter allen seltenen Menschen, merke es dir. Ich kenne ihn schon seit zwanzig Jahren. Er wird dir immer einen guten Rat geben können. Vor allen Dingen mußt du dich im Verkehr mit ihm einfach geben und aufrichtig sein. Ich weiß schon seit längerer Zeit, daß man dir eine Stellung angeboten hat und auch heute noch anbietet. Ich rate dir, die Stellung anzunehmen. Ich glaube, die Stellung beim Friedensrichter ist für dich unvergleichlich nützlicher. Du kannst dabei praktisch das Gerichtswesen kennen lernen und dich entwickeln; du kannst viele Kenntnisse sammeln. Doch ich habe zu dir kein Vertrauen. Man muß da sehr viel arbeiten, und dann ist es auch sehr wesentlich, zu welchem Menschen du kommst. Wenn zu einem guten, so ist es ein großes Glück; gerätst du aber zu einem schlechten Menschen, so ist es das Allerschlimmste. Schließlich ist eine solche Provinzstadt wie Ladoga in deinem Alter sehr gefährlich, dazu noch eine so langweilige und schlechte Stadt. Natürlich ist die Gesellschaft im Eisenbahndienst auch sehr schlecht. Ich bin aber der Ansicht, daß auch in der vornehmsten Kanzlei die Gesellschaft verdorben und schlecht ist, nur daß dort feinere Umgangsformen herrschen. Aus diesem Grunde würde Petersburg nützlicher sein, denn du kannst dort passenderen Umgang finden. Den Posten mußt du übrigens in jedem Fall annehmen. Was aber die Gefahr betrifft, daß du in schlimmen Sitten versumpfst, so habe ich doch einiges Vertrauen zu dir. Du kannst doch unmöglich deinen verstorbenen Vater und deine Mutter vergessen haben. Wisse, daß ich dir nicht darum rate, den Posten anzunehmen (und auch nicht wegen des Gehalts), weil du mich auf diese Weise entlasten wirst. Wisse, daß ich dich, obwohl ich keinen überflüssigen Pfennig habe, bis an mein Lebensende unterstützen werde, wie alt du auch sein magst. Ich erteile dir diesen Rat nur der Arbeit wegen, denn Arbeit ist das Allerwichtigste. Anna Grigorjewna liebt dich ebenso wie ich. Schreibe mir ausführlich über alles.

XXXVIII

An die Schwester Wjera und den Schwager Alexander
Pawlowitsch Iwanow, Genf, den 1. (13.) Januar 1868

Meine lieben und teuren Alexander Pawlowitsch und Wjera Michailowna! Vor allem umarme ich euch, gratuliere euch zum Neuen Jahr und wünsche euch selbstverständlich aufrichtig alles Beste! Gestern überraschte mich Anna Grigorjewna mit einer viertel Flasche Champagner, die sie Punkt halb elf Uhr abends, als es in Moskau zwölf Uhr schlug, auf unseren Teetisch stellte; wir stießen an und tranken auf das Wohl aller unserer Lieben. Wer ist mir (und auch Anna Grigorjewna, ihre nächsten Verwandten ausgenommen) lieber, als ihr und eure Kinder? Außer euch nur noch Fedja mit Familie und Pascha¹⁾: das sind alle, die mir teuer sind und an denen ich hänge.

Eure beiden Briefe, den letzten sowie den vom November habe ich erhalten; verzeiht, daß ich bisher nicht geantwortet habe. Ich habe euch noch immer ebenso lieb und denke an euch nicht weniger als früher. Ich war aber immer in einer so gespannten und unbefriedigten Stimmung, daß ich die Antwort auf eine bessere Stunde hinauschoß; doch in der letzten Zeit hatte ich (buchstäblich) keine einzige freie Stunde. Die ganze Zeit habe ich gearbeitet, geschrieben und das Geschriebene vernichtet; erst Ende Dezember konnte ich dem „Russischen Boten“ den ersten Teil meines Romans²⁾ abliefern. Sie wollten ihn im Januarheft bringen, aber ich fürchte, daß das Manuskript zu spät gekommen ist.

Von dieser Arbeit hängt jetzt für mich aber fast alles ab: meine Existenz, das tägliche Brot und meine ganze Zukunft. Ich habe mir vom „Russischen Boten“ ungeheuer viel vorschreiben lassen, beinahe viertausendfünfhundert Rubel; dann habe ich in Petersburg noch Wechselschulden von mindestens

¹⁾ Fedja — Dostojewskis Nefte, Sohn seines Bruders Michail; Pascha — Dostojewskis Stiefsohn.

²⁾ „Der Idiot“.

dreitausend Rubel; und dabei muß ich doch auch irgendwie existieren, dazu noch in einer solchen Zeit! Daher setze ich alle meine Hoffnungen auf den Roman; ich muß noch vier Monate unausgesezt, ohne vom Arbeitstisch aufzustehen, schreiben. Ich bin mit der Arbeit so sehr im Rückstand, weil ich fast alles, was ich bisher geschrieben, verworfen habe. Der Roman wird mir nach Schätzung des „Russischen Boten“ etwa sechstausend Rubel Honorar einbringen. Nun habe ich viertausendfünfhundert Rubel auf Vorshuß genommen; folglich werde ich immerhin noch eintausendfünfhundert Rubel zu bekommen haben. Wenn er wirklich gut gerät, werde ich im September die zweite Auflage (wie ich es immer zu tun pflege) für etwa dreitausend Rubel verkaufen. Ich werde also leben können, im September etwa eintausendfünfhundert Rubel Schulden bezahlen und nach Rußland zurückkehren. Doch dies alles hängt jetzt von meiner Arbeit ab. Meine ganze Zukunft und meine ganze Gegenwart hängen von ihr ab; und wenn mein Roman einigermaßen gut wird, werde ich im September beim „Russischen Boten“ weiteren Kredit finden. Jetzt will ich euch unser bisheriges Leben und unsere Lage beschreiben.

In dieser Beziehung ist alles eintönig; solange wir in Genf sind, gleicht jeder Tag dem vorhergehenden und dem folgenden. Ich schreibe, und Anna Grigorjewna arbeitet an der Aussteuer für den Gast, den wir erwarten, oder stenographiert, wenn ich ihre Hilfe brauche. Sie erträgt ihren Zustand ausgezeichnet (in der allerletzten Zeit hat sie allerdings Beschwerden); unser Leben gefällt ihr sehr gut, und sie sehnt sich höchstens nur nach ihrer Mama.

Unsere Weltabgeschiedenheit ist mir persönlich von großer Wichtigkeit; anders hätte ich gar nicht arbeiten können. Allerdings ist es in Genf auch sonst, trotz der Aussicht auf den Montblanc, den Genfer See und die aus ihm entspringende Rhone, recht langweilig. Ich wußte das auch schon früher; die Umstände gestalteten sich aber so, daß wir in unserer Lage keinen anderen Winteraufenthalt finden konnten, als eben dieses Genf, wohin wir im September zufällig geraten sind. In Paris z. B. ist der Winter viel kälter, das Holz ist zehnmal

teurer, wie überhaupt alles. Wir wollten eigentlich nach Italien, d. h. natürlich nach Mailand (nicht weiter südlich), wo das Klima im Winter unvergleichlich milder ist; auch ist die Stadt mit ihrem Dom, Theater und den Galerien viel anziehender. Erstens war aber gerade um jene Zeit ganz Europa und besonders Italien von einem Kriege bedroht; für eine Frau in andern Umständen wäre aber der Aufenthalt mitten im Kriege wenig angenehm. Zweitens ist es doch unbedingt erwünscht, sich mit den Ärzten und den Hebammen verständigen zu können; wir verstehen aber nicht italienisch. Deutschland hinwieder lag uns nicht auf dem Wege, auch hatten wir wenig Lust, wieder hinzugehen. Genf aber ist eine gelehrte Stadt mit Bibliotheken, vielen Ärzten usw., die alle französisch sprechen. Wir hatten allerdings nicht gewußt, daß es hier so langweilig ist und daß es die periodischen Winde (Bisen) gibt, die aus den Bergen kommen und die Kälte des ewigen Eises bringen. In unserer früheren Wohnung hatten wir viel zu leiden; die Häuser sind hier entsetzlich gebaut; statt Öfen hat man nur Kamine, und es gibt keine Doppel Fenster. So einen Kamin muß man den ganzen Tag mit Holz heizen (Holz ist hier noch immer sehr teuer, obwohl die Schweiz das einzige Land in Westeuropa ist, wo es überhaupt noch Holz gibt) — und das ist dasselbe, als ob man den Hof heizen wollte. In meinem Zimmer waren oft nur sechs Grad und selbst fünf Grad über Null; in den andern kam es vor, daß nachts das Wasser in den Krügen einfro. Seit etwa vier Wochen haben wir aber eine neue Wohnung. Zwei Zimmer sind sehr schön, und eines davon ist so warm, daß man darin gut wohnen und arbeiten kann. Bei uns in Genf fiel die Temperatur nie unter acht Grad; in Florenz waren es Plus zehn Grad und in Montpellier in Frankreich, am Mittelländischen Meer, südlicher als Genf, Plus fünfzehn Grad.

Nach Petersburg habe ich schon seit längerer Zeit nicht geschrieben; man schreibt mir auch von dort fast nie. Mich bedrückt am schwersten der Gedanke, daß Fedja und Pascha Geld brauchen, welches ich ihnen sobald als möglich schicken muß. Ich kann aber vom „Russischen Boten“ unmöglich eine

größere Summe bekommen, ehe ich den zweiten Teil des Romans abliefern, was frühestens in drei Wochen geschehen kann; denn ich habe schon zu viel auf Vorschuß genommen und nur etwa tausend Rubel abgearbeitet; dies quält mich so sehr, daß ich oft auch des Nachts keine Ruhe finde. Fedja kann ohne fremde Hilfe nicht auskommen, und Pascha muß sein Geld pünktlich bekommen. Ich lebe von jenen hundert Rubeln, die mir der „Russische Bote“ monatlich schickt. Bald werde ich auch selbst viel mehr brauchen. Ende Februar (nach hiesigem Stil) wird Anna Grigorjewna Mutter werden, und zu diesem Zeitpunkt muß ich unbedingt Geld haben, auf jeden Fall sogar mehr, als man im voraus berechnen kann.

Wie geht es euch? Eure Briefe sind für mich wahre Feste, und ich würde gern nach Moskau kommen, nur um euch zu sehen. Doch meine Zukunft hängt wiederum von meiner Arbeit ab. Ich bitte euch, mir möglichst genau von euch und den Kindern zu schreiben. Ich habe mich übrigens sehr geärgert, als ich aus deinem Briefe, Wjerotschka, (vom November) erfuhr, daß ihr für eure Kinder eine Französin nehmen wollt. Warum? Wozu? Wegen der Aussprache? Von einer Französin und selbst von einem französischen Lehrer kann man (wie ich aus eigener Erfahrung weiß) unmöglich die französische Sprache mit allen Feinheiten erlernen. Man erlernt sie nur dann, wenn man es sich selbst ernsthaft vornimmt; um aber auch die Aussprache vollkommen zu erlernen, muß man einen außergewöhnlich starken Willen haben. Ich halte die Aussprache für überflüssig. Glaube mir, meine liebe Wjerotschka: wenn deine Kinder einmal erwachsen sind, wird man in unsern Salons nicht mehr französisch sprechen. Es wirkt auch heute schon manchmal lächerlich. Etwas anderes ist es, wenn man eine Sprache verstehen und lesen kann. Gut ist allerdings, wenn es bei Reisen notwendig ist, die fremde Sprache sprechen zu können; aber auch dann genügt es, wenn man die Sprache nur versteht und lesen kann. Worüber soll die Französin mit den Kindern sprechen? Doch nur albernes, dummes Zeug; affektiert und gewaltsam wird sie ihnen ihre gemeinen, verderbten, lächerlichen und blöden Anstandsregeln und ihre verdrehten Be-

griffe über Religion und Gesellschaft beibringen. Jetzt ist es noch eine Freude, deine Kinder anzusehen. Bei euch im Hause geht es allerdings sehr ausgelassen und laut zu; auf allem liegt aber der Stempel eines guten und friedlichen Familienlebens. Die Französin wird ein neues und schlechtes französisches Element hereinbringen. Von den Kosten spreche ich schon gar nicht.

Übrigens noch eine Bemerkung: wenn man heute die richtige französische Aussprache erlernen will, muß man sich die gutturale Pariser Aussprache aneignen, die sehr häßlich ist und etelhaft klingt. Diese Aussprache ist neu und in Paris seit höchstens fünfundzwanzig Jahren Mode. Unsere Lehrer und Lehrerinnen wagen es noch nicht, diese Aussprache bei uns einzuführen. Deine Kinder werden daher diese richtige Aussprache nicht erlernen.

Ich habe zu viel von der Gouvernante geschrieben. Jetzt ruhe ich zwei Tage aus und gehe dann wieder an die Arbeit. Mein Gesundheitszustand hat sich seit dem Herbst merkwürdigerweise bedeutend gebessert. Es kommt vor, daß ich sieben Wochen lang keinen einzigen Anfall habe. Und doch bin ich mit anstrengender Kopfarbeit beschäftigt. Ich kann nicht begreifen, worauf es beruht, bin aber sehr froh darüber.

Auf Wiedersehen, meine Lieben und Teuren. Ich küsse und umarme euch, wünsche euch aufrichtig als Bruder und Freund alles Beste und bitte euch, auch uns nicht zu vergessen. Meine Adresse ist noch immer Genf. Vielleicht gehen wir Ende April über den Mont Cenis nach Italien, nach Mailand und zum Como-See. Das wird ein wahres Paradies sein! Alles hängt aber von meiner Arbeit ab. Wünscht mir Erfolg.

Euer Fjodor Dostojewskij.

XXXIX

An die Nichte Sofia Alexandrowna Iwanowa-Chmyrowa
Genf, den 1. (13.) Januar 1868

Meine liebe, teure Freundin Sonetschka, trotz Ihrer Bitte habe ich Ihnen noch immer nicht geantwortet

und gebe Ihnen hiermit mein Ehrenwort, von nun an regelmäßig jeden Monat zu schreiben. In meinem Briefe an Alexander Pawlowitsch habe ich, so gut ich konnte, die Ursache meines Schweigens erklärt. Ich war die ganze Zeit über in einer so schlechten Stimmung und fortwährender Spannung, daß ich das Bedürfnis hatte, mich in mich selbst einzuschließen und meinen Harm in der Einsamkeit zu tragen. In jenen Tagen wäre es mir schwer gefallen, Ihnen zu schreiben; wovon hätte ich Ihnen auch schreiben können? Von meiner schlechten Stimmung? (Sie wäre sicher auch in meinem Brief zum Ausdruck gekommen.) Dieser Stoff ist aber unpassend. Meine Lage war recht schwierig. Von meiner Arbeit hängt mein ganzes Schicksal ab. Ich habe vom „Russischen Boten“ nicht nur viertausendfünfhundert Rubel Vorschuß genommen, sondern auch der Redaktion ehrenwörtlich versprochen und dieses Versprechen in jedem Briefe wiederholt, daß der Roman tatsächlich geschrieben werden wird. Doch unmittelbar vor Absendung des fertigen Manuskripts an die Redaktion mußte ich es zum größten Teile vernichten, denn der Roman gefiel mir nicht mehr (wenn aber einem seine Arbeit mißfällt, kann sie unmöglich gut sein). Ich habe den größten Teil des Geschriebenen vernichtet. Von diesem Roman und von der Bezahlung meiner Schuld hing aber mein ganzes Leben und meine Zukunft ab. Vor drei Wochen (am 18. Dezember neuen Stils) nahm ich einen andern Roman in Angriff und arbeite nun Tag und Nacht. Die Idee des Romans ist die alte und von mir immer bevorzugte; sie ist aber so schwierig, daß ich bisher noch nie den Mut hatte, sie auszuführen; wenn ich sie jetzt doch in Arbeit nehme, so geschieht es nur, weil meine Lage verzweifelt ist. Die Grundidee ist die Darstellung eines wahrhaft vollkommenen und schönen Menschen. Und dies ist schwieriger als irgend etwas in der Welt, besonders aber heutzutage. Alle Dichter, nicht nur die unsrigen, sondern auch die ausländischen, die die Darstellung des Positiv-Schönen versucht haben, waren der Aufgabe nicht gewachsen, denn sie ist unendlich schwer. Das Schöne ist das Ideal; das Ideal steht aber bei uns wie im

zivilisierten Europa noch lange nicht fest. Es gibt in der Welt nur eine einzige positiv-schöne Gestalt: Christus; diese unendlich schöne Gestalt ist selbstverständlich ein unendliches Wunder (das ganze Evangelium Johannis ist von diesem Gedanken erfüllt: Johannes sieht das Wunder in der Fleischwerdung, in der Erscheinung des Schönen). Ich bin in meinen Erklärungen zu weit gegangen. Ich will nur noch erwähnen, daß von allen schönen Gestalten in den christlichen Literaturen mir die des Don Quixote am vollkommensten erscheint. Don Quixote ist aber nur darum schön, weil er zugleich lächerlich ist. Auch die Pickwickier von Dickens (sie sind zwar sehr viel schwächer als der Don Quixote, doch immerhin ein gewaltiges Werk) sind lächerlich, und dies verleiht ihnen eben den großen Wert. Der Leser spürt Mitleid und Sympathie mit dem verspotteten und sich seines Wertes nicht bewußten Schönen. Das Geheimnis des Humors besteht eben in der Kunst, im Leser Sympathie zu wecken. Jean-Baljean¹⁾ ist gleichfalls ein bemerkenswerter Versuch, doch er erweckt Sympathie nur durch sein entsetzliches Schicksal und die Ungerechtigkeit der Gesellschaft ihm gegenüber. Ich habe noch nichts Ähnliches, nichts Positives gefunden, und darum fürchte ich, daß es ein positiver Mißerfolg werden wird. Einzelne Details werden vielleicht nicht schlecht ausfallen. Ich fürchte aber, daß der Roman langweilig werden wird. Er soll sehr umfangreich werden. Den ersten Teil habe ich in dreiundzwanzig Tagen geschrieben und neulich abgeschickt. Dieser erste Teil wird durchaus wirkungslos bleiben. Er ist selbstverständlich nur ein Vorspiel. Es ist gut, daß er das ganze Werk in keiner Weise kompromittiert, er klärt aber auch nichts auf und stellt keine Probleme. Mein einziger Wunsch ist, im Leser wenigstens einiges Interesse zu erwecken, damit er auch den zweiten Teil liest. Den zweiten Teil beginne ich heute und werde ihn in vier Wochen abschließen (ich habe ja immer so schnell gearbeitet). Ich glaube, daß er stärker und bedeutender sein wird als der erste. Wünschen Sie mir doch, liebe Freundin, einigen

¹⁾ Held von Hugos „Misérables“.

Erfolg! Der Roman heißt „Der Idiot“ und ist Ihnen, d. h. Sofia Alexandrowna Iwanowa, gewidmet. Meine liebe Freundin, ich wünsche mir, daß das Buch so ausfällt, daß es dieser Widmung würdig ist. Jedenfalls bin ich nicht berufen, selbst über meine Arbeit zu urteilen, am allerwenigsten aber in der erregten Stimmung, in der ich mich jetzt befinde.

Mein Gesundheitszustand ist durchaus befriedigend, und ich vertrage gut auch die anstrengendste Arbeit; allerdings kommt jetzt für mich in Anbetracht des Zustandes von Anna Grigorjewna eine schwere Zeit. Ich werde noch vier Monate arbeiten und hoffe dann nach Italien ziehen zu können. Die Einsamkeit ist mir jetzt notwendig. Fedja und Pascha tun mir aufrichtig leid. An Fedja schreibe ich mit der gleichen Post. Das Leben im Auslande ist übrigens sehr schwer, und ich sehne mich entseßlich nach Rußland zurück. Anna Grigorjewna und ich leben hier ganz einsam. Mein Leben vergeht so: ich stehe spät auf, heize den Kamin (es ist fürchterlich kalt), wir trinken Kaffee und dann gehe ich an die Arbeit. Um vier Uhr gehe ich in ein Restaurant, wo ich für zwei Franken (mit Wein) zu Mittag esse. Anna Grigorjewna zieht es vor, zu Hause zu essen. Nach dem Essen gehe ich in ein Café, trinke Kaffee und lese die „Moskauer Nachrichten“ und den „Golos“ von A bis Z. Um mir Bewegung zu machen, gehe ich eine halbe Stunde in den Straßen der Stadt spazieren und begeben mich dann wieder nach Hause und an meine Arbeit. Ich heize wieder den Kamin, wir trinken Tee und ich arbeite weiter. Anna Grigorjewna behauptet, sie sei ungeheuer glücklich.

Genf ist eine langweilige, düstere, protestantische, dumme Stadt mit einem entseßlichen Klima, doch zum arbeiten sehr geeignet.

Vor September werde ich vielleicht gar nicht nach Rußland zurückkehren können; leider, meine liebe Freundin! Sobald ich zurückgekehrt bin, werde ich zu Ihnen eilen, um Sie zu umarmen. Ich trage mich mit dem Plan, nach meiner Rückkehr eine neue Zeitschrift zu gründen. Alles hängt aber selbstverständlich vom Erfolg meines jetzigen Romans ab. Denken Sie sich nur: ich arbeite so angestrengt und doch weiß

ich noch nicht, ob das Manuscript rechtzeitig für die Januarnummer eintreffen wird. Das wäre mir sehr unangenehm!

Ich umarme und küsse Sie. Ihr Ihnen immer freundschaftlich gesinnter

Fjodor Dostojewskij.

XL

An den Stieffsohn P. A. Issajew

Genf, den 19. Februar (3. März) 1868

Mache mir keine Vorwürfe und zürne mir nicht, mein mir immer lieber Pascha, weil ich Emilie Fjodorowna¹⁾ hundert Rubel und dir nur fünfzig Rubel schicke. Du bist aber, mein Lieber, allein, und sie ist nicht allein. Du schreibst ja selbst, daß sie soviel braucht. Sie muß auch noch ihren Fedja unterstützen; er arbeitet, und ich wünsche ihm Glück. Ich liebe ihn sehr. Ich würde gern alles hergeben, habe aber selbst nichts. Ich muß dir sagen, eine wie große Freude es mir ist, daß du den Posten angenommen und zu arbeiten begonnen hast. Ich achte dich dafür sehr, Pascha. Dies war edel von dir; der Posten ist allerdings nicht hervorragend, du bist aber noch jung und kannst warten. Wisse aber, daß du immer auf mich rechnen kannst. Solange ich lebe, werde ich dich als meinen geliebten Sohn betrachten. Ich habe deiner Mutter noch am Vorabend ihres Sterbetages geschworen, dich nie zu verlassen. Als du noch ein kleines Kind warst, habe ich dich meinen Sohn genannt. Wie könnte ich dich auch verlassen und vergessen? Als ich mich wieder verheiratete, machtest du Andeutungen, daß deine Rolle jetzt eine andere sein würde; ich habe dir darauf nie geantwortet, weil deine Meinung mich tief verletzte; jetzt muß ich es dir aber gestehen. Wisse nun, daß du immer mein Sohn, mein ältester Sohn bleiben wirst; aus mir spricht nicht die Pflicht, sondern mein Herz. Wenn ich dich oft angeschrien habe und böse gegen dich war, so ist nur mein schlechter Charakter schuld daran; ich liebe dich so, wie ich nur selten einen

¹⁾ Witwe Michail Dostojewskijs.

Menschen geliebt habe. Wenn ich einmal nach Petersburg zurückkehre, werde ich alles versuchen, um dir einen besseren Posten zu verschaffen; ich werde dich auch mit Geld unterstützen solange ich lebe und solange ich selbst etwas besitze. Deine Mitteilung, daß du dich nicht wohl fühlst, hat mich sehr erschreckt. Schreibe mir sofort nach Erhalt dieses Briefes wenigstens einige Zeilen. Schicke den Brief unfrankiert: du sollst keine unnötigen Ausgaben haben. Meine Adresse ist noch immer dieselbe. Ich setze alle meine Hoffnungen auf den neuen Roman. Wenn er mir gut gerät, werde ich die zweite Auflage verkaufen, meine Schulden bezahlen und nach Rußland zurückkehren. Ich werde noch außerdem von der Redaktion einen Vorschuß bekommen können. Ich fürchte aber, daß der Roman mißlingt. Die Idee gefällt mir sehr gut, doch die Ausführung?! Der Roman heißt „Der Idiot“, der erste Teil ist bereits im „Russischen Boten“ abgedruckt. Hast du ihn vielleicht gelesen? Die Hauptsache ist jetzt, daß er gut wird; dann ist alles gerettet.

Ich arbeite Tag und Nacht; unser Leben ist eintönig. Genf ist eine entsetzlich langweilige Stadt. Den ganzen Winter habe ich gefroren, jetzt haben wir aber richtiges Frühlingswetter. Plus zehn Grad Reaumur. Mein Gesundheitszustand ist weder gut noch schlecht. Ich leide ständig große Not. Wir leben von einigen Groschen und haben alles versetzt. Anna Grigorjewna muß jeden Augenblick niederkommen. Ich glaube, es wird heute Nacht geschehen. Ich bin in großer Unruhe und muß dabei unausgesetzt schreiben. Urteile selbst, ob ich dir alle deine Briefe pünktlich beantworten kann. Berichte mir ausführlich, wie du lebst. Gib acht auf deine Gesundheit.

XLI

An Apollon Maitow, Genf, den 18. (30.) Mai 1868

Ich danke Ihnen für Ihren Brief, mein teurer Apollon Nikolajewitsch, und dafür, daß Sie mir nicht böse geworden sind und den Briefwechsel nicht abgebrochen haben. Ich war

in der Tiefe meiner Seele immer davon überzeugt, daß ein Apollon Maikow so etwas nie tun wird.

Meine Ssonja ist gestorben, vor drei Tagen haben wir sie beerdigt. Ich habe zwei Stunden vor ihrem Tode nicht gewußt, daß sie sterben würde. Der Arzt hat uns drei Stunden vor ihrem Tode gesagt, es gehe ihr besser und sie werde am Leben bleiben. Sie war nur eine Woche krank; sie starb an Lungenentzündung.

Ach, mein lieber Apollon Nikolajewitsch, meine Liebe zu meinem ersten Kinde mag ja recht komisch gewesen sein, vielleicht habe ich sie recht komisch in meinen Briefen an alle, die mir gratuliert haben, geäußert. Ich bin wohl allen recht komisch vorgekommen, doch Ihnen, I h n e n alles zu sagen, schäme ich mich nicht. Das kleine, so unglückliche, so winzige Geschöpf von kaum drei Monaten hatte für mich schon ein Antlitz und einen Charakter. Sie fing gerade an, mich zu erkennen und zu lieben und lächelte immer, wenn ich mich ihr näherte. Und nun sagt man mir, um mich zu trösten, daß ich wohl noch mehr Kinder haben werde. Aber wo ist Ssonja? Wo ist das kleine Geschöpf, für das ich wahrlich gern den Tod am Kreuze erlitten hätte, damit es nur am Leben geblieben wäre? Ich will lieber nicht mehr davon sprechen. Meine Frau weint. Übermorgen werden wir endlich von dem kleinen Grabe Abschied nehmen und irgendwohin fortreißen. Anna Nikolajewna¹⁾ weilt bei uns; sie ist erst eine Woche vor dem Tode der Kleinen hier eingetroffen.

In den letzten vierzehn Tagen, seit Ssonjas Erkrankung, habe ich nicht arbeiten können. Ich habe Rattow einen Entschuldigungsbrief geschrieben, und im Maiheft des „Russischen Boten“ werden wieder nur drei Kapitel erscheinen können. Ich hoffe aber, daß es mir gelingen wird, von nun an wieder Tag und Nacht zu arbeiten, und daß der Roman vom Juniheft ab einigermaßen pünktlich erscheinen wird.

Ich danke Ihnen für Ihr Einverständnis, die Patenstelle bei der Kleinen zu übernehmen. Sie wurde acht Tage vor ihrem Tode getauft . . . [Die zweite Hälfte des Briefes ist rein geschäftlich.]

¹⁾ Mutter der Frau Anna Grigorjewna D.

Mein lieber Freund Apollon Nikolajewitsch, ich weiß und glaube es Ihnen, daß Ihre Teilnahme echt und aufrichtig ist. Ich bin aber noch nie so tief unglücklich gewesen, wie in der letzten Zeit. Ich will Ihnen meinen Zustand gar nicht beschreiben, doch je mehr Zeit darüber vergeht, um so quälender wird die Erinnerung und um so leuchtender steht das Bild der verstorbenen Ssonja vor mir. Es gibt Augenblicke, die ich kaum ertragen kann. Sie hatte mich schon gekannt; als ich an ihrem Sterbetage aus dem Hause ging, um Zeitungen zu lesen und noch keine Ahnung davon hatte, daß sie nach zwei Stunden sterben sollte, verfolgte sie so aufmerksam alle meine Bewegungen und sah mich mit solchen Augen an, daß ich es auch heute noch vor mir sehe, und die Erinnerung wird von Tag zu Tag lebendiger. Nie werde ich sie vergessen, nie wird mein Gram ein Ende nehmen! Und wenn ich einmal ein anderes Kind bekommen sollte, so weiß ich gar nicht, ob ich es werde lieben können; wo ich die Liebe hernehmen werde. Ich will nur Ssonja. Ich kann es gar nicht fassen, daß sie nicht mehr ist und daß ich sie nie wieder sehen soll . . .

[Weiter ist vom Zustande der Frau und von geschäftlichen Dingen die Rede.]

Vor lauter Arbeit bin ich ganz stumpfsinnig geworden, und mein Kopf ist wie zerschlagen. Auf Ihre Briefe warte ich immer wie auf das Himmelreich. Was gibt es Kostbareres, als eine Stimme aus Rußland, eine Stimme von meinem Freund? Ich habe Ihnen nichts mitzuteilen, keinerlei Neuigkeiten, ich werde hier von Tag zu Tag dümmmer und stumpfsinniger. Und doch darf ich vor Beendigung des Romans nichts unternehmen. Dann werde ich aber unter allen Umständen nach Rußland zurückkehren. Um den Roman zum Abschluß zu bringen, muß ich täglich mindestens acht Stunden am Schreibtisch sitzen. Meine Schuld bei Ratkow habe ich schon zur Hälfte abgearbeitet. Ich werde auch den Rest abarbeiten. Schreiben Sie

mir, mein Freund, schreiben Sie mir um Christi willen . . .

In den vier Kapiteln, die Sie im Juniheft lesen werden (vielleicht sind es auch nur drei Kapitel, denn das vierte ist wahrscheinlich zu spät gekommen) habe ich einige Typen der modernen Positivisten von der ganz extrem gesinnten Jugend geschildert. Ich weiß, daß ich sie richtig dargestellt habe (denn ich kenne die Leute aus Erfahrung; außer mir hat sie noch niemand studiert und beobachtet), und ich weiß, daß alle schimpfen und sagen werden: unsinnig, naiv, dumm und falsch.

XLIII

An Apollon Maitow, Mailand, den 7. Okt. (26. Nov.) 1868

Vor allen Dingen muß ich feststellen, daß ich nie etwas gegen Sie gehabt habe, ich sage es ehrlich und aufrichtig; im Gegenteil: ich war der Ansicht, daß Sie mir aus irgendeinem Grunde zürnten. Erstens hatten Sie aufgehört, mir zu schreiben; ein jeder Ihrer Briefe ist mir aber hier ein großes Ereignis; ein Hauch aus Rußland, ein wahres Fest. Wie haben Sie aber glauben können, daß ich mich wegen irgendeines Sakes verletzt fühlte? Nein, mein Herz ist anders. Und dann noch folgendes: ich habe Sie vor zweiundzwanzig Jahren (es war bei Bjelinskij, wissen Sie es noch?) kennen gelernt. Seit jener Zeit hat mich das Leben gehörig hin und her geworfen und mir zuweilen erstaunliche Überraschungen bereitet; und schließlich und endlich habe ich augenblicklich nur Sie: Sie sind der einzige Mensch, auf dessen Herz und Gemüt ich mich verlasse, den ich liebe, und dessen Gedanken und Überzeugungen auch die meinigen sind. Wie sollte ich Sie daher nicht lieb haben, beinahe ebenso wie ich meinen verstorbenen Bruder geliebt habe? Ihre Briefe haben mich immer erfreut und ermutigt, denn ich war in trauriger Verfassung. Vor allen Dingen bin ich durch meine Arbeit furchtbar geschwächt und heruntergekommen. Seit fast einem Jahre schreibe ich jeden Monat dreieinhalb Druckbogen. Das ist sehr schwer. Auch fehlt mir hier das russische Leben mit seinen Eindrücken, die mir für meine Arbeit stets not-

wendig waren. Schließlich, wenn Sie auch die Idee meines Romans loben, die Ausführung war bisher nicht hervorragend. Am meisten quält mich der Gedanke, daß, wenn ich den Roman in einem Jahre fertig geschrieben hätte und dann noch zwei oder drei Monate zum Umschreiben und Ausbessern zur Verfügung hätte, er ganz anders geworden wäre; ich garantiere dafür. Jetzt, da ich schon einen Überblick über das Ganze habe, sehe ich es vollkommen ein.

Ihrem Leben war ich vollkommen entfremdet, obwohl mein ganzes Herz bei Ihnen ist; Ihre Briefe sind mir daher ein himmlisches Manna. Die Nachricht von der neuen Zeitschrift¹⁾ hat mich sehr gefreut.

Was kann sich Nikolai Nikolajewitsch²⁾ jetzt noch mehr wünschen? Die Hauptsache ist, daß er unumschränkter Herr über die Zeitschrift bleibt. Es wäre sehr erwünscht, daß die Zeitschrift von russischem Geist, wie wir beide ihn verstehen, geleitet wird, wenn sie auch nicht rein slawophil wird. Ich glaube, mein Freund, daß wir es gar nicht nötig haben, gar zu eifrig den Slawen nachzulaufen. Sie müssen selbst zu uns kommen. Nach dem allslawischen Kongreß zu Moskau haben einzelne Slawen hochmütig über die Russen gespottet, weil sie sich angemaßt hätten, die andern zu führen, und ihnen imponieren wollten, während sie selbst so wenig nationales Bewußtsein hätten usw. Glauben Sie mir: viele Slawen, z. B. die in Prag, beurteilen uns von einem ausgesprochen westlerischen, vom französischen oder deutschen Standpunkte aus; sie wundern sich vielleicht auch, daß unsere Slawophilen sich so wenig um die allgemein gültigen Formen westeuropäischer Zivilisation kümmern. Wir haben also gar keinen Grund, ihnen nachzulaufen und den Hof zu machen. Etwas anderes ist es, wenn wir die Leute bloß studieren; wir können sie auch im Notfalle unterstützen; wir brauchen sie aber nicht mit unseren brüderlichen Gefühlen zu verfolgen, obgleich wir sie auch unbedingt als Brüder betrachten und behandeln müssen. Ich hoffe auch, daß Strachow der Zeit-

¹⁾ Die Rede ist von „Sarja“ („Morgenrot“).

²⁾ Strachow.

schrift einen bestimmten politischen Charakter verleihen wird, von der Selbsterkenntnis gar nicht zu reden. Die Selbsterkenntnis ist unser wunder Punkt, sie fehlt uns vor allen Dingen. Auf jeden Fall wird Strachow seine Sache glänzend machen, und ich erwarte den großen Genuß, den mir seine Artikel verschaffen werden, die ich seit dem Eingehen der „Epoche“ nicht mehr gelesen habe . . .

Das Buch, von dem Sie mir schrieben, hatte ich kurz vorher gelesen¹⁾ und ich muß gestehen, daß es mich entsetzlich aufgebracht hat. Ich kann mir nichts Unverschämteres denken. Selbstverständlich soll man auf solche Sachen spucken, das wollte ich auch im ersten Augenblick tun. Mich bedrückt aber der Gedanke, daß, wenn ich dagegen nicht protestiere, ich damit das gemeine Nachwerk sozusagen rechtfertige. Wo soll man aber protestieren? Im „Nord“? Ich kann aber nicht gut französisch schreiben, auch möchte ich möglichst taktvoll vorgehen. Ich habe die Absicht, nach Florenz zu gehen und mir im russischen Konsulat Rat zu holen. Natürlich ist dies nicht der einzige Grund, warum ich nach Florenz gehen will . . .

XLIV

An die Nichte Sofia Alexandrowna Iwanowa-Chmyrowa
Mailand, den 26. Oktober (7. November) 1868

Meine liebe und gute Freundin Ssonetschka, ich habe Ihnen schon sehr lange nicht geschrieben. Ich kann zu meiner Rechtfertigung nur das eine sagen: ich bin immer noch mit meinem Roman beschäftigt. Glauben Sie mir, liebe Freundin, ich arbeite wirklich Tag und Nacht; wenn ich nicht gerade schreibe, so gehe ich im Zimmer auf und ab, rauche und denke an meine Arbeit. Ich kann es mir beinahe selbst nicht glauben, daß ich keine einzige freie Stunde finden konnte, um Ihnen zu schreiben. Doch es ist wirklich so. Von mir und meinem Leben kann ich Ihnen folgendes berichten:

¹⁾ Die Rede ist vom Roman „Les secrets du palais des Tsars“, der am Hofe Nikolaus I. spielt. In diesem Roman treten auch Dostojewskij und seine Frau auf. D. stirbt, und seine Frau geht ins Kloster.

Ich lebe mit meiner Frau im besten freundschaftlichen Einvernehmen. Sie ist geduldig, und meine Interessen gehen ihr über alles; doch ich sehe, daß sie sich nach Rußland zu ihren Freunden und Verwandten sehnt. Dies macht mir manchmal Schmerz, aber meine Lage ist noch so wenig geklärt, daß wir für die nächsten Monate noch keinerlei Pläne fassen dürfen. Meine Lage hat sich entgegen meinen bisherigen Berechnungen sehr ungünstig gestaltet.

In zwei Monaten geht nämlich das Jahr zu Ende, doch von den vier Teilen meines Romans sind erst drei abgeschlossen; den vierten und größten habe ich aber noch nicht angefangen. Und da es ganz unmöglich ist, in einem Monat (wenn man das ganze Jahr ununterbrochen schreibt) mehr als dreieinhalb Bogen zu schreiben (ich sage es aus eigener Erfahrung), so werde ich in diesem Jahre mit sechs Bogen im Rückstande bleiben, d. h. das Ende des Romans wird im Dezemberheft des „Russischen Boten“ nicht erscheinen können. Dies versetzt mich in eine höchst unangenehme und peinliche Lage: erstens verursache ich damit der Redaktion Unannehmlichkeiten und auch Schaden, denn sie muß dann den Schluß des Romans ihren Abonnenten als Sonderheft geben (was, ganz abgesehen von allem andern, mit großen Unkosten verbunden ist); zweitens habe ich selbst davon einen Verlust von neunhundert Rubel, denn ich habe der Redaktion vorgeschlagen, sie dadurch zu entschädigen, daß ich für diese sechs Bogen, mit denen ich im Rückstande bin, kein Honorar verlange. Schließlich ist dieser vierte Teil und besonders sein Schluß das Wichtigste am ganzen Roman, der eigentlich nur dieses Schlusses wegen erdacht und geschrieben worden ist.

Von unserm persönlichen Leben will ich Ihnen folgendes schreiben. Nachdem wir Ssonja in Genf beerdigt hatten, zogen wir, wie Sie schon wissen, nach Vevey. Zu Anna Grigorjewna kam ihre Mutter, die längere Zeit bei uns blieb. Im winzigen und malerischen Vevey lebten wir wie die Einsiedler und machten nur manchmal Spaziergänge in die Berge. Von der Schönheit der Landschaft will ich gar nichts sagen: so etwas erlebt man nicht einmal im Traume; doch Vevey

wirkt schlecht auf die Nerven; dies ist allen Ärzten in der Welt bekannt; ich hatte es aber nicht gewußt.

Ich hatte viel unter epileptischen und andern nervösen Anfällen zu leiden. Auch meine Frau war krank. Dann fuhren wir über den Simplon (die feurigste Phantasie kann sich nicht ausmalen, wie schön die Bergstraße über den Simplon nach Italien ist) nach Italien und ließen uns in Mailand nieder; die Mittel erlaubten uns nicht weiter zu reisen (in den letzten eineinhalb Jahren habe ich vom „Russischen Voten“ so viel auf Vorschuß genommen, daß ich mir jetzt alle Mühe geben muß, die Rechnung zu begleichen; sie schicken mir zwar immer und regelmäßig größere Summen, doch habe ich es oft sehr schwer, damit auszukommen; auch habe ich nach Petersburg seit längerer Zeit weder Pascha noch Emilie Fjodorowna etwas geschickt, was mich sehr bedrückt). In Mailand regnet es zwar sehr viel, doch das Klima ist für meinen Zustand außerordentlich günstig. Es heißt übrigens, daß in Mailand Schlaganfälle außerordentlich häufig sind; vielleicht werde ich doch von einem Schlaganfall verschont werden. Das Leben in Mailand ist sehr teuer. Es ist eine große und bedeutende Stadt, doch nicht sehr malerisch und dem eigentlichen Italien wenig ähnlich. In der Umgebung, d. h. eine halbe Stunde Eisenbahnfahrt von Mailand entfernt, liegt der wunderschöne Comer See, doch ich war dieses Mal noch nicht dort. Das einzig Sehenswerte in der Stadt ist der berühmte Mailänder Dom; er ist aus Marmor erbaut, riesengroß, gotisch, ganz durchbrochen und fantastisch wie ein Traum. Sein Inneres ist außergewöhnlich schön. Ende November will ich nach Florenz übersiedeln, denn es gibt dort russische Zeitungen, und vielleicht ist dort auch das Leben billiger. Unterwegs mache ich einen Abstecher nach Venedig (um es meiner Frau zu zeigen), was mich etwa hundert Franken kosten wird.

Nun habe ich Ihnen kurz alles über mich berichtet. Mir ist sehr schwer zumute: ich habe Heimweh und die Ungewißheit meiner Lage, meine Schulden usw. bedrücken mich sehr. Dazu kommt noch, daß ich mich so sehr vom russischen Leben entwöhnt habe, daß es mir schwer fällt, hier ohne beständige

russische Eindrücke etwas zu schreiben; denken Sie sich nur: seit sechs Monaten habe ich keine einzige russische Zeitung gelesen. Ich habe auch noch den vierten Teil meines Romans zu schreiben, auf den ich so große Hoffnungen setze und der noch etwa vier Monate in Anspruch nehmen wird. Genug von mir. Schreiben Sie mir ausführlich von allen Ihrigen, von Ihren äußern Lebensumständen und von Ihrem Seelenzustand. Umarmen Sie Ihre Mama: ich denke oft an sie und bete für sie jeden Tag. Ich denke auch oft an unsere vergangenen Tage zurück. Küssen Sie Ihren Missenjka. Teilen Sie mir Ihre genaue Adresse mit. Schreiben Sie mir nach Mailand, poste restante.

Auch wenn ich nicht mehr in Mailand, sondern in Florenz oder in Venedig (das mir als Winteraufenthalt empfohlen wird) sein sollte, so werde ich doch Ihnen nach Mailand adressierten Brief bekommen; ich werde vor der Abreise meine neue Adresse dem hiesigen Postamt mitteilen. Sobald ich in eine andere Stadt gezogen bin, werde ich Ihnen sofort Mitteilung machen. Meine Frau läßt Sie grüßen und küssen. Wir beide sehnen uns nach unserer Heimat.

Es wurde mir mitgeteilt, daß in Petersburg nach Neujahr eine neue Zeitschrift erscheinen soll. Der Verleger ist Raschpiew, der Redakteur — mein Freund Strachow. Man bittet mich um meine Mitarbeiterschaft. Das Unternehmen scheint durchaus ernst und sehr schön zu sein. Maikow schreibt mir darüber sehr entzückt.

Lesen Sie doch im Septemberheft des „Russischen Boten“ den Aufsatz: „Britischer Gelehrtenkongreß“.

Ich küsse und umarme Sie und drücke Sie an mein Herz.
Ihr Freund und Bruder Fjodor Dostojewskij.

XLV

An Apollon Maikow, Florenz, den 11. (23.) Dezember 1868

Ich habe auch von Strachow einen Brief erhalten, er teilt mir viele literarische Neuigkeiten mit. Besonders freute mich seine Mitteilung über den Aufsatz Danilewskijs „Europa

und Rußland“¹⁾), den Strachow als hervorragend bezeichnet. Ich muß gestehen, daß ich von Danilewskij seit dem Jahre 1849 nichts gehört habe; habe aber oft an ihn gedacht. Was er doch für ein hirnverbrannter Fourierist gewesen ist; und nun hat sich dieser Fourierist wieder in einen Russen verwandelt und seine Scholle und seine Wesensart lieb gewonnen! Daran erkennt man eben den bedeutenden Menschen! . . .

Dagegen werde ich mich nie der Ansicht des verstorbenen Apollon Grigorjew anschließen, daß auch Bjelinskij sich schließlich zum Slawophilentum bekehrt hätte. Nein, bei Bjelinskij war das gänzlich ausgeschlossen. Er war in seiner Zeit ein bedeutender Schriftsteller, hätte sich aber unmöglich weiter entwickeln können. Er hätte wohl als Adjutant bei irgendeiner hiesigen Frauenrechtlerin geendet, hätte sein Russisch verlernt, doch kein Deutsch gelernt. Wissen Sie, wer die neuen Menschen in Rußland sind? Nun, z. B. jener Bauer, der frühere Sektierer aus der Zeit Pauls des Preußen²⁾), über den im Juniheft des „Russischen Boten“ ein Aufsatz steht. Er ist, wenn auch für den kommenden Menschen in Rußland nicht gerade typisch, so doch unbedingt einer von den kommenden Menschen.

. . . Die verfluchten Gläubiger werden mich noch umbringen. Es war von mir dumm gehandelt, ins Ausland zu fliehen; es wäre wirklich vernünftiger gewesen, wenn ich daheim geblieben wäre und mich ins Schuldgefängnis hätte einsperren lassen. Wenn ich doch mit den Leuten von hier aus unterhandeln könnte! Es geht aber nicht, denn meine persönliche Anwesenheit ist unumgänglich. Ich spreche davon, weil ich augenblicklich zwei und sogar drei Verlagspläne mit mir herumtrage, deren Verwirklichung eine rein mechanische Ochsenarbeit erfordert, die aber unbedingt viel Geld einbringen müssen. Ich hatte ja oft mit ähnlichen Plänen Erfolg.

¹⁾ Die in der „Sarja“ erschienenen Aufsätze Danilewskijs wurden später zum Buch „Rußland und Europa“ vereinigt. Danilewskij versucht den slawophilen Utopien eine wissenschaftliche Begründung zu geben und predigt u. a., daß Rußland sich an die Spitze einer allslawischen Föderation, deren Mittelpunkt das zu erobernde Konstantinopel werden soll, stellen müsse.

²⁾ Kaiser Paul I., wegen seiner Vorliebe für alles Deutsche so benannt.

Jetzt beabsichtige ich folgendes: 1. einen großen Roman mit dem Titel „Atheismus“ (dies soll aber um Gottes willen unter uns bleiben); bevor ich ihn in Angriff nehme, muß ich eine ganze Bibliothek von atheistischen Werken katholischer und griechisch-orthodoxer Autoren durchlesen. Der Roman kann selbst unter den günstigsten Umständen nicht vor zwei Jahren fertig werden. Die Hauptfigur habe ich schon. Ein Russe aus unseren Kreisen, ziemlich bejahrt, nicht besonders gebildet, doch auch nicht ungebildet, nicht ohne Stellung in der Gesellschaft, verliert g a n z p l ö h l i c h in reifem Alter seinen Glauben an Gott. Sein ganzes Leben lang war er ausschließlich mit seinem Dienst beschäftigt, blieb immer im gewohnten Geleise und hat sich bis zu seinem fünfundvierzigsten Lebensjahr durch nichts hervorgetan. (Die Lösung ist rein psychologisch: tiefes Gefühl, menschlich und echt russisch.) Der Verlust des Glaubens macht auf ihn einen kolossalen Eindruck; (die Handlung des Romans und das Milieu sind gewaltig). Er sucht Anschluß an die neue Generation, die Atheisten, Slawen, Westler, die russischen Sektierer und Anachoreten, an die Geistlichen; unter anderem gerät er einem polnischen Jesuiten in die Falle; von diesem kommt er in den Abgrund der Chlysty-Sekte¹⁾ und findet schließlich den Heiland und die russische Erde, den russischen Heiland und den russischen Gott. (Um Gottes willen sprechen Sie davon mit niemand; wenn ich diesen letzten Roman geschrieben habe, will ich gern sterben, denn ich werde darin alles, was ich auf dem Herzen habe, aussprechen.) Mein lieber Freund! Ich habe einen ganz andern Begriff von der Wirklichkeit und vom Realismus als alle unsere Realisten und Kritiker. Mein Idealismus ist realistischer als der ihrige. Mein Gott! Wenn man nur sachlich aufzählen wollte, was wir Russen in den letzten zehn Jahren in unserer geistigen Entwicklung durchgemacht haben, so würden alle Realisten ein Geschrei erheben, daß dies pure Phantasie sei! Und doch ist es echter Realismus! Dies ist eben der wirkliche tiefe Realismus; der ihrige ist ja

¹⁾ Eine heute noch in Rußland verbreitete Flagellantensekte.

gar zu oberflächlich. Ist denn die Gestalt des Ljubim Torzow¹⁾ im Grunde genommen nicht schrecklich unbedeutend? — Und dabei ist sie die verwegenste Leistung ihres Realismus. Das nennt sich tiefer Realismus! Mit einem solchen Realismus kann man auch den hundertsten Teil wirklicher Tatsachen gar nicht erklären. Wir haben aber mit unserem Idealismus sogar manche Tatsachen v o r a u s g e s a g t. Dies ist wirklich vorgekommen. Mein Lieber, lachen Sie nicht über meine Einbildung; ich bin aber wie Paul: „Niemand lobt mich, also werde ich mich selbst loben.“

Indessen muß ich doch irgendwie leben. Den „Altheismus“ werde ich nicht auf den Markt schleppen (dabei habe ich sehr viel über den Katholizismus und den Jesuitismus, mit der Orthodoxie verglichen, zu sagen). Ich habe auch noch den Plan zu einer ziemlich langen Novelle von etwa zwölf Druckbogen; er erscheint mir recht verlockend. Ich habe auch noch einen anderen Plan. Wozu soll ich mich entschließen und wem soll ich meine Arbeit anbieten? Der „Sarja“? Ich pflege aber immer das Honorar im voraus zu verlangen; bei der „Sarja“ wird man es mir aber kaum bewilligen . . .

[Es folgen einige Einzelheiten rein geschäftlicher Natur.]

XLVI

An die Nichte Sofia Alexandrowna Iwanowa-Chmyrowa
Florenz, den 6. Februar (25. Januar) 1869

Meine liebe, gute und werte Freundin Sjonetschtsa, ich habe Ihren letzten Brief (ohne Datum) nicht sofort beantwortet und bin daher beinahe an Gewissensbissen gestorben, denn ich liebe Sie sehr. Es war aber nicht meine Schuld, und in Zukunft soll es anders sein. Die Pünktlichkeit in unserem Briefwechsel hängt jetzt nur von Ihnen allein ab; ich werde von nun an jeden Ihrer Briefe noch am gleichen Tage beantworten; da aber jeder Brief aus Rußland für mich jetzt ein Ereignis bedeutet und mich tief bewegt (Ihre Briefe

¹⁾ Held eines Dramas von Ostrowskij.

bewegen mich immer in der angenehmsten Weise), so schreiben Sie mir, wenn Sie mich lieben, möglichst oft. Ich habe Ihnen so lange nicht geantwortet, weil ich alle meine Geschäfte und selbst die Beantwortung der wichtigsten Briefe bis nach Abschluß des Romans hinausgeschoben hatte. Nun ist er endlich fertig. Die letzten Kapitel schrieb ich Tag und Nacht in der größten Unruhe und unter großen Seelenqualen. Vor einem Monat schrieb ich an die Redaktion des „Russischen Boten“, sie möchte doch das Erscheinen des Dezemberheftes etwas hinausschieben und mir so die Möglichkeit geben, den Schluß noch in diesem Jahre erscheinen zu lassen. Ich habe geschworen, daß ich die letzte Zeile bis zum 15. Januar (nach unserem Stil) abliefern werde. Doch was geschah? Ich hatte zwei Anfälle und mußte infolgedessen den von mir bestimmten Termin um zehn Tage überschreiten. Die Redaktion hat wohl erst heute, am 25. Januar, die beiden letzten Kapitel erhalten. Sie können sich wohl vorstellen, wie sehr mich der Gedanke beunruhigte, daß sie die Geduld verlieren würden und, da sie am 15. Januar den Schluß noch nicht hatten, das Heft ohne den Roman erscheinen lassen könnten! Das wäre für mich schrecklich. In jedem Fall muß die Redaktion wütend sein; ich war in großer Not und mußte an Ratkow um Geld schreiben.

Das Klima in Florenz ist für meinen Zustand vielleicht noch weniger geeignet als das in Mailand und in Vercy; die epileptischen Anfälle wiederholen sich öfter. Zwei Anfälle mit einem Zwischenraum von sechs Tagen haben eben diese Verspätung von zehn Tagen verschuldet. Außerdem regnet es in Florenz zu oft; bei heiterem Wetter ist hier dagegen ein wahres Paradies. Man kann sich keinen schöneren Eindruck vorstellen als den von diesem Himmel, dieser Luft und diesem Licht. Zwei Wochen lang war es etwas kühl; da die hiesigen Wohnungen gemein eingerichtet sind, froren wir diese zwei Wochen wie die Mäuse im Keller. Nun habe ich die Arbeit hinter mir und bin frei; diese Arbeit, die ein Jahr währte, hat mich so sehr mitgenommen, daß ich noch nicht einmal meine Gedanken sammeln konnte. Die Zukunft ist für mich ein Rätsel; ich weiß

noch immer nicht, wozu ich mich entschließen werde. Irgend-einen Entschluß muß ich doch fassen. In drei Monaten sind es genau zwei Jahre, daß wir im Ausland sind. Nach meiner Ansicht ist das schlimmer als eine Deportation nach Sibirien. Ich meine es durchaus ernst, ohne zu übertreiben. Ich kann die Russen im Ausland nicht begreifen. Wenn es hier auch wirklich einen wunderbaren Himmel und, wie z. B. in Florenz, buchstäblich unerhörte und unglaubliche Wunder der Kunst gibt, so fehlen hier manche Vorzüge, die ich auch in Sibirien, als ich das Buchthaus verließ, wahrnahm; ich meine in erster Linie die Heimat und die Russen, ohne die ich nicht leben kann. Vielleicht werden Sie es selbst einmal erleben, dann werden Sie mir glauben, daß ich durchaus nicht übertreibe. Und doch ist mir meine nächste Zukunft noch unbekannt. Mein ursprünglicher positiver Plan ist augenblicklich in die Brüche gegangen. (Ich sprach eben von einem p o s i t i v e n Plan, doch ist selbstverständlich ein jeder meiner Pläne, wie bei jedem Menschen, der kein Kapital besitzt und nur von seiner Arbeit lebt, mit Risiko verbunden und von vielen Nebenumständen abhängig.) Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, mit der zweiten Auflage des Romans meine Finanzen zu verbessern und dann nach Rußland zurückzukehren; ich bin aber mit dem Roman unzufrieden, denn ich habe auch nicht ein Zehntel von dem, was ich sagen wollte, gesagt. Ich verwerfe ihn aber trotzdem nicht und liebe den mißratenen Plan noch heute.

Jedenfalls ist das Buch vom Standpunkte des Publikums aus nicht effektivvoll genug; die zweite Auflage wird mir daher, wenn sie auch zustande kommt, so wenig einbringen, daß ich mit der Einnahme gar nichts werde anfangen können. Während ich mich im Auslande aufhalte, weiß ich übrigens nichts von der Aufnahme, die der Roman in Rußland gefunden hat. Gleich im Anfang schickte man mir einige Zeitungsausschnitte mit begeisterten Lobsprüchen. In der letzten Zeit sind aber alle Äußerungen verstummt. Das Schlimmste ist, daß mir die Ansicht der Herausgeber des „Russischen Boten“ über den Roman vollständig unbekannt ist. So oft ich sie um Geld bat,

schickten sie es mir umgehend, woraus ich einigermaßen günstige Schlüsse zog. Ich kann mich aber auch geirrt haben. Jetzt schreiben mir Maitow und Strachow aus Petersburg, daß dort eine neue Zeitschrift „Sarja“ mit Strachow als Herausgeber begründet worden sei; sie schickten mir das erste Heft und baten mich um meine Mitarbeiterschaft. Ich habe sie ihnen versprochen, doch bin ich noch immer an den „Russischen Boten“ durch meine ständige Mitarbeit (es ist besser immer bei der gleichen Zeitschrift zu bleiben) und durch den Umstand, daß mir Ratkow noch vor meiner Abreise ins Ausland einen Vorschuß von dreitausend Rubel gegeben hat, gebunden. Ich schulde den Herausgebern auch jetzt noch sehr viel, denn ich habe (mit den ersten dreitausend) nach und nach etwa siebentausend Rubel genommen; schon aus diesem einen Grunde darf ich jetzt nur am „Russischen Boten“ mitarbeiten.

Von der Antwort des „Russischen Boten“ auf meine Bitte, mir noch mehr Geld zu schicken, hängt jetzt alles ab. Aber auch bei einer günstigen Antwort wird meine Lage höchst unbestimmt bleiben. Ich muß unbedingt nach Rußland zurückkehren; hier büße ich jede Fähigkeit, etwas zu schreiben, ein, denn ich habe hier das mir notwendige Material, d. h. die russische Wirklichkeit (aus der ich meine Ideen schöpfe) und die Russen nicht zur Verfügung. Jeden Augenblick muß ich etwas nachschlagen oder erfragen und weiß nicht wo. Ich trage mich jetzt mit dem Plan zu einem riesengroßen Roman herum, der in jedem Fall, auch falls er mir mißlingen sollte, sehr effektiv, und zwar schon wegen seines Themas, ausfallen muß. Das Thema ist — der A t h e i s m u s (es ist keine Anschuldigung gegen die heute um sich greifenden Überzeugungen, sondern etwas anderes; eine echte Dichtung). Dies muß den Leser a u c h g e g e n s e i n e n W i l l e n gefangen nehmen. Ich muß unbedingt große Vorstudien machen. Zwei oder drei handelnde Personen habe ich mir schon wunderbar entworfen; u. a. einen katholischen Enthusiasten und Priester (in der Art des St. François Fanier). Hier kann ich ihn aber unmöglich schreiben. Dieses Werk werde ich sicher auch in der zweiten Auflage verkaufen können und dabei viel verdienen; doch

wann? erst in zwei Jahren. (Erzählen Sie aber niemand von diesem Plan.) Inzwischen werde ich irgend etwas anderes schreiben müssen, des täglichen Brotes wegen. Dies alles ist recht traurig. In meinem Zustand muß unbedingt eine Änderung eintreten. Woher soll aber diese Änderung kommen?

Sie haben recht, meine Freundin, wenn Sie sagen, daß ich mir in Rußland viel leichter und schneller Geld verschaffen könnte. Ich trage mich jetzt z. B. mit den Plänen zu zwei Werken herum: der eine Plan erfordert viel Arbeit und schließt die gleichzeitige Beschäftigung mit einem Roman vollkommen aus, kann mir dagegen viel Geld einbringen (woran ich gar nicht zweifle). Die andere Arbeit ist rein kompilativ und beinahe mechanisch; es handelt sich um ein j ä h r l i c h erscheinendes großes und allgemein nützliches Buch von etwa sechzig Druckbogen bei kleinem Satz, das in großen Mengen gekauft werden wird und alljährlich im Januar erscheinen soll; diese Idee will ich noch nicht verraten, denn sie ist zu sicher und zu wertvoll; der Gewinn steht außer jedem Zweifel; meine Arbeit wird lediglich die eines Redakteurs sein¹⁾. Allerdings gehören einige Ideen und große Sachkenntnis dazu. Diese Arbeit würde mich aber nicht hindern, mich gleichzeitig mit einem Roman zu befassen. Ich brauche dafür auch Mitarbeiter und werde in erster Linie an Sie denken (ich brauche auch Übersetzer), und zwar mit der Bedingung, daß der Gewinn im Verhältnis zu der geleisteten Arbeit geteilt werden soll; Sie werden zehnmal soviel verdienen, als Sie jetzt für Ihre Arbeit bekommen. Ich kann ohne Übertreibung sagen, daß ich in meinem Leben schon manche gute literarische Idee gehabt habe. Ich habe meine Ideen verschiedenen Verlegern, auch Krajewskij und meinem verstorbenen Bruder vorgeschlagen; alles, was davon verwirklicht wurde, hat sich als höchst lukrativ erwiesen. So baue ich auch auf meine neuesten Ideen. Die Hauptsache ist aber der nächste große Roman. Wenn ich ihn nicht schreibe, wird er mich zu Tode peinigen. Hier kann ich ihn aber nicht schreiben. Ich kann aber auch nicht nach

¹⁾ Plan zu dem „Tagebuch eines Schriftstellers“.

Rußland zurückkehren, ehe ich mindestens viertausend Rubel von meinen Schulden bezahlt habe und außerdem noch dreitausend Rubel (um das erste Jahr leben zu können) besitze (im ganzen also siebentausend).

Doch genug von mir und von diesen langweiligen Sachen! So oder so, alles muß doch unbedingt irgendwie zum Abschluß kommen, sonst sterbe ich daran . . .

Ihr Ihnen herzlich ergebener

Fjodor Dostojewskij.

P. S. Meine Adresse ist Florenz postlagernd. Ich höre, daß unglaublich viele Briefe verloren gehen.

XLVII

An Nikolai Nikolajewitsch Strachow
Florenz, den 26. Februar (10. März) 1869

Saben Sie übrigens folgende Eigentümlichkeit unserer russischen Kritik bemerkt? Jeder hervorragende Kritiker (wie Bjelinskij, Grigorjew) hat sich bei seinem ersten Auftreten vor dem Publikum auf irgendeinen hervorragenden Dichter gestützt, seine ganze Tätigkeit der Erklärung dieses Dichters gewidmet und sein Leben lang alle seine Gedanken nicht anders als in Form von Kommentaren zu den Werken dieses Dichters geäußert. Die Kritiker machten es durchaus naiv, und es erschien beinahe selbstverständlich. Ich will damit sagen, daß unsere Kritiker ihre eigenen Ideen nur dann äußern können, wenn sie Arm in Arm mit irgendeinem Dichter, der sie hinreißt, vor die Öffentlichkeit treten. So hat sich Bjelinskij gar nicht durch die Revision unserer ganzen Literatur und sogar nicht durch seine Aufsätze über Puschkın hervorgetan, sondern dadurch, daß er sich immer auf Gogol stützte, den er schon in seiner Jugend verehrt hatte. Grigorjew hat sich durch seine Erklärungen zu Ostrowskij und durch sein Eintreten für diesen Dichter hervorgetan. Und Sie haben, so lange ich Sie kenne, eine grenzenlose und unmittelbare Sympathie für Leo Tolstoj. Als ich Ihren Aufsatz in der „Sarja“ las, hatte ich allerdings den Eindruck, daß er durchaus n o t w e n d i g ist, und daß

Sie unbedingt mit Leo Tolstoi und der Analyse seines letzten Werkes¹⁾ beginnen mußten, um Ihre eigenen Gedanken auszusprechen. Im „Golos“ behauptete ein Feuilletonist, daß Sie den h i s t o r i s c h e n F a t a l i s m u s Tolstois teilen. Diese blöde Bezeichnung tut nichts zur Sache; erklären Sie mir aber, wieso die Leute nur auf solche wunderlichen Gedanken und Ausdrücke kommen? Was heißt h i s t o r i s c h e r F a t a l i s m u s? Warum diese ewige Routine und warum verdunkeln und vertiefen die einfältigen Menschen, die nur das, was direkt vor ihrer Nase liegt, sehen, ihre eigenen Gedanken so sehr, daß man sie gar nicht mehr verstehen kann? Der Feuilletonist hat ja offenbar etwas sagen wollen; daß er Ihren Aufsatz gelesen hat, steht außer jedem Zweifel. Was Sie in jenem Passus, in dem von der Schlacht bei Borodino die Rede ist, sagen, drückt das tiefste Wesen der Tolstoischen Ideen und Ihrer Gedanken über Tolstoi aus. Ich glaube, Sie hätten sich gar nicht deutlicher ausdrücken können. Der nationale russische Gedanke tritt an dieser Stelle beinahe nackt hervor. Dies haben eben die Leute nicht begriffen und als Fatalismus gedeutet. Was die übrigen Einzelheiten des Aufsatzes betrifft, so muß ich erst die Fortsetzung abwarten (die ich noch immer nicht erhalten habe). Jedenfalls sind Ihre Gedanken klar, logisch und sicher empfunden und mit höchster Eleganz ausgedrückt. Mit gewissen Details kann ich mich aber nicht einverstanden erklären. Mündlich ließen sich diese Fragen natürlich ganz anders besprechen als in diesem Brief. In jedem Fall halte ich Sie für den einzigen Vertreter unserer Kritik, dem die Zukunft gehört.

Ich danke Ihnen, mein guter und verehrter Nikolai Nikolajewitsch, für das große Interesse, das Sie mir entgegenbringen. Meine Gesundheit ist nach wie vor zufriedenstellend, und die Anfälle sind sogar weniger heftig, als in Petersburg. In der letzten Zeit, d. h. vor etwa sechs Wochen, war ich noch mit dem Schluß meines „Idioten“ stark beschäftigt. Schreiben Sie mir doch, wie Sie mir versprochen haben, Ihre Ansicht

¹⁾ „Krieg und Frieden“.

über das Buch; ich erwarte sie mit größter Spannung. Ich habe meine eigene Ansicht über die Kunst: das, was die meisten für beinahe phantastisch und exklusiv halten, erscheint mir manchmal als das tiefste Wesen der Wirklichkeit. Die trockene Betrachtung alltäglicher Ereignisse halte ich noch lange nicht für Realismus, sogar ganz im Gegenteil. In jeder beliebigen Zeitungsnummer stoßen Sie auf Berichte über durchaus wirkliche Tatsachen, die einem aber durchaus außergewöhnlich erscheinen. Unsere Dichter halten sie für phantastisch und befassen sich gar nicht mit ihnen; und doch sind sie die Wirklichkeit, denn sie sind Tatsachen. Wer hat noch überhaupt Lust, sie zu bemerken, zu erklären und zu beschreiben? Sie passieren jeden Tag und jeden Augenblick, folglich sind sie nicht exklusiv . . .

Den Russen wird oft ungerechterweise vorgeworfen, daß sie alles beginnen, große Pläne schmieden, aber auch den unbedeutendsten Plan nicht ausführen können. Diese Ansicht ist uralt und dabei hohl und falsch. Es ist eine Verleumdung des russischen Nationalcharakters; sie wurde schon zu Hjelinskijs Zeiten ausgesprochen. Wie kleinlich und niedrig ist diese Ansicht und diese Art, in die Wirklichkeit einzudringen! Immer das alte Lied! Auf diese Weise werden wir unsere ganze Wirklichkeit verpassen! Wer soll denn die Tatsachen aufzeichnen und sich in sie vertiefen? Von der Novelle Turgenjews will ich schon gar nicht sprechen; der Teufel weiß, was es ist! Ist denn mein phantastischer „Idiot“ nicht die alltäglichste Wirklichkeit? Gerade heutzutage muß es in unsern Gesellschaftsschichten, die von der Scholle losgelöst sind, in den Schichten, die in der Tat phantastisch zu werden anfangen, solche Charaktere geben. Ich will davon gar nicht reden! In meinem Roman ist vieles in der Eile geschrieben, vieles in die Länge gezogen und mißlungen, dagegen ist auch vieles gut geraten. Ich verteidige nicht den Roman, sondern nur die Idee. Teilen Sie mir doch bitte Ihre Ansicht mit und zwar möglichst offen. Je mehr Sie schimpfen werden, um so höher werde ich Ihre Aufrichtigkeit schätzen . . .

[Weiter ist von der Zeitschrift „Sarja“ und den in ihr veröffentlichten Aufsätzen die Rede.]

An die Nichte Sofia Alexandrowna Iwanowa-Chmyrowa
Florenz, den 8. (20.) März 1869

Sie haben, wie ich Sie gebeten, alle meine Briefe pünktlich und umgehend beantwortet, meine liebe und werte Freundin Ssonetschka. Ich habe aber mein Wort gebrochen und Sie länger als vierzehn Tage auf meine Antwort warten lassen. Diesmal kann ich mich nicht einmal mit Arbeitsüberhäufung entschuldigen, denn alle meine Arbeiten sind längst fertig und abgeliefert. Ich kann mein Schweigen nur mit der gedrückten Stimmung, in der ich mich befand, erklären.

Der „Russische Bote“ hat meine Bitte um Geld erst nach **s i e b e n W o c h e n** beantwortet (ich habe also die ganze Fastenzeit warten müssen); das Geld habe ich erst heute erhalten, obwohl ich den Leuten meine verzweifelte Lage schon vor zwei Monaten geschildert habe. Die Redaktion schreibt mir unter **g r o ß e n** Entschuldigungen, daß sie mir das Geld nicht früher hätte schicken können, da sich wie immer am Jahresanfang furchtbar viel unaufschiebbare Arbeiten und Abrechnungen angehäuft hätten. Um die Neujahrszeit kann man bei den Leuten tatsächlich nie etwas ausrichten; so war es auch früher, und ich kann mich noch erinnern, daß man mich in den Jahren 1866 und 1867 gleichfalls monatelang auf eine Antwort hatte warten lassen. Wir hatten es daher gar nicht leicht, unsere Lage war sogar sehr schwierig. Wenn wir nicht von einem Bekannten zweihundert Franken geliehen und weitere hundert Franken aus verschiedenen Quellen bekommen hätten, so wären wir hier in der fremden Stadt wohl vor Hunger gestorben. Am schwersten bedrückte uns aber die ständige Spannung und Ungewißheit. Unter diesen Umständen konnte ich unmöglich irgend jemand schreiben, sogar Ihnen nicht, meine teure Freundin. Natürlich will mich die Redaktion, wie ich aus ihrem Briefe schließe, gerne als Mitarbeiter behalten; sonst hätten sie mir ja keine weiteren Vorschüsse gewährt. Ich kann mich auch über Ratkow nicht be-

Klagen und bin ihm sogar für die vielen Vorschüsse dankbar. Die Zeitschriften sind heute verarmt und geben im allgemeinen keine Vorschüsse; mir gaben sie aber gleich im Vorhinein, noch bevor ich den Roman zu schreiben anfang, viertausend Rubel. Aus diesem Grunde darf ich ihnen weder zürnen, noch untreu werden; ich muß mich vielmehr bestreben, ihnen nützlich zu sein. Sie schreiben mir, daß behauptet wird, die Zeitschrift habe nicht mehr den früheren Erfolg. Ist es denn möglich? Ich kann es gar nicht glauben; natürlich nicht darum, weil ich Mitarbeiter bin, sondern weil die Zeitschrift nach meiner Ansicht die beste in Rußland ist und ihre Richtung konsequent beibehält. Allerdings ist sie etwas trocken; auch ist der literarische Teil nicht immer auf der Höhe (doch nicht schlimmer als in den anderen Zeitschriften; alle besten Werke der modernen Literatur sind in ihr erschienen: „Krieg und Frieden“, „Väter und Söhne“ usw., von den früheren Jahrgängen gar nicht zu reden; das Publikum weiß es noch genau); kritische Aufsätze sind selten (dafür aber oft sehr treffend, besonders wenn es sich nicht um die sogenannte schöne Literatur handelt); dafür erscheinen aber jährlich, wie jeder Abonnent weiß, drei oder vier hervorragend tüchtige, treffende, charaktervolle und heutzutage durchaus notwendige Aufsätze, wie man solche in keiner anderen Zeitschrift findet. Auch dies ist dem Publikum bekannt. Daher glaube ich, daß die Zeitschrift, wenn sie auch trocken und auf ein ganz bestimmtes Publikum berechnet ist, unmöglich zurückgehen kann.

Im Jahre 1867 hat mir Ratlow in Gegenwart Ljubimows und des Redaktionssekretärs gesagt, daß sie um fünfhundert Abonnenten mehr als im Vorjahre hätten, was ausschließlich dem Erfolg meines „Raskolnikow“ zuzuschreiben sei. Ich glaube kaum, daß der „Idiot“ der Zeitschrift neue Abonnenten verschafft hat; daher freut es mich doppelt, daß sie trotz des offensichtlichen Mißerfolgs des Romans noch immer an mir hängen. Die Herausgeber bitten mich um Entschuldigung, daß der Schluß im Dezemberheft nicht hat erscheinen können, und wollen ihn an die Abonnenten als Separatabdruck verschicken. Dies ist mir ganz besonders peinlich. Haben Sie wenigstens

den Schluß erhalten? Schreiben Sie mir bitte darüber. Ich bekomme hier übrigens den „Russischen Boten“; vielleicht wird man mir den Separatabdruck noch mit dem Februarheft schicken.

Aus Petersburg schrieb man mir ganz offen, der „Idiot“ habe zwar viele Mängel und werde allgemein abfällig beurteilt, doch werde er von allen, die überhaupt Bücher lesen, mit großem Interesse verfolgt. Das ist ja alles, was ich erreichen wollte. Was die Mängel betrifft, so sehe ich sie selbst vollkommen ein; ich ärgere mich selbst so sehr über meine Fehler, daß ich gern eine Kritik über das Buch geschrieben hätte. Strachow will mir seinen Aufsatz über den „Idiot“ schicken; ich weiß, daß er nicht zu meinen Anhängern zählt. — Ich sehe übrigens, daß ich Ihnen heute nur über mich selbst schreibe; da ich aber schon einmal im Zuge bin, will ich nun dabei bleiben und bitte Sie, mir geduldig zuzuhören. Von allen literarischen Dingen hängt jetzt meine ganze Zukunft und meine Rückkehr nach Rußland ab. Mein sehnlichster Wunsch ist, euch alle zu umarmen und immer bei euch zu bleiben; vielleicht wird es auch wirklich einmal so kommen! Ich will gar nicht betonen, liebe Freundin (und Sie werden mich sicher begreifen), daß meine ganze literarische Tätigkeit für mich nur einen bestimmten idealen Wert hat, nur ein Ziel, nur eine Hoffnung verkörpert (und daß ich nicht nach Ruhm und Geld, sondern einzig und allein nach der Synthese meiner künstlerischen und poetischen Ideen strebe, d. h. daß ich das, was mich erfüllt, noch vor meinem Tode in irgendeinem Werke möglichst restlos aussprechen will).

Augenblicklich trage ich mich mit dem Plan zu einem Roman. Er wird „Der Atheismus“ heißen; ich glaube, daß es mir gelingen wird, alles, was ich will, auszudrücken. Denken Sie sich aber, liebe Freundin: hier kann ich unmöglich schreiben. Ich müßte unbedingt in Rußland sein, alles sehen und hören und unmittelbar am russischen Leben teilnehmen; auch würde die Arbeit mindestens zwei Jahre in Anspruch nehmen. Hier kann ich es nicht und muß daher inzwischen etwas anderes schreiben.

Aus diesem Grunde wird mir das Leben im Auslande von Tag zu Tag unerträglicher. Sie müssen wissen, daß ich unbedingt sechstausend oder mindestens fünftausend Rubel haben muß, um nach Rußland zurückkehren zu können. Ich rechnete ursprünglich auf den Erfolg des „Idioten“. Wenn der Erfolg ebenso groß wie beim „Rastolnikow“ wäre, so hätte ich diese fünftausend Rubel. Nun muß ich alle meine Hoffnungen auf die Zukunft setzen. Gott weiß, wann ich zurückkehren kann. Ich muß aber unbedingt zurückkehren.

Sie schreiben mir von Turgenjew und den Deutschen. Turgenjew hat aber im Auslande sein ganzes Talent eingebüßt, wie auch schon der „Solos“ konstatiert hat. Mir droht wirklich keine Gefahr, dem Einfluß des Deutschtums zu erliegen, denn ich liebe die Deutschen nicht. Ich muß aber unbedingt in Rußland leben, denn hier werde ich die letzten Reste meines Talents und meiner Kräfte verlieren. Ich fühle es mit meinem ganzen Wesen. Daher muß ich Ihnen noch mehr von den literarischen Dingen, von denen meine Gegenwart, meine Zukunft und meine Rückkehr nach Rußland abhängen, erzählen. Ich fahre fort.

Die „Sarja“ schickte mir durch Strachow einen zweiten Brief mit einer offiziellen Aufforderung, an der Zeitschrift mitzuwirken. Diese Einladung geht von Strachow, dem Redakteur Raschpirew und noch einigen Mitarbeitern, die ich nicht kenne, aus (Gradowskij ist nicht darunter); auch Danilewskij (den ich seit zwanzig Jahren nicht gesehen habe) ist dabei; es ist nicht der Romandichter Danilewskij, sondern ein anderer sehr bedeutender Mensch dieses Namens. Wie ich sehe, hat sich um diese Zeitschrift eine Reihe neuer Mitarbeiter von hervorragender Bedeutung und einer echt russischen und nationalen Gesinnung geschart. Die erste Nummer hat auf mich mit ihrer so offen und deutlich ausgesprochenen Richtung einen starken Eindruck gemacht, besonders aber die beiden großen Aufsätze von Strachow und Danilewskij. Den Aufsatz von Strachow müssen Sie unbedingt lesen. Sie haben sicher noch keinen kritischen Aufsatz gelesen, der mit diesem zu vergleichen wäre. Danilewskij's Aufsatz „Europa und Rußland“

wird sehr lang werden und sich durch mehrere Hefte hinziehen. Dieser Danilewskij ist eine ganz ungewöhnliche Erscheinung. Früher einmal war er Sozialist und Fourierist; schon vor zwanzig Jahren, als er in unsere Affäre verwickelt war, erschien er mir als ganz hervorragend; aus der Verbannung kehrte er als echter Russe und Nationalist zurück. Dieser Aufsatz (den ich Ihnen ganz besonders empfehle), ist sein Erstlingswerk. Die Zeitschrift scheint mir überhaupt eine große Zukunft zu haben; wenn sich nur alle die Mitarbeiter auf die Dauer miteinander vertragen! Auch scheint mir Strachow, der eigentliche Redakteur, zu einer laufenden Arbeit wenig befähigt. Vielleicht irre ich mich auch. Ich beantwortete die Einladung zur Mitarbeiterschaft wie folgt: ich sei gerne bereit, an der Zeitschrift mitzuarbeiten; da mich aber meine Lage zwingt, das Honorar immer vorschußweise zu beziehen, was mir auch Rattow immer gewährt hat, so bitte ich sie schon jetzt um einen Vorschuß von tausend Rubel. (Es ist nicht zu viel; wovon sollte ich auch während der Arbeit leben? Ich kann doch unmöglich Rattow um Geld bitten, während ich für eine andere Zeitschrift schreibe.) Diesen Brief habe ich vor einigen Tagen abgeschickt und warte nun auf Antwort. Ich weiß nur das eine: wenn sie Geld haben, werden sie es mir sofort schicken; ich rechne aber auch mit der Möglichkeit, daß sie kein Geld haben, denn ich weiß aus Erfahrung, mit welchen Schwierigkeiten eine neue Zeitschrift in ihrem ersten Jahrgange zu kämpfen hat. Wenn sie mir auch die tausend Rubel schicken, so bedeutet das für mich keinen besonderen Vorteil. Von Rattow hätte ich ja ebenfalls Geld bekommen können und sogar viel mehr. Der einzige Vorteil wäre, daß ich auf einmal über eine größere Geldsumme (die ich dringend brauche) verfügen könnte; ich würde dann vierhundert Rubel für Pascha und Emilie Fjodorowna zurücklegen und außerdem eine mir besonders unangenehme Schuld in Petersburg bezahlen: es ist eine Ehrenschild ohne Schuldschein. Nur wegen dieser Schuld habe ich den Vorschuß verlangt. Es erscheint mir auch vorteilhaft, vor dem Publikum auch noch in einer andern Zeitschrift mit Erfolg aufzutreten; dann wird man mich ja

auch im „Russischen Boten“ höher einschätzen. Ich fürchte nur, daß die Leute vom „Russischen Boten“ sich verletzt fühlen werden, obgleich ich ihnen eine *ausschließliche* Mitarbeiterschaft nie versprochen habe und folglich auch berechtigt bin, an anderen Zeitschriften mitzuarbeiten. Unangenehm ist mir aber, daß ich dem „Russischen Boten“ noch immer etwa zweitausend Rubel schulde, denn ich habe von ihnen nach und nach an die siebentausend Rubel vorschußweise bezogen. Eben aus diesem Grunde können sie es mir übel nehmen. Ich habe ihnen aber schon vor drei Monaten geschrieben, daß der Roman, den ich ihnen versprochen, nicht in diesem, sondern erst im nächsten Jahrgange (1870) erscheinen soll. Für die „Sarja“ will ich eine Novelle schreiben, die etwa vier Monate in Anspruch nehmen wird und auf die ich jene Stunden, die ich mir zu Spaziergängen und Erholung nach den vierzehn Monaten Arbeit reserviert habe, verwenden will. Ich fürchte aber, daß die Sache herumgesprochen wird, was mir beim „Russischen Boten“ schaden kann . . .

Ganz der Ihrige

Fjodor Dostojewskij.

XLIX

An Nikolai Nikolajewitsch Strachow
Florenz, den 18. (30.) März 1869

Der Aufsatz Danilewski's erscheint mir immer wichtiger und wertvoller. Er wird wohl für lange Zeit das Hausbuch eines jeden Russen bleiben. Abgesehen vom Inhalt trägt auch die klare Sprache und die allgemein verständliche Darstellung bei strenger Wissenschaftlichkeit viel dazu bei. Wie gerne möchte ich mit Ihnen über diesen Aufsatz sprechen; gerade mit Ihnen, Nikolai Nikolajewitsch; ich hätte Ihnen so viel darüber zu sagen! Der Artikel stimmt so sehr mit meinen eigenen Ansichten und Überzeugungen überein, daß ich stellenweise über die Identität unserer Schlüsse staunen muß; ich pflege schon seit zwei Jahren einzelne meiner Gedanken aufzuschreiben, denn ich hatte mir vorgenommen, einen Artikel

mit ähnlich lautendem Titel und mit der gleichen Tendenz und den gleichen Schlußfolgerungen zu schreiben. Wie groß war meine Freude und mein Erstaunen, als ich diesen Plan, den ich in der Zukunft zu verwirklichen hoffte, bereits verwirklicht sah, dazu noch so harmonisch, logisch und wissenschaftlich, wie ich es beim besten Willen nie fertig bringen könnte. Ich erwarte mit solcher Spannung die Fortsetzungen dieses Aufsatzes, daß ich täglich auf die Post laufe und immerfort Berechnungen über die Wahrscheinlichkeit des Eintreffens des nächsten Heftes der „Sarja“ anstelle. Meine Ungeduld ist auch aus dem Grunde so groß, weil ich an den letzten Schlüssen noch etwas zweifle; ich bin noch nicht ganz davon überzeugt, daß Danilewskij mit genügendem Nachdruck auf das tiefste Wesen und die letzte Bestimmung des russischen Volkes hinweisen wird; nämlich darauf, daß Rußland der Welt seinen eigenen russischen Christus, den die Völker noch nicht kennen und der in unserer heimatlichen Orthodoxie fußt, offenbaren muß. Darin liegt, wie ich glaube, das tiefste Wesen unseres gewaltigen zukünftigen Kulturträgertums und der Auferweckung der Völker Europas, das tiefste Wesen unserer zukünftigen kraftstrophenden Existenz. Mit den wenigen Worten kann ich es aber gar nicht aussprechen; es tut mir leid, daß ich überhaupt die Rede darauf brachte. Ich will nur noch das eine sagen: nach unserer armseligen, erheuchelten, gereizten, einseitigen und fruchtlosen Verneinung muß eine Zeitschrift mit einer so strengen, echt russischen, staatserkhaltenden und belebenden Richtung unbedingt Erfolg haben.

[Weiter lobt Dostojewskij einen Aufsatz Strachows und ergeht sich über rein geschäftliche Einzelheiten der von ihm beabsichtigten Mitarbeiterschaft an der „Sarja“.]

L

An die Nichte Sofia Alexandrowna Iwanowa-Chmyrowa
Dresden, den 29. August (10. Sept.) 1869

Endlich komme ich zum Schreiben, meine liebe und einzige Freundin Sonetschka. Was haben Sie sich nur bei meinem

langen Schweigen gedacht? . . . Ich will Ihnen kurz alles Wissenswerte über mich berichten; ich schreibe Ihnen nur, um unsere abgebrochenen Beziehungen wieder anzuknüpfen. Ich will noch bemerken, daß ich ununterbrochen an Sie und die Ihrigen gedacht habe. Anja und ich sprechen von Ihnen immer, so oft wir an die russische Heimat denken, d. h. einigemal am Tage.

Ich bin in Florenz nur aus dem Grunde stecken geblieben, weil ich kein Geld hatte, um fortreisen zu können. Die Redaktion des „Russischen Boten“ hat meine dringende Bitte um Geld länger als drei Monate unbeantwortet gelassen (ich habe — doch dies unter uns! — Grund zur Annahme, daß sie kein Geld in der Kasse hatten und mir nur aus diesem Grunde so lange nicht antworteten). Endlich schickten sie mir (vor fünf Wochen) siebenhundert Rubel nach Florenz. Wollen Sie nun, liebe Freundin, Ihre ganze Phantasie aufbieten und sich auszumalen versuchen, was wir in Florenz während des ganzen Juni, Juli und der ersten Hälfte des August durchzumachen hatten! In meinem ganzen Leben habe ich noch nie dergleichen durchmachen müssen! Es steht auch in den Reiseführern, daß Florenz wegen seiner Lage im Winter die kälteste Stadt Italiens ist (gemeint ist das eigentliche Italien, d. h. die ganze Halbinsel); im Sommer ist es aber die heißeste Stadt auf der ganzen Halbinsel und sogar im ganzen Mittelmeergebiet; nur einige Gegenden von Sizilien und Algier können sich mit Florenz an Hitze messen. Es war also höllisch heiß, und wir trugen es wie echte Russen, die bekanntlich alles ertragen können. Ich bemerkte noch, daß in den letzten eineinhalb Monaten unseres dortigen Aufenthaltes unsere Geldmittel sehr knapp waren. Wir hatten zwar in keiner Beziehung Entbehrungen zu leiden und ließen uns wirklich nichts abgehen, aber unsere Wohnung war herzlich schlecht. Die frühere Winterwohnung mußten wir aus einem unvorhergesehenen Grunde aufgeben; in Erwartung der Geldsendung zogen wir zu einer befreundeten Familie und mieteten uns provisorisch eine winzige Wohnung. Da aber das Geld ausblieb, mußten wir in diesem Loch (wo wir zwei gemeine Taranteln gefangen haben) drei

Monate ausharren. Unsere Fenster gingen auf einen Marktplatz mit Arkaden und herrlichen Granitsäulen hinaus; auf dem Marktplatz befand sich ein städtischer Brunnen in Gestalt eines riesengroßen bronzenen Ebers, aus dessen Rachen das Wasser floß (es ist ein klassisches Kunstwerk von ungewöhnlicher Schönheit). Stellen Sie sich nun vor, daß alle diese Arkaden und Steinmassen, von denen der ganze Platz umgeben ist, die Sonnenglut aufspeichern und so glühend heiß werden, wie ein Ofen im Dampfbade; und in dieser Luft mußten wir leben. Unter der wahren Hitze, d. h. der wirklich höllischen Hitze hatten wir im ganzen sechs Wochen zu leiden (früher konnte man es noch einigermaßen aushalten); es waren beinahe ständig vierunddreißig Grad und fünfunddreißig Grad Reaumur im Schatten. Stellen Sie sich nun vor, daß die Luft trotz dieser Hitze und Trockenheit (es hatte kein einzigesmal geregnet) ungewöhnlich leicht war; das Grün in den Gärten (deren es in Florenz erstaunlich wenig gibt; man sieht fast nichts als Steine) — das Grün wurde weder welk noch gelb und schien von Tag zu Tag leuchtender und frischer; die Blumen und die Zitronen hatten anscheinend nur auf diese Hitze gewartet; was aber mich, der ich in Florenz durch widrige Umstände gefangen gehalten wurde, am meisten wunderte, war, daß die herumirrenden Ausländer (die fast alle sehr reich sind) zum größten Teil in Florenz blieben; es kamen sogar immer neue an. Sonst strömen die Touristen von ganz Europa mit dem Beginn der heißen Zeit in den deutschen Badeorte zusammen. Als ich in den Straßen elegante Engländerinnen und sogar Französinen sah, konnte ich nicht begreifen, warum diese Leute, die Geld zur Abreise hatten, freiwillig in dieser Hölle blieben. Am meisten tat mir die arme Anja leid. Die Arme war damals im siebten oder achten Monat und hatte von der Hitze besonders schwer zu leiden. Außerdem bleibt die Bevölkerung von Florenz die ganze Nacht auf den Beinen, und es wird schrecklich viel gesungen. Wir hatten natürlich unsere Fenster nachts offen; um fünf Uhr früh begannen aber die Leute auf dem Markte zu lärmern, und die Esel zu schreien, so daß wir kein Auge zudrücken konnten.

Die Strecke von Florenz nach Prag (über Venedig und dann zu Schiff über Triest; einen anderen Weg gibt es nicht) beträgt mehr als eintausend Werst; ich war daher sehr um Anja besorgt; doch der berühmte Arzt Sapetti in Florenz untersuchte sie und sagte, daß sie die Reise ohne jede Gefahr unternehmen dürfe. Er hatte auch recht, und die Reise verlief gut. Unterwegs hielten wir uns zwei Tage in Venedig auf; als Anja den Markusplatz und die Paläste sah, schrie sie vor Entzücken beinahe auf. Im Markusdom (es ist ein merkwürdiges, unvergleichliches Bauwerk!) verlor sie ihren geschnitzten Fächer, den ich ihr in der Schweiz gekauft hatte und der ihr besonders wert war; sie besitzt aber so wenig Schmucksachen. Mein Gott, wie weinte sie da! Auch Wien gefiel uns sehr gut; Wien ist entschieden schöner als Paris. In Prag suchten wir drei Tage lang eine Wohnung, fanden aber keine. Man kann dort nämlich nur eine unmöblierte Wohnung, wie in Moskau oder Petersburg bekommen; dann muß man sich eigene Möbel anschaffen, ein Dienstmädchen nehmen, einen eigenen Haushalt führen usw. Anders geht es nicht. Unsere Mittel erlaubten es uns nicht, und daher verließen wir Prag.

Nun sind wir seit drei Monaten in Dresden; bei Anja kann das Ereignis jeden Augenblick eintreten. Wir wohnen vorläufig nicht schlecht; ich habe mich aber gründlich blamiert; wie sich jetzt herausstellt, war die heiße und trockene Luft in Florenz meiner Gesundheit, besonders aber meinen Nerven außerordentlich zuträglich (auch Anja konnte sich nicht beklagen, sogar im Gegenteile). Gerade in den heißesten Tagen ging die Fallsucht bedeutend zurück, und meine Anfälle waren in Florenz viel leichter als irgendwo. Hier bin ich aber immer krank (vielleicht rührt es noch von der Reise her). Ich weiß nicht, ob es Erkältung ist, oder ob die Fieberanfälle von den Nerven kommen. In diesen drei Wochen hatte ich bereits zwei Anfälle; beide waren sehr böseartig. Das Wetter ist übrigens wunderschön. Ich schreibe alles dem Umstande zu, daß ich so plötzlich aus dem italienischen Klima ins deutsche gekommen bin. Ich habe auch augenblicklich Fieber und glaube,

daß ich in diesem Klima fieberhaft, d. h. unzusammenhängend schreiben werde.

Nun habe ich Ihnen vollständigen Bericht über mich erstattet. Selbstverständlich ist es nur der hundertste Teil; außer der Krankheit bedrückt mich noch vieles, was ich gar nicht wiedergeben kann. Hier ein Beispiel: ich muß unbedingt den Anfang meines Romans dem „Russischen Boten“ für das Januarheft abliefern (ich muß allerdings zugeben, daß sie mich in keiner Weise zur Eile antreiben; sie benehmen sich mir gegenüber merkwürdig vornehm und verweigern mir nie Vorschüsse, obwohl ich ihnen schon ohnehin sehr viel schulde; mich quälen aber Gewissensbisse, und ich fühle mich gleichsam gefesselt). Außerdem habe ich von der „Sarja“ im Frühjahr dreihundert Rubel Vorschuß genommen, und zwar mit dem Versprechen, noch in diesem Jahre eine Novelle von mindestens drei Bogen zu schicken. Ich habe aber vorläufig weder die eine noch die andere Arbeit begonnen; in Florenz habe ich wegen der Hitze nicht arbeiten können. Als ich die Verpflichtungen einging, rechnete ich darauf, daß ich noch im Frühjahr aus Florenz nach Deutschland ziehen und mich dort gleich an die Arbeit machen würde. Was kann ich aber dafür, daß man mich drei Monate auf Geld warten ließ und mir so jede Arbeitsmöglichkeit nahm? Anja wird mir in etwa zehn Tagen ein Kind, wahrscheinlich einen Knaben schenken, und dies wird meine Arbeit wieder verzögern. Sie wird wohl drei Wochen das Bett hüten müssen und mir daher weder stenographieren noch abschreiben können. Von meiner Gesundheit will ich schon gar nicht reden. Und erst die Arbeit selbst! Soll ich mich denn, um die Bestellung rechtzeitig auszuführen, überstürzen und auf diese Weise die Arbeit verderben?! Ich bin jetzt von einer Idee vollständig gefangen genommen; ich darf aber noch nicht zur Ausführung schreiten, denn ich bin noch nicht genügend vorbereitet: ich muß mir noch vieles überlegen und Material sammeln. Ich muß mich also zusammennehmen und vorläufig einige neue Novellen schreiben. Das ist mir entsetzlich. Was mir noch bevorsteht und wie ich meine Angelegenheiten ordnen werde, ist mir ein Rätsel! . . .

Auf Wiedersehen, meine liebe Freundin. Schreiben Sie mir recht viel über sich selbst. Überhaupt möglichst viel Tatsachen.

Ich umarme Sie. Ihr Ihnen immer ergebener

Fjodor Dostojewskij.

LI

An Apollon Maikow, Dresden, den 16. (28.) Oktober 1869

[Der Brief handelt zum größten Teil von einem geschäftlichen Mißverständnis mit der Redaktion der „Sarja“.]

Was soll ich nun anfangen? Wann werde ich jezt zu meinem Geld kommen? Warum wartet er [Raschpirow, der Herausgeber der Zeitschrift] auf mein Telegramm und bittet mich, ihm den Wechsel zurückzuschicken („dann werde ich Ihnen das Geld postwendend schicken,“ schreibt er mir), statt mir jezt gleich die zweite Rate von fünfundsiebzig Rubeln zu schicken, die schon vor zehn Tagen fällig war? Glaubt er denn, daß mein Brief, in dem ich meine Notlage schilderte, nur eine Stilübung war? Wie kann ich arbeiten, wenn ich hungrig bin und sogar meine Hose versehen mußte, um mir die zwei Taler für das Telegramm zu verschaffen? Hole der Teufel mich und meinen Hunger! Aber sie, meine Frau, die jezt ihr Kind stillt, mußte selbst ins Leihhaus gehen und ihren letzten warmen wollenen Rock versehen! Hier schneit es aber seit zwei Tagen (ich lüge nicht, schauen Sie nur in den Zeitungen nach!). Wie leicht kann sie sich erkälten! Kann er denn nicht begreifen, daß ich mich s c h ä m e, ihm dies alles zu erklären! Das ist aber noch lange nicht alles; es gibt noch andere Dinge, deren ich mich s c h ä m e: wir haben bis jezt weder die Hebamme noch den Mietzins bezahlt; und alle diese Widerwärtigkeiten muß sie schon im ersten Monat nach der Niederkunft über sich ergehen lassen! Begreift er denn nicht, daß er nicht nur mich, sondern a u c h m e i n e F r a u b e l e i d i g t, indem er meinen Brief so wenig ernst nimmt: denn ich schrieb ihm von der großen Not meiner Frau. Ja, er hat mich schwer beleidigt!

Er wird vielleicht darauf sagen: „Hole ihn und seine Notlage der Teufel! Er muß b i t t e n und nicht f o r d e r n , denn ich bin nicht verpflichtet, ihm sein Honorar im voraus zu zahlen.“ Kann er denn nicht begreifen, daß er mich mit seiner zustimmenden Antwort auf meinen ersten Brief g e b u n d e n hat! Warum habe ich mich denn mit der Bitte um zweihundert Rubel an ihn und nicht an Rattow gewandt? Doch nur, weil ich glaubte, daß ich das Geld von ihm schneller bekommen würde als von Rattow (den ich nicht bemühen wollte); hätte ich aber damals an Rattow geschrieben, so wäre das Geld schon längst, mindestens seit acht Tagen in meinen Händen! Ich habe mich aber an Rattow n i c h t gewandt. Warum? Weil er mich mit seinem Wort g e b u n d e n hat. Folglich hat er auch nicht das Recht zu sagen, daß er sich aus meiner Notlage nichts mache, und daß es eine Anmaßung von mir sei, wenn ich ihn zur Eile dränge.

Er wird aber selbstverständlich sagen, daß ihn meine Notlage nichts angeht, und daß es eine Anmaßung von mir ist, wenn ich ihn zur Eile dränge. Er wird selbstverständlich sagen, daß er alles, was von ihm abhing, getan hat, daß er den Wechsel postwendend abgeschickt hat, daß ihn keine Schuld trifft, daß ein Mißverständnis vorliegt usw. Und bei Gott, er glaubt auch wirklich, daß er recht hat! Kann er denn nicht begreifen, daß es u n e r h ö r t ist, meinen verzweifelten Brief, in dem ich ihm mitteile, daß ich schon so lange wegen seiner Nachlässigkeit ohne Geld sitze, erst am z w ö l f t e n Tag zu beantworten. Ja, am zwölften Tag, ich lüge nicht: ich habe noch die Briefumschläge mit den Poststempeln. Es geht doch nicht, daß er mein Telegramm, das er selbst v e r a n l a ß t hat, erst am s e c h s t e n Tag beantwortet, während ein gewöhnlicher Brief nur vier Tage unterwegs wäre! Diese Nachlässigkeit ist unverzeihlich und beleidigend! Es ist eine persönliche Beleidigung! Ich hatte ihm doch von meiner Frau und von ihrer Niederkunft geschrieben! Er hat mich zuvor gebunden und dadurch bewirkt, daß ich es für überflüssig hielt, mich noch an Rattow zu wenden; das ist doch eine schwere Beleidigung!

Er bittet mich, ihm telegraphisch zu erklären, was mein erstes Telegramm bedeutete, und fügt hinzu: „telegraphieren Sie auf meine Kosten!“ Weiß er denn nicht, daß ein unfrankiertes Telegramm nirgends angenommen wird und daß ich folglich z w e i T a l e r haben muß, um das Telegramm abzusenden. Kann er sich denn nach allen meinen Briefen gar nicht vorstellen, daß ich diese zwei Taler vielleicht gar nicht habe? Das ist doch die Nachlässigkeit eines Menschen, der von der Lage seines Nächsten nichts wissen will. Und dabei verlangen sie von mir künstlerische Abgeklärtheit, eine Poesie ohne Spannung und Erübung und weisen mich auf Turgenjew und Gontscharow hin! Wenn sie nur wüßten, in welcher Lage ich arbeiten muß . . .

LII

An Apollon Maikow, Dresden, den 12. (24.) Februar 1870

Meine Anfälle setzen mir jetzt nach einer langen Pause wieder entsetzlich zu und stören mich in meiner Arbeit. Ich habe jetzt eine großartige Idee in Angriff genommen¹⁾; ich meine nicht die Ausführung, sondern die Idee als solche. Es ist etwas in der Art des „Raskolnikow“, doch der Wirklichkeit noch viel näher und berührt die wichtigste Frage unserer Zeit. Ich werde im Herbst damit fertig sein; dabei übereile ich mich nicht. Ich werde mir Mühe geben, das Buch noch im Herbst herauszubringen; wenn es mir nicht gelingt, so macht es auch nichts. Ich hoffe, mir damit mindestens ebensoviel Geld zu verdienen, wie mit dem „Raskolnikow“; folglich habe ich Aussicht, gegen Jahreschluß alle meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und nach Rußland zurückzukehren. Nur ist das Thema gar zu glühend heiß. Ich habe noch nie so leicht und mit solchem Genuß gearbeitet. Doch genug! Mit meinen unendlichen Briefen bringe ich Sie wohl noch um! . . .

[Der Brief handelt zum größten Teil von den Beziehungen zum Verleger Stellowskij und der Redaktion der „Garja“.]

¹⁾ „Die Dämonen.“



Dostojewski
Petersburg 1876

An Nikolai Nikolajewitsch Strachow
Dresden, den 26. Februar (10. März) 1870

Sochgeehrter Nikolai Nikolajewitsch, ich beeile mich, Ihnen für Ihren Brief und für Ihr Interesse zu danken. In der Fremde sind uns die Briefe unserer alten Freunde besonders wertvoll. Maikow will mir anscheinend gar nicht mehr schreiben. Mit dem größten Interesse las ich die wohlwollenden Zeilen, die Sie meiner Erzählung¹⁾ widmen. Was Sie sagen, ist mir angenehm und schmeichelhaft; ganz wie Sie, habe ich das Bestreben, dem Leser zu gefallen. Auch Raschpirew ist zufrieden; er hat sich in zwei Briefen in diesem Sinne geäußert. Das alles freut mich außerordentlich; besonderes Vergnügen bereitet mir das, was Sie mir über die „Sarja“ schreiben; es ist doch sehr erfreulich, daß die Existenz der Zeitschrift gesichert ist. Was ihre Richtung betrifft, so entspricht sie vollkommen der meinigen; folglich ist ihr Erfolg auch mein Erfolg. Die Zeitschrift erinnert mich aus irgendeinem Grunde an die „Wremja“ — an unsere Jugendzeit.

[Es folgen einige Bemerkungen über die Zeitschrift und über die Möglichkeit der weiteren Mitarbeiterschaft Dostojewskijs an der „Sarja“.]

Ich will Ihnen aufrichtig sagen: ich habe noch nie ein Thema des Geldes wegen erfunden, auch nie aus Pflichtgefühl, um eine versprochene Arbeit zu einem bestimmten Termin fertigzustellen. Die Verpflichtungen bin ich erst dann eingegangen, als ich im Kopf bereits ein Thema hatte, welches ich tatsächlich ausführen wollte und dessen Verwirklichung ich für notwendig hielt. Ein solches Thema habe ich auch jetzt. Ich will mich nicht darüber verbreiten, ich will nur sagen, daß ich noch nie einen besseren und originelleren Einfall gehabt habe²⁾. Ich darf es sagen, ohne mir einen Vorwurf der

¹⁾ „Der ewige Gatte“, erschienen in der „Sarja“ (1870, Nr. 1 und 2).

²⁾ Gemeint ist wieder der nicht zur Ausführung gelangte Roman „Der Atheismus“ (siehe Briefe an Maikow vom 11. Dez. 1868 und 25. März 1870).

Unbescheidenheit zuzuziehen, weil ich nur von der Idee, von meinem Einfall, und nicht von der Ausführung spreche. Die Ausführung liegt aber in Gottes Hand; ich kann ja auch alles verderben, wie ich es so oft getan habe; doch eine innere Stimme sagt mir, daß die Begeisterung mich auch bei der Ausführung nicht verlassen wird. Jedenfalls garantiere ich für die Neuheit der Idee und die Originalität der Manier und bin vorläufig Feuer und Flamme. Es soll ein Roman in zwei Teilen von mindestens zwölf und höchstens fünfzehn Bogen werden (so denke ich es mir vorläufig).

[Weiter kommen Erwägungen über die Möglichkeit, den neuen Roman in der „Sarja“ unterzubringen.]

Ich warte also auf Ihre Antwort und habe an Sie noch eine große und sehr dringende Bitte: schicken Sie mir, wenn möglich, à conto meiner kommenden Einkünfte (wie Sie mir schon einmal Tolstois „Krieg und Frieden“ geschickt haben) das Buch Stankewitschs über Granowskij. Sie werden mir damit einen großen Dienst erweisen, den ich nie vergessen werde. Ich brauche das Buch ebenso dringend wie die Luft zum Atmen, und zwar so bald als möglich; ich brauche es als Material für mein Werk¹⁾, ohne dieses Buch kann ich nichts anfangen. Vergessen Sie es nicht, um Christi willen, schicken Sie es mir, wenn es nur irgendwie geht . . .

LIV

Dresden, den 24. März (5. April) 1870

An Nikolai Nikolajewitsch Strachow

Sch beeile mich, hochverehrter Nikolai Nikolajewitsch, Ihren Brief zu beantworten und schreibe zunächst über mich selbst. Ich will Ihnen endgültig und aufrichtig sagen, daß ich, nach genauer Berechnung, unmöglich versprechen kann, den Roman noch im Herbst abzuliefern. Dies erscheint mir absolut unmöglich; ich möchte auch die Redaktion ersuchen, mich nicht zu

¹⁾ D. hat der Gestalt Stepan Trophimowitsch Werchowenskijs in den „Dämonen“ einzelne Züge des abstrakten Humanisten Granowskij geliehen.

drängen, denn ich will meine Arbeit ebenso sorgfältig und sauber ausführen, wie es jene Herren (d. h. die Großen) tun. Ich garantiere nur dafür, daß der Roman im Januar des kommenden Jahres fertig wird. Diese Arbeit geht mir über alles. Die Idee ist mir wertvoller als alle meine anderen Ideen, und ich will sie gut ausführen . . . Ich setze auch auf die Arbeit, die ich jetzt für den „Russischen Boten“ (schreibe¹⁾), große Hoffnungen; ich meine nicht die künstlerische, sondern die tendenziöse Seite; ich will gewisse Gedanken äußern, wenn dabei auch alles Künstlerische zugrunde geht. Die Gedanken, die sich in meinem Kopf und meinem Herzen angesammelt haben, drängen mich dazu; wenn es auch nur ein Pamphlet wird, jedenfalls werde ich darin alles, was ich auf dem Herzen habe, aussprechen. Ich hoffe auf Erfolg. Wer macht sich übrigens an eine Arbeit, ohne auf einen Erfolg zu hoffen? Die Arbeit für den „Russischen Boten“ werde ich bald beenden, und dann werde ich mich mit Genuß an den Roman machen.

Mit der Idee zu diesem Roman trage ich mich seit drei Jahren; bisher habe ich mich nicht entschließen können, die Arbeit im Auslande in Angriff zu nehmen; ich wollte sie erst in Rußland beginnen. Doch in diesen drei Jahren ist in mir der ganze Plan gereift, und ich glaube, daß ich mit dem ersten Teil (den ich für die „Sarja“ bestimme) auch hier beginnen kann, denn die Handlung desselben liegt mehrere Jahre zurück. Daß ich von einem „ersten Teil“ spreche, braucht Sie nicht zu beunruhigen. Die Idee erfordert einen großen Umfang, mindestens so groß wie beim Tolstoischen Roman. Es wird eigentlich ein Zyklus von fünf einzelnen Romanen werden; die Romane werden so unabhängig voneinander sein, daß einzelne von ihnen (mit Ausnahme der beiden mittleren) sehr gut in verschiedenen Zeitschriften wie vollständig in sich abgeschlossene Werke werden erscheinen können. Der Gesamttitle lautet übrigens: „Lebensbeschreibung eines großen Sünders“²⁾, und jeder einzelne Roman wird noch einen eigenen

¹⁾ „Dämonen“.

²⁾ Ebenso wie der „Atheismus“ ein nicht zur Ausführung gelangtes Urbild der „Brüder Karamasow“

Titel haben. Jede Abteilung (d. h. jeder einzelne Roman) wird einen Umfang von höchstens fünfzehn Bogen haben. Um den zweiten Roman zu schreiben, muß ich unbedingt in Rußland sein; die Handlung dieses Teiles spielt in einem russischen Kloster; obwohl ich die russischen Klöster gut kenne, muß ich doch nach Rußland kommen. Ich hätte mit Ihnen gern ausführlicher darüber gesprochen; was kann man aber in einem Briefe sagen? Ich wiederhole noch, daß es mir unmöglich ist, den Roman für dieses Jahr zu versprechen; drängen Sie mich nicht und Sie werden eine gewissenhafte, vielleicht auch gute Arbeit bekommen (jedenfalls habe ich mir diese Idee zum Ziel meiner literarischen Zukunft gesetzt, denn ich darf gar nicht hoffen, länger als noch sechs oder sieben Jahre zu leben und zu schaffen).

Das Märzheft der „Sarja“ habe ich mit großem Genuß gelesen. Ich warte mit Ungeduld auf die Fortsetzung Ihres Artikels, um alles darin zu verstehen. Es scheint mir, daß Sie die Absicht haben, Herzen als einen Westler darzustellen und überhaupt vom Westen im Gegensatz zu Rußland zu sprechen; habe ich recht? Sie haben den Ausgangspunkt sehr geschickt gewählt: Herzen ist ein Pessimist; halten Sie aber wirklich seine Zweifel („Wer hat Schuld?“, „Krupow“ usw.) für unlösbar? Mir scheint, daß Sie diese Frage umgehen wollen, um Ihrem Grundgedanken mehr Geltung zu verschaffen. Jedenfalls erwarte ich mit großer Ungeduld die Fortsetzung des Artikels; das Thema ist gar zu aufregend und aktuell. Was wird nun geschehen, wenn Sie wirklich den Beweis erbringen, daß Herzen früher als viele andere darauf hingewiesen hat, daß der Westen in Verwesung begriffen ist? Was werden dazu die Westler aus der Zeit Granowskij's sagen? Ich weiß übrigens nicht, ob Sie das wirklich sagen wollen; es ist nur so ein Vorgefühl bei mir. Finden Sie übrigens nicht (obwohl es das Thema Ihres Artikels gar nicht berührt), daß es noch einen anderen Standpunkt für die Beurteilung des Wesens und der Tätigkeit Herzens gibt: nämlich, daß er immer und überall in erster Linie Dichter war? Der Dichter behauptet sich in ihm immer und überall, in seiner ganzen

Tätigkeit. Der Agitator ist ein Dichter, der Politiker ist ein Dichter, der Sozialist ist ein Dichter, der Philosoph ist im höchsten Grade ein Dichter! Diese Eigentümlichkeit seiner Natur kann, wie mir scheint, vieles in seiner Tätigkeit erklären; sogar seinen Leichtsinne und seine Vorliebe für Wortspiele selbst bei Behandlung der wichtigsten moral-philosophischen Fragen (was, nebenbei bemerkt, an ihm ziemlich abstoßend ist).

[Weiter ist die Rede von polemischen Aufsätzen Strachows, die D. viel zu mild findet: „die Nihilisten und die Westler verdienen die Knute“.]

Sie behaupten u. a., daß Tolstoi unsern größten Dichtern ebenbürtig sei; mit dieser Stelle in Ihrem Briefe kann ich mich unmöglich einverstanden erklären.

So etwas darf man doch nicht sagen! Puschkin und Lomonossow waren Genies. Ein Dichter, der mit dem „Mohren Peter des Großen“ und „Bjeltin“ vor die Öffentlichkeit tritt, kommt mit einem genialen neuen Wort, das vor ihm noch von niemand und nirgend ausgesprochen wurde. Wenn aber einer mit „Krieg und Frieden“ kommt, so kommt er eben nach jenem neuen Wort, welches Puschkin schon ausgesprochen hat; dies gilt in jedem Fall, wie weit Tolstoi auch in der Weiterentwicklung des von einem andern Genie schon vor ihm ausgesprochenen Wortes gehen mag. Ich halte es für sehr wesentlich. In diesen wenigen Zeilen kann ich es übrigens gar nicht ausdrücken . . .

LV

An Apollon Maikow, Dresden, den 25. März (6. April) 1870

[Die erste Hälfte des Briefes handelt von geschäftlichen Dingen.]

Die Arbeit für den „Russischen Boten“ wird mich nicht sonderlich ermüden; der „Garja“ habe ich dagegen eine ordentliche Arbeit versprochen und will sie auch ordentlich machen. Diese letztere Arbeit reift schon seit zwei Jahren in meinem Kopfe heran. Es ist die gleiche Idee, von der ich

Ihnen schon einmal geschrieben habe. Dies wird mein letzter Roman sein; er wird den Umfang von „Krieg und Frieden“ haben. Wie ich Sie aus unsern früheren Gesprächen kenne, werden Sie die Idee gutheißen. Der Roman wird aus fünf größeren Erzählungen bestehen (jede zu fünfzehn Bogen; in den zwei Jahren ist der Plan vollkommen gereift). Die Erzählungen sind in sich abgeschlossen, so daß man sie auch einzeln verkaufen kann. Die erste Erzählung habe ich für Raschpirow bestimmt; sie spielt noch in den vierziger Jahren. (Der Titel des ganzen Romans lautet „Die Lebensbeschreibung eines großen Sünders“, doch jeder Teil wird auch noch einen eigenen Titel haben.) Mit der Grundidee, die durch alle Teile gehen wird, habe ich mich mein ganzes Leben lang bewußt und unbewußt gequält; es ist die Frage vom Dasein Gottes. Der Held ist bald Atheist, bald Gläubiger, bald Fanatiker und Sektierer, und dann wieder Atheist. Die zweite Erzählung wird ein Kloster zum Schauplatz haben. Auf diesen zweiten Teil setze ich alle meine Hoffnungen. Vielleicht wird man endlich sagen, daß ich doch nicht lauter Unsinn schreibe. (Ich will es nur Ihnen allein, Apollon Nikolajewitsch, anvertrauen: in der zweiten Erzählung soll als Hauptperson der heilige Tichon der Sadonische auftreten; selbstverständlich unter einem anderen Namen, doch er wird gleichfalls ein Bischof sein, der sich zur Ruhe in ein Kloster zurückgezogen hat.) Ein dreizehnjähriger Knabe, der an einem schweren Verbrechen beteiligt war, ein geistig hochentwickelter, doch durch und durch verdorbener Knabe (ich kenne diesen Typus), der zukünftige Held des ganzen Romans, ist von seinen Eltern in das Kloster zur Erziehung gegeben worden. Der kleine Wolf und Nihilist kommt mit dem heiligen Tichon zusammen. Im gleichen Kloster wird auch Tschaadajew¹⁾ (ebenfalls unter einem anderen Namen) sitzen. Warum sollte Tschaadajew nicht ein Jahr im Kloster sitzen? Denken Sie sich nur, daß Tschaadajew nach jenem ersten Artikel, für welchen er wöchent-

¹⁾ Pjotr Jakowlewitsch Tschaadajew (1796—1856), Philosoph, Verfasser der „Philosophischen Briefe“, nach deren Veröffentlichung er von Nikolaus I. für wahnsinnig erklärt wurde.

lich von Ärzten auf seinen Geisteszustand untersucht wurde, sich nicht enthalten konnte, einen zweiten Artikel, sagen wir französisch, irgendwo im Auslande zu veröffentlichen; es wäre ja durchaus möglich; für diesen Aufsatz verbannte man ihn eben für ein Jahr ins Kloster. Tschadajew kann aber im Kloster Besuch bekommen, z. B. von Bjelinskij, Granowskij,, sogar Puschkine und anderen. (Die Rede soll übrigens gar nicht vom wirklichen Tschadajew sein; ich will nur diesen Typus verwerten.) Im Kloster gibt es auch einen Paul den Preussischen, einen Golubow und einen Mönch Parfenij. (Dieses Milieu kenne ich ausgezeichnet; das russische Kloster ist mir seit meiner Kindheit vertraut.) Die Hauptpersonen sind aber Tichon und der Knabe. Um Gottes willen, erzählen Sie niemand vom Inhalt des zweiten Teiles. Ich pflege sonst nie vom Inhalt meiner zukünftigen Werke zu sprechen; nur Ihnen beichte ich es; mögen die andern meinen Plan für wertlos halten, mir ist er äußerst wertvoll. Sprechen Sie mit niemand über Tichon. Strachow habe ich vom Klostermilieu geschrieben, doch die Gestalt des Tichon mit keinem Worte erwähnt. Vielleicht wird es mir gelingen, eine majestätische, positive, heilige Gestalt zu schaffen. Sie soll ganz anders sein als Kostanschozko¹⁾ und als der Deutsche in Gontscharows „Oblomow“. Ich werde wahrscheinlich nichts schaffen, sondern nur den echten Tichon darstellen, den ich längst mit Wonne in mein Herz geschlossen habe. Doch auch eine solche wahrheitsgetreue Darstellung werde ich, falls sie mir gelingt, als große Tat betrachten. Sprechen Sie mit niemand darüber. Doch um diesen zweiten Teil des Romans, der im Kloster spielt, zu schreiben, muß ich unbedingt in Rußland sein. Ach, wenn es mir nur gelingen wollte! Der erste Teil handelt von der Kindheit meines Helden. Selbstverständlich treten nicht lauter Kinder auf; es ist ein richtiger Roman. Diesen ersten Teil kann ich glücklicherweise auch im Auslande schreiben; ich biete ihn der „Gazeta“ an. Werden sie ihn nicht zurückweisen? Die tausend Rubel sind übrigens kein allzu großes Honorar . . .

¹⁾ In Gogols „Toten Seelen“.

Über den Nihilismus lohnt es sich gar nicht zu sprechen. Warten Sie nur, bis diese obere Schicht, die sich von Rußland losgelöst hat, vollständig verwest ist. Wissen Sie was, mir scheint, daß viele von diesen jugendlichen Schurken, von diesen verwesenden Jünglingen sich früher oder später bekehren und in echte, bodenständige Russen verwandeln werden. Die übrigen sollen aber verfaulen. Schließlich werden ja auch sie wie gelähmt verstummen. Was sie doch für Schurken sind! . . .

LVI

An die Schwester Wera und die Nichte Sofia Alexandrowna
Zwanowa-Chmyrowa, Dresden, den 7. (19.) Mai 1870

Meine lieben Freundinnen, Ssonetschka und Wjerotschka, ich habe euch schon gar zu lange nicht geschrieben; der Grund liegt nicht in meiner Faulheit, sondern in den vielen Sorgen der letzten Zeit und überhaupt in meiner unangenehmen Stimmung.

Wir wohnen noch immer in Dresden und sind vorläufig mit allem zufrieden. Die kleine Ljuba ist ein liebes und recht kräftiges Kind. Da wir schon ein Kind verloren haben, pflegen wir sie unter großen Sorgen. Anja stillt sie selbst, und es fällt ihr anscheinend von Tag zu Tag schwerer. Sie ist sehr abgemagert und heruntergekommen und verzehrt sich vor Heimweh.

Auch ich sehne mich entsetzlich nach Rußland zurück, und aus dieser Sehnsucht kommt meine ständige Aufregung. Meine Verhältnisse sind in denkbarst schlechtem Zustande. Wir haben zwar noch gerade so viel, daß wir noch leben können, doch an die Rückkehr nach Rußland dürfen wir gar nicht denken. Ich muß aber unbedingt zurückkehren, denn der hiesige Aufenthalt ist mir ganz unerträglich. Um von hier nach Petersburg zu ziehen, müssen wir noch vor Oktober aufbrechen; später wird es zu kalt sein, und die Kleine kann sich leicht erkälten. Zweitens müßten wir vor der Abreise, nur um die hiesigen Schulden bezahlen zu können, mindestens dreihundert Rubel haben; dazu noch die Reisekosten für unsere ganze Familie und die

Aug 87
Faksimile aus den Dämonen
III. Teil. Anfang des 1. Kapitels

[The page contains a dense, handwritten manuscript in German, which is a facsimile of a text from 'Die Dämonen' (The Demons) by E.T. Hoffmann. The text is written in a cursive script and is heavily crossed out with numerous horizontal and diagonal lines, suggesting a process of editing or correction. The handwriting is dark and somewhat faded in places. There are several marginalia and corrections written in the left margin, also in cursive. The overall appearance is that of a working draft or a heavily revised manuscript.]

Faksimile aus den Dämonen
III. Teil. Anfang des 1. Kapitels

Einrichtung in Petersburg; alles zusammen macht eine nicht unbeträchtliche Summe aus. Dies alles ist aber noch nichts; die Hauptsache sind die Gläubiger. Ich schulde ihnen mit Zinsen beinahe sechstausend Rubel. Weniger als ein Drittel, d. h. als zweitausend Rubel, kann ich ihnen nicht bieten, damit sie mir den Rest noch für ein Jahr stunden. Sie werden übrigens auch dann darauf nicht eingehen, wenn ich dieses Drittel bezahle. Sie sind alle gegen mich erbozt und werden sicher erbarmungslos über mich herfallen, um mich zu strafen. Rechnet es euch nur selbst aus, welche Summe ich haben muß, um alles zu ordnen, um zurückkehren zu können: doch mindestens drei bis vier Tausend. Wo soll ich diese Summe hernehmen? Das einzige, worauf ich bauen kann, sind meine literarischen Arbeiten. Auch vor drei Jahren, als ich Rußland verließ, hegte ich die gleichen Hoffnungen. Ich hatte damals mit einem Roman großen Erfolg gehabt, und es ist daher begreiflich, daß ich von der Hoffnung durchdrungen bin, einen neuen Roman zu schreiben, der es mir ermöglichen wird, in einem Jahr alle meine Gläubiger los zu werden. Als ich aber damals dreien Gläubigern auf einmal siebentausend Rubel bezahlt hatte, gerieten die andern in Aufregung und fielen über mich her: warum habe ich nur jene drei Gläubiger befriedigt und nicht auch die übrigen? Sie verklagten mich, und ich reiste schleunigst ab, doch in der Hoffnung, daß es mir gelingen würde, in einem Jahr einen neuen Roman zu schreiben und alle Schulden zu bezahlen. Die Hoffnung wurde aber zuschanden. Der Roman ist mir mißlungen, und außerdem geschah noch etwas, was ich gar nicht voraussehen konnte: da ich so lange außerhalb Rußlands leben mußte, verlor ich die Fähigkeit, ordentlich zu schreiben; so darf ich auf ein neues Werk gar nicht mehr hoffen (die Schwierigkeiten sind weniger geistiger als materieller Natur: ich kann z. B., solange ich im Auslande lebe, keine persönlichen Ansichten über die gewöhnlichsten Ereignisse der Gegenwart haben). Ich habe den Plan zu einem neuen Roman gefaßt, dessen Erfolg ich für absolut sicher halte; doch ich kann mich unmöglich entschließen, ihn hier zu schreiben und muß ihn aufschieben. Augenblicklich schreibe ich eine ganz

sonderbare Geschichte¹⁾ für den „Russischen Boten“, dem ich noch einen Vorschuß abzuarbeiten habe.

Sie wissen wohl noch, meine liebe Ssonetschtsa, was Sie mir anläßlich meines neuen, hier entstandenen Romans geschrieben haben: Sie wunderten sich, wieso ich die Verpflichtung übernehme, dergleichen Werke zu einem bestimmten Termin fertigzustellen. Nun ist aber die Arbeit, die ich jetzt für den „Russischen Boten“ schreibe, noch viel schwieriger. Ich muß in fünfundzwanzig Bogen einen Stoff hineinzwängen, der mindestens fünfzig Bogen füllen müßte, nur um zum Termin fertig zu werden; ich muß es tun, weil ich augenblicklich, solange ich im Auslande bin, überhaupt nichts anderes schreiben kann. Die Redaktion der „Sarja“ lobte über alle Maßen eine kleine Erzählung, die ich in dieser Zeitschrift erscheinen ließ. Auch die Kritiken in den Zeitschriften („Solos“, „Petersburger Nachrichten“ usw.) waren recht wohlwollend. Sie werden mir aber gar nicht glauben, wie etelhaft es mir ist, dergleichen Novellen zu schreiben, während ich so viele fertig geformte Ideen im Kopfe habe; d. h. etwas ganz anderes zu schreiben, als ich möchte. Sie werden es sicher verstehen, Ssonetschtsa, daß dies allein schon eine große Qual ist. Dazu kommt noch meine verzweifelte Lage. Seit ich mich außerhalb Petersburgs befinde, sind meine dortigen Geschäfte und Verbindungen furchtbar vernachlässigt (obgleich der „Idiot“ mißlungen ist, wollten mir doch mehrere Verleger das Recht für die zweite Auflage abkaufen; sie boten mir verhältnismäßig viel: eintausendfünfhundert bis zweitausend Rubel). Doch alle Pläne sind ins Wasser gefallen, denn ich hatte in Petersburg niemand, der die Sache für mich besorgen könnte. So steht es also mit mir. Ich rede schon gar nicht davon, wie sehr mir Anna Grigorjewna leid tut, die sich entsetzlich nach Rußland sehnt. Ich kann in diesem Brief unmöglich alles sagen. Und doch habe ich endgültig beschlossen, auf jeden Fall noch im Herbst dieses Jahres nach Rußland zurückzukehren, und werde es ganz bestimmt durchsetzen. Selbstverständlich

¹⁾ „Die Dämonen.“

werde ich auch nach Moskau kommen (schon aus rein geschäftlichen Gründen), wenn mich die Gläubiger nur nicht gleich nach meiner Ankunft ins Petersburger Gefängnis sperren. Auf jeden Fall hoffe ich, euch alle, meine Lieben, Anfang des Winters wiederzusehen.

In aufrichtiger Liebe: Fjodor Dostojewskij, Anja und Ljuba.

LVII

An Nikolai Nikolajewitsch Strachow

Dresden, den 11. (23.) Juni 1870

[In der ersten Hälfte des Briefes beschwert sich D. über Raschpirew, der auf seinen Vorschlag bezüglich der „Lebensbeschreibung eines großen Sünders“ nicht eingegangen ist.]

Mir fiel hier zufällig der „Europäische Vöte“ für das laufende Jahr in die Hände, und ich sah alle erschienenen Hefte durch. Ich geriet in Erstaunen. Wieso konnte diese unerhört mittelmäßige Zeitschrift (die sich höchstens noch mit der „Nordischen Biene“ Bulgarins messen könnte) bei uns einen solchen Erfolg haben (sechstausend Exemplare in zweiter Auflage)! Das kommt, wenn man es allen recht zu machen versteht. Wie geschickt sie alles auf den Ton der Menge abstimmen! Eine abgeschmackte Schablone des Liberalismus! Solche Sachen haben bei uns Erfolg. Die Zeitschrift wird übrigens sehr geschickt geleitet. Sie erscheint pünktlich am ersten jeden Monats und hat viele Mitarbeiter. Ich las u. a. „Die Hinrichtung Tropmanns“ von Turgenjew. Sie können ja ganz anderer Meinung sein, Nikolai Nikolajewitsch, mich aber hat dieses hochtrabende und kleinliche Pathos tief empört. Warum erklärt er in einem fort, daß er kein Recht gehabt habe, der Hinrichtung beizuwohnen? Ja gewiß, wenn ihm das Ganze nur Theater war; der Erdenmensch hat aber nicht das Recht, sich von Dingen abzuwenden, die auf Erden geschehen, und sie zu ignorieren; es gibt höhere moralische Gründe dafür. Homo sum et nihil humani . . . usw. Besonders komisch wirkt es da, wenn er sich im letzten Augenblick doch wegwendet

und die eigentliche Hinrichtung gar nicht sieht. „Seht nur, meine Herrschaften, welch eine feine Erziehung ich genossen habe! Ich konnte diesen Anblick gar nicht ertragen!“ Im übrigen verrät er sich selbst. Aus dem Artikel gewinnt man vor allen Dingen den Eindruck, daß er furchtbar um sich selbst und um seine Ruhe besorgt ist, selbst angesichts des abgehauenen Kopfes. Übrigens spude ich drauf. Ich habe die Leute ordentlich satt. Ich halte Turgenjew für den verbrauchtesten von allen verbrauchten russischen Schriftstellern, was Sie auch, Nikolai Nikolajewitsch, für Turgenjew schreiben mögen; nehmen Sie es mir, bitte, nicht übel . . .

LVIII

An die Nichte Sofia Alexandrowna Twanowa-Chmyrowa
Dresden, den 2. (14.) Juli 1870

Meine liebe Sjonetschka, ich wollte eigentlich Ihren letzten Brief sofort beantworten, habe aber meine Antwort wieder hinausgeschleppt. Meine Arbeit und verschiedene Sorgen waren daran schuld. Auch haben Sie, wie alle Freunde in Moskau, die schlechte Gewohnheit, in Ihren Briefen keine Adresse anzugeben.

Aus Ihrem Brief schließe ich, daß Sie umgezogen sind. Wohin soll ich dann meine Briefe adressieren? Sie müssen ja auch noch mit dem Fall rechnen, daß ich einen Ihrer Briefe, in dem Sie Ihre letzte Adresse angegeben haben, verlegt oder verloren haben kann. Nun habe ich drei Tage lang gesucht und alle Briefsachen der letzten drei Jahre durchsehen müssen. Ich weiß aber zufällig noch Ihre alte Adresse, an die ich diesen Brief auch adressiere. Ob er Sie erreichen wird? Solche Zweifel nehmen mir den Mut. Ich flehe Sie an, Ihre Briefe, wenigstens die an mich gerichteten, nicht nach Damenmanier zu schreiben, d. h. Datum und Adresse nicht zu vergessen; bei Gott, so wird es besser sein!

Ihr Brief hat auf mich einen sehr schweren Eindruck gemacht, teure Freundin. Ist es denn wirklich wahr, daß, wenn

Sie aufs Land gehen, man Ihnen schon im Herbst keine Übersetzungsarbeit mehr geben wird? Warum quälen Sie sich? Sie brauchen Glück und Gesundheit. Sie arbeiten vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Sie müssen heiraten. Meine liebe Sponetschka, zürnen Sie um Christi willen nicht über meine Worte. Glück wird uns nur einmal im Leben beschieden; was nachher kommt, ist lauter Leid. Man muß sich also darauf vorbereiten, indem man seine Lage möglichst normal gestaltet. Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen in diesem Ton schreibe, nachdem ich Sie drei Jahre nicht gesehen habe. Dies soll auch keinen Ratschlag bedeuten; es ist nur mein sehnlichster Wunsch. Ich muß Sie lieben, ich kann nicht anders!

Was meine Rückkehr nach Rußland betrifft, so ist sie selbstverständlich nur in der Phantasie möglich, die zwar auch in Erfüllung gehen kann; doch immerhin ist es nur eine Phantasie. Wir wollen sehen. Was alle Ihre übrigen Ratschläge betrifft (bezüglich des Verkaufs des Romans, der Rückkehr ohne Geld, angesichts der Möglichkeit, von den Gläubigern eingesperrt zu werden usw.), so will ich Ihnen sagen, daß aus Ihrem Briefe Ihre Unerfahrenheit und die Unkenntnis des Sachverhalts spricht. Ich befaße mich seit fünfundzwanzig Jahren mit Literatur, habe aber noch nie erlebt, daß ein Autor den Buchhändlern selbst eine zweite Auflage anbietet. (Noch weniger durch Vermittlung Fremder, denen ja alles gleich ist). Wenn man die Ware selbst anbietet, bekommt man nur ein Zehntel des Wertes. Wenn aber der Verleger, d. h. der Käufer selbst zu einem kommt, bekommt man zehnmal so viel. Der „Idiot“ ist zu spät gekommen; er hätte noch im vorigen Jahre erscheinen sollen. Was die Gläubiger betrifft, so werden sie mich todsicher einsperren lassen, denn darin liegt ihr ganzer Vorteil. Glauben Sie mir, die Leute wissen ganz genau, wieviel ich vom „Russischen Boten“ oder von der „Garja“ für den Roman bekommen kann. Sie werden mich einsperren lassen in der Hoffnung, daß die eine oder die andere Zeitschrift oder sonst irgend jemand mich auslösen wird. Das ist todsicher. Nein, wenn ich zurückkehren will, muß ich es ganz anders machen.

Schwer fällt es mir, mitanzusehen zu müssen, wie sich Anna Grigorjewna vor Sehnsucht und Heimweh verzehrt. Das bekümmert mich mehr als alles andere. Das Kind ist gesund, doch noch immer nicht entwöhnt. Die Rückkehr ist jetzt überhaupt meine fixe Idee. Wenn ich hier noch länger leben bleibe, werde ich wohl nichts mehr verdienen können; niemand wird mich drucken wollen. In Rußland könnte ich im schlimmsten Falle Lehrbücher oder kompilatorische Werke herausgeben. Es lohnt sich, übrigens, gar nicht, darüber viel Worte zu verlieren. Ich werde schließlich ja zurückkehren, wenn auch nur, um ins Gefängnis gesperrt zu werden. Ich möchte nur noch die Arbeit für den „Russischen Boten“¹⁾, die ich jetzt mache, zu Ende führen, damit mich die Leute in Ruhe lassen. Und doch stehen die Sachen so, daß ich vor Weihnachten u n t e r k e i n e n U m s t ä n d e n fertig werden kann. Den ersten großen Teil der Arbeit werde ich übrigens der Redaktion in eineinhalb Monaten abliefern und etwas Geld verlangen. Den zweiten Teil werde ich im Anfang des Winters schicken, und den dritten — im Februar. Der Druck wird im kommenden Januar beginnen müssen. Ich fürchte, daß sie meinen Roman einfach zurückweisen werden. Ich werde den Leuten gleich im Vorhinein erklären, daß ich am Roman nichts ändern oder streichen will. Die Idee des Romans schien mir anfangs recht verführerisch, doch jetzt tut es mir leid, daß ich ihn überhaupt begonnen habe. Er interessiert mich zwar noch immer, doch ich würde vorziehen, etwas anderes zu schreiben.

So oft ich Ihnen schreibe, fühle ich, welch ein langer Zeitraum uns voneinander trennt. Und dann noch etwas: ich habe den sehnlichsten Wunsch, vor meiner Rückkehr nach Rußland noch eine Reise nach dem Orient, d. h. nach Konstantinopel, Athen, Archipel, Syrien, Jerusalem und Athos zu machen. Diese Reise dürfte mindestens fünfzehnhundert Rubel kosten. Die Kosten würden übrigens gar nichts ausmachen; ich würde über die Reise nach Jerusalem ein Buch schreiben, das mir alle Kosten decken könnte; ich weiß aus Erfahrung,

¹⁾ „Die Dämonen.“

daß solche Bücher heutzutage sehr beliebt sind. Ich habe aber augenblicklich weder Zeit noch Mittel; gestern las ich in einem Extrablatt, daß es jeden Augenblick zu einem Krieg zwischen Frankreich und Preußen kommen kann. Es ist überall so viel Zündstoff aufgespeichert, daß der Krieg, ganz gleich, wo er beginnt, sofort gewaltige Dimensionen annehmen muß. Gebe Gott, daß Rußland sich in keine der europäischen Angelegenheiten einmengt, denn wir haben auch zu Hause genug zu schaffen.

Ich liebe Sie und die Ihrigen über alle Maßen, und ich hoffe, daß Sie es mir glauben werden. Lieben Sie auch mich ein wenig. Ich will nicht auf deutscher Erde sterben; ich will noch vor meinem Tod in die Heimat zurückkehren und in der Heimat sterben.

Meine Frau und Ljuba lassen Sie küssen. Es ist hier bei uns sehr heiß, und ich hatte gestern nach einer langen Pause wieder einen Anfall. Heute ist mein Kopf ganz wirr, ich bin wie verrückt.

Auf Wiedersehen, meine liebe Freundin, vergessen Sie mich nicht.

Ich umarme und küsse Sie. Ihr F. Dostojewskij.

P.S. Wenn ich auf diesen Brief keine Antwort bekomme, werde ich annehmen, daß er Sie nicht erreicht hat.

Meine Adresse ist: Allemagne, Saxe, Dresden, A Mr. Theodore Dostojewskij, poste restante.

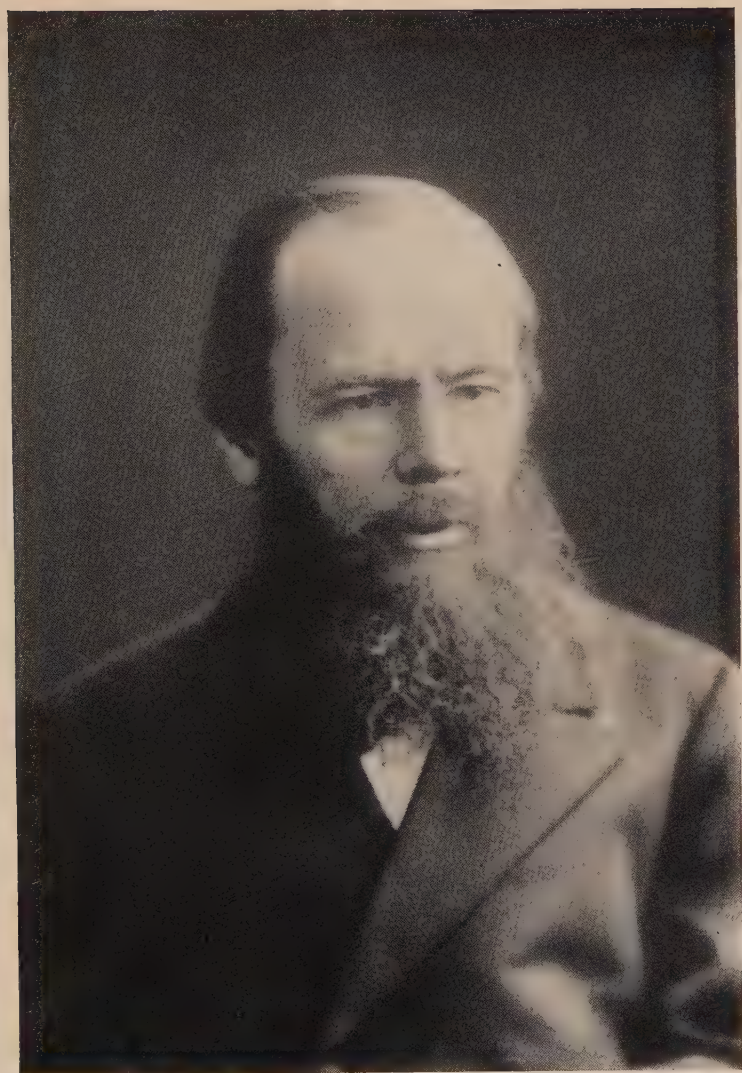
LIX

An die Nichte Sofia Alexandrowna Iwanowa-Chmyrowa
Dresden, den 17. (29.) August 1870

Meine teure Freundin Sjonetschka, verzeihen Sie, daß ich Ihnen nicht sofort nach Erhalt Ihres Briefes vom 3. August geschrieben habe (Ihren kurzen Brief vom 28. Juli habe ich ebenfalls erhalten). Ich habe manchmal so viele Sorgen und Unannehmlichkeiten, daß ich gar nicht die Kraft habe, etwas anzufangen, am allerwenigsten aber

einen Brief. Nur meine Werke muß ich in jeder Gemüthsverfassung schreiben, und ich tue es auch; zuweilen halte ich aber auch das nicht aus, und dann lasse ich alles liegen. Mein Leben ist nicht leicht. Diesmal will ich Ihnen einiges über meine Lage schreiben; ich liebe allerdings das Brieffschreiben nicht, denn es fällt mir schwer, nach so vielen Jahren der Trennung über Dinge zu schreiben, die mir wichtig sind, und zwar so zu schreiben, daß Sie mich verstehen. Lebendige Briefe kann man nur solchen Leuten schreiben, zu denen man keinerlei herzliche Beziehungen hat.

Das Wichtigste ist, daß ich jetzt nach Rußland zurückkehren muß. Dieser Gedanke ist ja einfach, ich kann Ihnen aber gar nicht mit allen Einzelheiten alle die Qualen und Nachteile schildern, die ich hier im Auslande zu erdulden habe; die moralischen Qualen (die Sehnsucht nach der Heimat, die Notwendigkeit, mitten im russischen Leben zu stehen, das ich als Schriftsteller unbedingt brauche usw.) will ich gar nicht erwähnen. Wie unerträglich sind schon allein die Sorgen um meine Familie! Ich sehe ja, wie sehr sich Anja nach der Heimat sehnt, und wie entsetzlich sie sich hier langweilt. In der Heimat könnte ich ja auch viel mehr Geld verdienen; hier sind wir aber gänzlich verarmt. Für den Lebensunterhalt reicht es noch gerade aus; ein Kinder mädchen können wir uns aber nicht halten. Ein Kinder mädchen verlangt hier ein eigenes Zimmer, Wäsche und hohen Lohn, drei Mahlzeiten täglich und eine bestimmte Menge Bier (selbstverständlich nur von Ausländern). Anja stillt das Kind und kann nicht einmal nachts ausruhen. Sie hat keinerlei Zerstreuungen, und überhaupt keinen Augenblick freie Zeit. Auch ihr Gesundheitszustand läßt zu wünschen übrig. Warum erzähle ich Ihnen übrigens das alles? Es gibt Hunderte solcher kleinen Sorgen, die in ihrer Gesamtheit eine schreckliche Last darstellen. Wie gerne würde ich z. B. in diesem Herbst mit Frau und Kind nach Petersburg reisen (wie ich es mir im Frühjahr ausgemalt hatte;) um von hier fortzukommen und nach Rußland zu reisen, müßte ich aber nicht weniger als zweitausend Rubel haben; dabei rechne ich die Schulden nicht mit; soviel brauche ich für die Reise allein. Ich sehe ja,



F. M. Dostojewski

wie Sie die Achseln zucken und fragen: „Warum so viel? Wozu diese Übertreibung?“ Lassen Sie doch um Himmels willen, teure Freundin, Ihre Art, über die Angelegenheiten anderer Leute zu urteilen, ohne alle Einzelheiten zu kennen. Ja, zweitausend Rubel sind durchaus notwendig, um die Reise zu machen und uns in Petersburg einzurichten. Glauben Sie es mir. Wo soll ich dieses Geld hernehmen? Nun müssen wir jetzt auch noch das Kind entwöhnen und es impfen lassen. Denken Sie sich nur, wieviel neue Sorgen das für Anja bedeutet, die schon ohnehin heruntergekommen und entkräftet ist. Ich muß es mit ansehen und verliere beinahe den Verstand. Und wenn ich in drei Monaten das Geld für die Reise bekomme, so wird der Winter anbrechen; man kann aber nicht ein kleines Kind bei Frost Tausende Werst weit schleppen. Folglich müßten wir bis zum Frühjahr warten. Werden wir aber im Frühjahr Geld haben? Sie müssen wissen, daß wir hier mit unseren Einkünften kaum auskommen und die Hälfte schuldig bleiben müssen.

Doch genug davon. Ich will nun von anderen Dingen sprechen, obwohl sie alle mit der Hauptsache verknüpft sind.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen von meinen Schwierigkeiten mit dem „Russischen Boten“ geschrieben habe; ich habe nämlich am Ende des vorigen Jahres meine Erzählung in der „Sarja“ erscheinen lassen, während ich dem „Russischen Boten“ noch einen Vorschuß abzuarbeiten hatte; ich hatte den Leuten die Arbeit noch vor einem Jahre versprochen. Habe ich Ihnen geschrieben, wieso das geschehen ist? Daß meine Novelle sich unversehens in die Länge zog, und ich plötzlich merkte, daß mir keine Zeit mehr blieb, um zum Jahresbeginn auch etwas für den „Russischen Boten“ zu schreiben? Die Leute antworteten mir nichts darauf, stellten aber ihre Geldsendungen ein. Anfangs dieses Jahres schrieb ich Ratkow, daß ich den Roman ab Juni kapitelweise abliefern werde, so daß sie ihn am Ende des Jahres drucken können. Ich arbeitete also mit äußerster Anspannung aller Kräfte: ich wußte, daß, wenn ich meine literarischen Beziehungen zum „Russischen Boten“ abbreche, ich hier im Auslande nichts zum Leben haben werde

(denn es ist sehr schwer, von hier aus mit einer anderen Zeitschrift in Verbindung zu treten). Außerdem quälte mich entsetzlich der Gedanke, daß man mich in der Redaktion für einen Schurken hält, während man mich bisher außerordentlich gut behandelt hat. Der Roman, an dem ich arbeitete, war sehr groß, sehr originell, doch seine Idee war für mich etwas ungewohnt. Ich brauchte viel Selbstvertrauen, um mit der Idee fertig zu werden. Ich bin mit ihr schließlich nicht fertig geworden, und die Arbeit ist mißlungen. Die Arbeit ging langsam vorwärts, ich fühlte, daß im ganzen irgendein großer Fehler lag, konnte ihn aber nicht finden. Im Juli, gleich nach meinem letzten Brief an Sie, bekam ich eine ganze Reihe epileptischer Anfälle (die sich jede Woche wiederholten). Ich bin dabei so sehr heruntergekommen, daß ich einen ganzen Monat lang ans Arbeiten gar nicht denken durfte; die Arbeit hätte mir auch gefährlich werden können. Und als ich vor zwei Wochen die Arbeit wieder aufgenommen habe, sah ich plötzlich ganz klar, warum der Roman so schlecht geraten war, und worin der Fehler lag; wie von plötzlicher Inspiration ergriffen, sah ich plötzlich einen ganz neuen Plan für den Roman vor mir. Ich mußte alles radikal ändern; ohne viel zu überlegen, strich ich alles, was ich bis dahin geschrieben hatte (es waren im ganzen an die fünfzehn Bogen) und begann wieder von der ersten Seite. Die Arbeit eines ganzen Jahres war vernichtet. Wenn Sie nur wüßten, Ssonetschka, wie schwer es ist, Schriftsteller zu sein, d. h. das Los eines Schriftstellers zu tragen! Wissen Sie, ich weiß bestimmt, daß, wenn ich für diesen Roman zwei oder drei Jahre zur Verfügung hätte — wie es sich Turgenjew, Gontscharow und Tolstoi erlauben können —, so hätte ich ein Werk zustande gebracht, von dem man auch nach hundert Jahren noch sprechen würde! Ich prahle nicht; fragen Sie doch Ihr Gewissen und Ihre Erinnerungen an mich, ob ich je geprahlt habe. Die Idee ist so gut und so vielbedeutend, daß ich selbst vor ihr den Hut ziehe. Was wird aber dabei herauskommen? Ich weiß es ja im voraus: ich werde den Roman in acht oder neun Monaten fertig schreiben und alles verderben. Ein solches Werk erfordert mindestens

zwei oder drei Jahre. (Es wird auch recht umfangreich werden: an die fünfunddreißig Bogen.) Einzelne Details und Charaktere werden vielleicht nicht übel geraten; doch nur im Entwurf. Manches wird nur halbfertig und manches zu sehr in die Länge gezogen sein. Unendliche Schönheiten kann ich in den Roman unmöglich hineinlegen, denn die Inspiration hängt in vielen Beziehungen von der zur Verfügung stehenden Zeit ab. Und doch mache ich mich an die Arbeit! Es ist entsetzlich, es ist wie ein bewußter Selbstmord! Das ist aber noch nicht das Wichtigste; die Hauptsache ist, daß alle meine Berechnungen zusammengestürzt sind. Anfangs des Jahres hoffte ich fest darauf, daß es mir gelingen würde, einen beträchtlichen Teil des Romans zum 1. August dem „Russischen Boten“ zu schicken und auf diese Weise meine Lage zu verbessern. Was soll ich nun anfangen? Ich kann frühestens am 1. September einen kleinen Teil abliefern (ich wollte auf einmal viel schicken, um irgendeinen Grund zu haben, die Leute um Vorschuß zu bitten); nun schäme ich mich, Geld zu verlangen: der erste Teil (es werden im ganzen fünf Teile sein) wird nur sieben Bogen umfassen, wie kann ich da um Vorschuß bitten? Da alle meine Berechnungen sich als falsch erwiesen haben, weiß ich im Augenblick gar nicht, wovon ich leben soll. Und in dieser Stimmung soll ich noch arbeiten!

[Weiter ist die Rede von den etwas gespannten Beziehungen Dostojewskijs zum „Russischen Boten“.]

Das alles regt mich sehr auf und nimmt mir die Ruhe, die ich für die Arbeit brauche; es gibt aber noch andere Dinge, die ich gar nicht erwähne. Mit dem Beginn des Krieges ist jeder Kredit fast gänzlich eingestellt, so daß das Leben viel schwieriger ist. Ich werde es aber schon irgendwie ertragen können. Am wichtigsten ist doch die Gesundheit; mein Zustand hat sich aber erheblich verschlechtert. Ihren Ansichten über den Krieg kann ich unmöglich zustimmen. Ohne Krieg erstarrt der Mensch vollständig in Reichtum und Komfort und verliert die Fähigkeit, edel zu denken und zu fühlen; er verroht und verfällt in Barbarei. Ich spreche nicht von einzelnen Menschen, sondern von ganzen Völkern. Ohne Leid begreift man kein

Glück. Das Ideal wird durch das Leid geläutert wie das Gold durch das Feuer. Das Himmelreich muß sich der Mensch erkämpfen. Frankreich ist in der letzten Zeit verroht und verflacht. Ein vorübergehender Schmerz hat nichts zu bedeuten; Frankreich wird ihn ertragen und zu einem neuen Leben, zu neuen Ideen erwachen. Bisher herrschte aber in Frankreich einerseits die alte Phrase und andererseits Feigheit und Genußsucht.

Napoleons Dynastie wird in der Zukunft unmöglich sein. Das neue Leben und die Umgestaltung des Landes sind so wichtig, daß selbst die schwersten Prüfungen dagegen nichts zu bedeuten haben. Erkennen Sie denn darin nicht Gottes Hand?!

Auch unsere seit siebenzig Jahren währende, d. h. russische, europäische und deutsche Politik müssen ganz von selbst anders werden. Die Deutschen werden uns endlich ihr richtiges Antlitz zeigen. Es werden überhaupt überall in Europa große Veränderungen vor sich gehen.

Wie viel neues Leben wird überall durch diesen mächtigen Stoß hervorgerufen werden! Aus Mangel an großen Ideen ist selbst die Wissenschaft im trockenen Materialismus verflacht; was hat dagegen ein vorübergehender Schmerz zu bedeuten?

Sie schreiben: „Die Menschen töten und verwunden und pflegen hinterdrein die Verwundeten“. Denken Sie doch an die erhabensten Worte, die je gesprochen worden sind: „Ich habe Lust an der Liebe und nicht am Opfer.“ In diesem Augenblick oder in diesen Tagen wird sich, glaube ich, vieles entscheiden. Wer hat wen betrogen? Wer hat einen strategischen Fehler gemacht? Die Deutschen oder Franzosen? Ich glaube, die Deutschen.

Vor zehn Tagen war ich noch dieser Ansicht. Jetzt scheint mir aber, daß die Deutschen eine Zeitlang die Oberhand behalten werden: die Franzosen haben vor sich einen Abgrund, in den sie für eine Zeitlang stürzen müssen — es sind die dynastischen Interessen, denen das Vaterland zum Opfer gebracht wird. Ich könnte Ihnen manches von den deutschen Sitten, die ich hier beobachte und die für den gegebenen politischen Moment sehr wesentlich sind, mitteilen, habe aber keine Zeit.

Ich grüße alle. Bringen Sie mich allen in Erinnerung. Ich umarme Sie von Herzen; vergessen Sie nicht, daß Ihnen niemand so freundschaftlich gesinnt ist wie ich. Ich bin glücklich, es Ihnen schreiben zu können. Schreiben Sie mir, vergessen Sie mich nicht; ich setze mich wieder an meine Zwangsarbeit.

Mit Herz und Seele Ihr F. Dostojewskij.

Wenn ich an die Petersburger Verwandten denke, tut mir das Herz weh. Ich kann ihnen vor Anfang des nächsten Jahres nichts schicken, sie sind aber in großer Not. Das bedrückt schwer mein Gewissen; ich hatte ihnen versprochen, sie zu unterstützen; Pascha tut mir besonders leid.

P. S. Sie kennen meine Beziehungen zu den Gläubigern nicht; daher glauben Sie, daß es sich für sie nicht lohnt, mich einsperren zu lassen. Im Gegenteil: sie werden mich ganz gewiß verhaften lassen, denn es ist für sie in manchen Beziehungen von großem Vorteil. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon geschrieben habe, daß ich die Aussicht habe, gleich nach meiner Ankunft in Petersburg mir etwa fünftausend Rubel für etwa drei Jahre zu verschaffen. Das würde mich vor dem Gefängnis retten. Diese Hoffnung ist nicht ganz grundlos. Ich muß aber die Sache persönlich machen; wenn ich es von hier aus mache, kann ich alles verderben. Der Plan hat mit meinen literarischen Arbeiten nichts zu tun. Doch wenn mein jetziger Roman gut gerät, werden die Aussichten auf diese fünftausend Rubel noch günstiger sein. Das alles unter uns.

Auf Wiedersehen, meine liebe Freundin. Ihr Dostojewskij.

LX

An Nikolai Nikolajewitsch Strachow

Dresden, den 9. (21.) Oktober 1870

Ich habe Ihnen bisher nicht geschrieben, weil ich ununterbrochen mit dem Roman für den „Russischen Boten“ beschäftigt war. Die Arbeit ging so schlecht vor sich und ich mußte so oft das Geschriebene umarbeiten, daß ich mir schließlich das Wort gegeben habe, nichts zu lesen und nichts zu schreiben,

selbst nicht aufzublicken, bis ich das, was ich mir vorgenommen, beendet haben werde. Und ich bin erst am Anfang! Allerdings sind auch schon manche Stücke aus der Mitte des Romans fertig geschrieben, und einzelne Stellen aus dem, was ich gestrichen habe, werde ich wohl noch verwerten können. Und doch arbeite ich noch immer an den ersten Kapiteln. Das ist ein schlimmes Zeichen, und doch will ich die Sache möglichst gut machen. Es heißt, daß der Ton und der Stil einer Erzählung sich ganz von selbst geben müssen. Das ist wahr, aber zuweilen fällt man aus dem Ton und muß ihn wieder suchen. Mit einem Wort: keines von meinen Werken hat mir noch solche Mühe gemacht wie dieses. Im Anfang der Arbeit, d. h. Ende des vorigen Jahres hielt ich den Roman für sehr gemacht und gekünstelt und betrachtete ihn von oben herab. Später überkam mich aber die echte Begeisterung, ich gewann plötzlich meine Arbeit lieb und griff mit beiden Händen zu, um das Geschriebene ordentlich zusammenzustreichen. Im Sommer kam aber eine Veränderung: im Roman tauchte eine neue handelnde Person auf, die den Anspruch erhob, als echter Held des Romans zu gelten; der bisherige Held (eine recht interessante Gestalt, doch nicht wert, ein Held genannt zu werden) trat in den Hintergrund. Der neue Held hat mich so sehr begeistert, daß ich wieder anfang, alles umzuarbeiten. Und jetzt, wo ich den Anfang an die Redaktion des „Russischen Boten“ bereits abgeschickt habe, überfällt mich plötzlich ein Schreck: ich fürchte, daß ich dem gewählten Thema gar nicht gewachsen bin. Diese Angst quält mich entsetzlich. Und doch habe ich meinen Helden durchaus nicht unvermittelt eingeführt. Ich habe zuvor seine ganze Rolle in das Programm des Romans eingetragen (ich habe ein Programm im Umfange von mehreren Druckbogen ausgearbeitet und darin die ganze Handlung, doch ohne die Gespräche und Betrachtungen, skizziert). Daher hoffe ich, daß der Held mir doch noch gelingen und sogar eine ganz neue und originelle Gestalt abgeben wird; ich hoffe und fürchte zugleich. Es ist doch wirklich Zeit, daß ich endlich etwas Ernstes schreibe. Vielleicht platzt auch das Ganze wie eine Seifenblase.

Mag kommen was will, ich muß schreiben; bei den vielen Umarbeitungen habe ich viel Zeit verloren und sehr wenig geschrieben . . .

[Weiter ist die Rede von der Journalistik und der „Sarja“.]

LXI

An Apollon Maitow, Dresden, den 15. (27.) Dezember 1870

Ich habe mir mehr Arbeit aufgeladen, als meine Kräfte aushalten. Ich habe einen großen Roman in Angriff genommen (einen Tendenzroman: eine für mich ganz ungewohnte Sache); anfangs glaubte ich ganz leicht mit ihm fertig zu werden. Und was kam heraus? Da ich schon an die zehn Fassungen versucht habe und da das Thema „verpflichtet“, bin ich in bezug auf den Roman sehr heikel geworden. Den ersten Teil habe ich mit knapper Not fertiggestellt (er ist sehr groß, an die zehn Bogen; es sind aber im ganzen vier Teile) und abgeliefert. Ich glaube, daß dieser erste Teil sehr unansehnlich und wenig effektiv ist. Bei Lektüre dieses ersten Teiles kann der Leser noch gar nicht merken, wo ich hinauswill und wie sich die Handlung weiter entwickeln wird. Die Redaktion des „Russischen Boten“ hat sich über den Anfang recht wohlwollend geäußert. Der Roman heißt „Die Dämonen“ (es sind die gleichen Dämonen, von denen ich Ihnen schon einmal geschrieben habe) und trägt ein Motto aus dem Evangelium. Ich will mich darin ganz offen aussprechen, ohne mit der jungen Generation zu liebäugeln. Im Brief kann ich das übrigens unmöglich alles sagen.

[Weiter ist die Rede von der Abrechnung mit dem Verleger Stellovskij.]

LXII

An Apollon Maitow, Dresden, den 30. Dezember 1870

Ia, ich will unbedingt zurückkehren und werde ganz gewiß im Frühjahr in Petersburg sein. Hier bin ich ständig in einer so fürchterlichen Stimmung, daß ich fast gar nicht schrei-

ben kann. Das Schreiben fällt mir furchtbar schwer. Ich verfolge die russischen und die hiesigen Ereignisse mit fieberhaftem Interesse; in diesen vier Jahren habe ich viel erlebt. Es war ein starkes, wenn auch einsames Leben. Was mir Gott in der Zukunft auch schicken mag, ich werde alles demütig hinnehmen. Auch meine Familie lastet mir schwer auf dem Gewissen. Schließlich will ich auch Menschen sehen.

Strachow schrieb mir, daß in unserer Gesellschaft alles noch furchtbar kindisch und unreif sei. Wenn Sie wüßten, wie sehr man das von hier aus merkt! Und wenn Sie wüßten, welche tiefgehende, an Haß grenzende Abneigung gegen ganz Westeuropa ich in diesen vier Jahren gefaßt habe! Mein Gott, was wir doch für furchtbare Vorurteile in bezug auf das Ausland haben! Ist denn der Russe, der wirklich glaubt, daß die Preußen durch ihre Schule gesiegt haben (und fast alle glauben daran), kein einfältiges Kind? Diese Ansicht ist sogar sündhaft: eine nette Schule, wo man die Kinder quält und schindet wie Atillas Horde und vielleicht noch ärger!

Sie schreiben, daß in Frankreich gegen die rohe Gewalt sich der Geist der Nation erhebt. Ich habe von Anfang an daran nicht gezweifelt; wenn die Franzosen sich nur nicht beeilen, Frieden zu schließen und noch an die drei Monate ausharren, werden die Deutschen mit Schimpf und Schande vertrieben werden. Ich müßte Ihnen viel schreiben, wenn ich eine Reihe meiner persönlichen Beobachtungen mitteilen wollte; wie man z. B. von hier Soldaten nach Frankreich schickt, wie man sie anwirbt, equipiert, verpflegt und transportiert. Das ist außerordentlich interessant.

Jegendein bettelarmes Frauenzimmer, das vom Vermieten zweier möblierten Zimmer lebt (die Möbel sind alle gemietet; eigene Möbel besitzt sie für höchstens zwei Groschen), ist verpflichtet, da sie „mit eigenen Möbeln“ wohnt, zehn Soldaten Quartier und Verpflegung zu geben. Die Einquartierung dauert einen Tag, zwei, drei Tage, höchstens eine Woche. Doch die Sache kostet sie zwanzig bis dreißig Taler.

Ich habe selbst einige Briefe deutscher Soldaten aus Frankreich an ihre Eltern (kleine Geschäftsleute) gelesen. Mein

Gott, was sie darin für Dinge berichten! Wie sie krank sind und wie hungrig! Ich müßte viel zu lange erzählen. Hier übrigens noch eine Beobachtung: anfangs hörte man auf den Straßen das Straßenpublikum recht oft die Wacht am Rhein singen; jetzt hört man sie gar nicht mehr. Am größten ist die Aufregung und der Stolz unter den Professoren, Doktoren und Studenten; das Volk macht sich aber nicht viel aus der Sache. Es ist sogar sehr ruhig. Doch die Professoren sind außerordentlich stolz. Ich treffe sie jeden Abend in der Lesebibliothek. Ein sehr einflußreicher Gelehrter mit silberweißem Haar schrie vorgestern sehr laut: „Paris muß bombardiert werden!“ Das sind also die Resultate ihrer Wissenschaft. Wenn nicht der Wissenschaft, so der Dummheit. Sie sind vielleicht sehr gelehrt, jedenfalls aber entsetzlich beschränkt! Noch eine Beobachtung: alle Leute können hier lesen und schreiben, dagegen sind sie alle furchtbar ungebildet, dumm, stumpfsinnig und haben keinerlei höhere Interessen. Doch genug davon. Auf Wiedersehen. Ich umarme Sie und danke Ihnen im voraus. Um Gottes willen, vergessen Sie mich nicht und schreiben Sie mir.

Ihr Dostojewskij.

LXIII

An Apollon Maitow, Dresden, den 2. (14.) März 1871

[Anfangs ist die Rede von einer zwischen Dostojewskij und dem Verleger Stellovskij schwebenden Geldangelegenheit.]

Sie für mich so schmeichelhaftes Urteil über den Anfang meines Romans hat mich entzückt. Mein Gott, wie fürchtete ich für den Roman und wie fürchte ich noch jetzt! Wenn Sie diese Zeilen lesen, werden Sie wohl auch die zweite Hälfte des ersten Teiles im Februarheft des „Russischen Boten“ gelesen haben. Was sagen Sie dazu? Ich habe entsetzliche Angst. Ob ich mit der Fortsetzung fertig werde, macht mir große Sorgen. Ich bin verzweifelt. Es werden ja im ganzen

vier Teile, also vierzig Bogen sein. Stepan Trofimowitsch¹⁾ ist eine Gestalt von nebensächlicher Bedeutung; der Roman wird gar nicht von ihm handeln: doch seine Geschichte ist mit den Hauptereignissen des Romans so eng verknüpft, daß ich ihn zum Grundstein des Ganzen nehmen mußte. Dieser Stepan Trofimowitsch wird im vierten Teil sein Benefiz haben: sein Schicksal wird ein höchst originelles Ende nehmen. Für alles andere will ich nicht garantieren, doch für diese Stelle übernehme ich jede Garantie. Ich muß aber noch einmal sagen: ich zittere wie eine erschrockene Maus. Die Idee hat mich verführt, und ich habe sie furchtbar liebgewonnen; ob ich mit ihr fertig werde, ob der ganze Roman kein D . . . ist, das ist meine große Sorge.

Denken Sie sich nur: ich habe bereits mehrere Briefe von verschiedenen Seiten mit Gratulationen zum ersten Teil bekommen. Das hat mich über die Maßen ermutigt. Ich sage Ihnen ganz aufrichtig, ohne Ihnen irgendwie schmeicheln zu wollen: Ihr Urteil hat für mich mehr Wert als alle anderen. Erstens weiß ich, daß Sie durchaus aufrichtig sind; und zweitens enthält Ihre Kritik einen genialen Satz: „das sind Turgenjews Helden im Alter“. Das ist genial gesagt! Als ich es schrieb, schwebte mir wirklich so etwas vor; Sie haben es aber in wenigen Worten, wie mit einer Formel ausgedrückt. Nun, ich danke Ihnen für Ihre Worte: Sie haben mir das Ganze beleuchtet.

Die Arbeit geht sehr schwer vor sich, ich fühle mich unwohl, und bald kommt für mich wieder die Periode der häufigen Anfälle. Ich fürchte, nicht rechtzeitig fertig zu werden. Doch ich will mich nicht übereilen. Ich habe zwar den Plan sehr gut aufgebaut und studiert; wenn ich mich aber übereile, kann ich alles verderben.

Ich habe beschlossen, ganz bestimmt im Frühjahr zurückzukehren.

[Weiter ist die Rede von den Zeitschriften „Beßjeda“ und „Sarja“.]

¹⁾ Werchowenskij in den „Dämonen“.

LXIV

An Nikolai Nikolajewitsch Strachow
Dresden, den 23. April (5. Mai) 1871

[In der ersten Hälfte des Briefes rät Dostojewskij Strachow, seine Tätigkeit als Kritiker unter keinen Umständen aufzugeben.]

Infolge der kolossalen Umwälzungen, wie in der Politik so auch in den engeren literarischen Kreisen, sind bei uns die allgemeine Bildung und Urteilsfähigkeit vorübergehend zersplittert und gesunken. Die Leute haben sich in den Kopf gesetzt, daß sie für Literatur keine Zeit mehr haben (als ob die Literatur eine Spielerei wäre; eine nette Bildung!); infolgedessen ist das Niveau des literarischen Geschmacks so entsetzlich tief gesunken, daß heute kein Kritiker, wie bedeutend er auch sei, den richtigen Einfluß auf das Publikum haben kann. Dobroľjubows und Pišsarews Erfolge beruhen eigentlich darauf, daß sie die ganze Literatur, dieses ganze Gebiet des menschlichen Geisteslebens, in Bausch und Bogen ablehnen. Man darf derartige Erscheinungen nicht begünstigen und muß seine kritische Tätigkeit fortsetzen. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen Ratschläge erteile; ich würde aber an Ihrer Stelle so handeln.

In einer Ihrer Broschüren stand eine wunderbare Beobachtung, die vor Ihnen noch niemand gemacht hat, nämlich, daß jeder einigermaßen bedeutende und wirklich talentierte Schriftsteller sich schließlich dem nationalen Gefühl zuwandte und Slawophile wurde. So hat z. B. der leichtsinnige Puschkín noch lange vor allen Slawophilen die Gestalt des Chronisten im Tschudowkloster¹⁾ geschaffen, d. h. das tiefste Wesen des Slawophilentums viel tiefer als alle die Kirejewskij, Chomjakow usw. erfaßt. Schauen Sie sich dann den Herzen an: welch eine Sehnsucht, welch ein Bedürfnis, den gleichen Weg einzuschlagen! Nur infolge seiner persönlichen schlechten Eigenschaften hat er es doch nicht getan. Das ist noch nicht alles: dieses Geseß der Bekehrung zum Nationalen kann man nicht

¹⁾ Szene im Drama „Boris Godunow“ von Puschkín.

nur an Dichtern und Literaten, sondern auch auf allen andern Gebieten beobachten. So daß man schließlich auch noch ein anderes Gesetz aufstellen kann: wenn ein Mensch wirklich talentiert ist, so hat er das Bestreben, aus der verwitterten oberen Gesellschaftsschicht zum Volk zurückzukehren; wenn er aber kein Talent hat, so wird er nicht nur in der verwitterten Schicht bleiben, sondern auch noch ins Ausland auswandern, zum Katholizismus übertreten usw.

Bjelinskij, den Sie auch heute noch schätzen, war an Talent schwach und ohnmächtig; daher hat er auch Rußland verdammt und seiner Heimat mit voller Überlegung viel geschadet (über Bjelinskij wird man in der Zukunft noch viel sprechen, dann werden Sie es ja sehen). Ich will aber nur das eine sagen: der von Ihnen ausgesprochene Gedanke ist außerordentlich wichtig und erfordert eine weitere und speziellere Erörterung.

Ihre Briefe machen mir viel Freude. Zu Ihrem letzten Urteil über meinen Roman will ich Ihnen aber folgendes sagen: erstens: Sie haben die Vorzüge, die Sie im Roman fanden, viel zu hoch eingeschätzt; zweitens: Sie haben ungewöhnlich treffend auf seinen Hauptfehler hingewiesen. Ja, das war und ist immer meine größte Qual: ich kann noch immer meine Mittel nicht beherrschen. Wenn ich einen Roman schreibe, so dränge ich eine Menge einzelner Romane und Novellen in ihn hinein; daher fehlt dem Ganzen Maß und Harmonie. Sie haben das erstaunlich richtig erfaßt; wie furchtbar habe ich immer darunter gelitten, denn ich war mir dessen stets bewußt. Ich habe auch noch einen größeren Fehler gemacht: ohne mit meinen Mitteln zu rechnen, habe ich mich von der poetischen Begeisterung hinreißen lassen und die Ausführung einer Idee unternommen, für die meine Kräfte nicht ausreichen. (NB. Die Kraft der poetischen Begeisterung ist übrigens immer, z. B. bei Victor Hugo, größer, als die künstlerischen Mittel. Selbst bei Puschkine sieht man Spuren dieses Mißverhältnisses.) Damit richte ich mich aber zugrunde.

Ich muß noch hinzufügen, daß die Übersiedlung nach Rußland und die vielen Sorgen, die mir im Sommer bevorstehen,

dem Roman außerordentlich schaden werden. Jedenfalls danke ich Ihnen für Ihre Sympathie. Schade, daß wir uns noch so lange nicht sehen werden. Inzwischen bin ich Ihr, Ihnen ganz ergebener

Fjodor Dostojewskij.

LXV

An Nikolai Nikolajewitsch Strachow

Dresden, den 18. (30.) Mai 1871

Sehr geehrter Nikolai Nikolajewitsch, nun haben Sie Ihren Brief wirklich mit Bjelinskij angefangen, wie ich es gehaut habe. Denken Sie aber doch an Paris und an die Kommune. Werden Sie vielleicht, wie die andern Leute, behaupten, daß das Ganze nur wegen Mangel an Menschen und infolge widriger Umstände mißlungen ist? Diese Bewegung hat aber im Laufe des ganzen neunzehnten Jahrhunderts entweder nach der Errichtung eines Paradieses auf Erden gestrebt (z. B. die Phalanstère), oder aber, wenn es zum Handeln kam (wie im Jahre 1848, 1849 und jetzt), eine schändliche Ohnmacht, etwas Positives zu sagen, bewiesen. Im Grunde genommen ist das Ganze nur eine Wiederholung des Rousseauschen Wahnes, die ganze Welt mittels Vernunft und Erfahrung (Positivismus) umzuschaffen. Wir haben ja genügend viel erlebt, um sagen zu dürfen, daß ihre Ohnmacht keine zufällige Erscheinung ist. Warum köpfen sie? Doch nur darum, weil es leichter als alles Andere ist. Etwas Gescheites zu sagen, ist ja viel schwieriger. Streben ist noch kein Erreichen. Sie wünschen der Menschheit Glück, wiederholen aber bei der Definition des Wortes „Glück“ nur die Weisheit Rousseaus, d. h. eine von der Erfahrung noch gar nicht gerechtfertigte Phantasie. Der Brand von Paris ist etwas ganz Ungeheuerliches: „Wenn es uns nicht gelingt, mag die ganze Welt zugrunde gehen!“, denn die Kommune ist wichtiger als das Wohl der Welt und Frankreichs. Doch sie (und viele andere) sehen in dieser Raserei keine Ungeheuerlichkeit, sondern nur *Schönheit*. In der neuen Menschheit ist also die ästhetische Idee vollkommen

getrübt. Eine moralische (aus den Lehren des Positivismus entnommene) Begründung der Gesellschaft ist nicht nur nicht imstande, irgendwelche Resultate zu zeitigen, sondern kann sich sogar unmöglich selbst bestimmen und verirrt sich in ihren Bestrebungen und Idealen. Haben wir denn nicht genügend Tatsachen zur Verfügung, um beweisen zu können, daß eine Gesellschaft nicht so aufgebaut wird, daß ganz andere Wege zum allgemeinen Wohl führen und daß dieses Wohl auf ganz anderen Dingen beruht, als man bisher angenommen hat? Worauf beruht es denn? Man schreibt so viele Bücher und übersieht dabei die Hauptsache. In Westeuropa haben die Völker den Heiland verloren (der Katholizismus hat es verschuldet), und aus diesem Grunde geht Westeuropa zugrunde. Die Ideale sind jetzt anders; es ist ja so klar! Und der Verfall der päpstlichen Macht neben dem Verfall der ganzen römisch-germanischen Welt (Frankreich usw.) — welch ein Zusammenstoß!

Dies alles erfordert lange Reden; ich wollte Ihnen aber eigentlich nur folgendes sagen: wenn Bjelinskij, Granowskij und das ganze übrige Gesindel dies erlebt hätten, so hätten sie gesagt: „Nein, wir haben nicht danach gestrebt! Nein, das ist eine Verirrung: warten wir noch ab, das Licht wird erstrahlen, der Fortschritt wird siegen, die Menschheit wird sich auf neuen gesünderen Grundlagen aufbauen und glücklich werden!“ Sie würden nie zugeben, daß dieser Weg höchstens zur Kommune oder zu Felix Pia führen kann. Die Leute waren so stumpf, daß sie auch jetzt, nach den Ereignissen, ihren Fehler nicht eingesehen und ihre phantastischen Träume weiter fortgesponnen hätten. Ich verurteile in Bjelinskij weniger die Persönlichkeit als die ekelhafteste, stumpfsinnigste und schändlichste Erscheinung des russischen Lebens. Man kann sie höchstens noch damit entschuldigen, daß sie unvermeidlich war. Ich versichere Sie, daß Bjelinskij heute zu bewegen wäre, folgenden Standpunkt einzunehmen: „Die Kommune hat nichts erreicht, weil sie vor allen Dingen französisch, d. h. noch vom nationalen Gedanken durchseucht war. Daher muß man ein anderes Volk ausfindig machen, welches nicht die geringste

Spur vom nationalen Gefühl hat und imstande ist, gleich mir, seine Mutter (Rußland) zu ohrfeigen.“ Er würde vor Wut schäumend seine elenden Aufsätze weiter schreiben und fortfahren, Rußland zu beschimpfen, Rußlands große Erscheinungen (wie z. B. Puschkin) zu verleugnen, um auf diese Weise Rußland endgültig in eine v a k a n t e Nation, die an die Spitze der allgemein menschlichen Sache treten könnte, zu verwandeln. Den Jesuitismus und die Verlogenheit unserer leitenden Persönlichkeiten würde er für ein großes Glück halten. Und dann noch eines: Sie haben ihn nie gekannt, ich habe aber persönlich mit ihm verkehrt und ihn jetzt vollständig erfaßt. Dieser Mensch beschimpfte in einem Gespräch mit mir den Heiland, und doch hätte er es nie unternehmen können, sich selbst und alle Leute, die die Welt bewegen, mit Christus zu vergleichen. Er konnte unmöglich einsehen, wie kleinlich, gehässig, ungeduldig, gemein und vor allen Dingen ehrgeizig sie alle sind. Er hat sich nie die Frage vorgelegt: Was könnten wir denn an seine Stelle setzen? Doch nicht uns selbst, die wir so schlecht sind? Nein, er hat sich nie irgendwelche Gedanken über seine Schlechtigkeit gemacht; er war mit sich im höchsten Grade zufrieden, und darin äußert sich eben sein persönlicher, niederträchtiger, schändlicher Stumpfsinn.

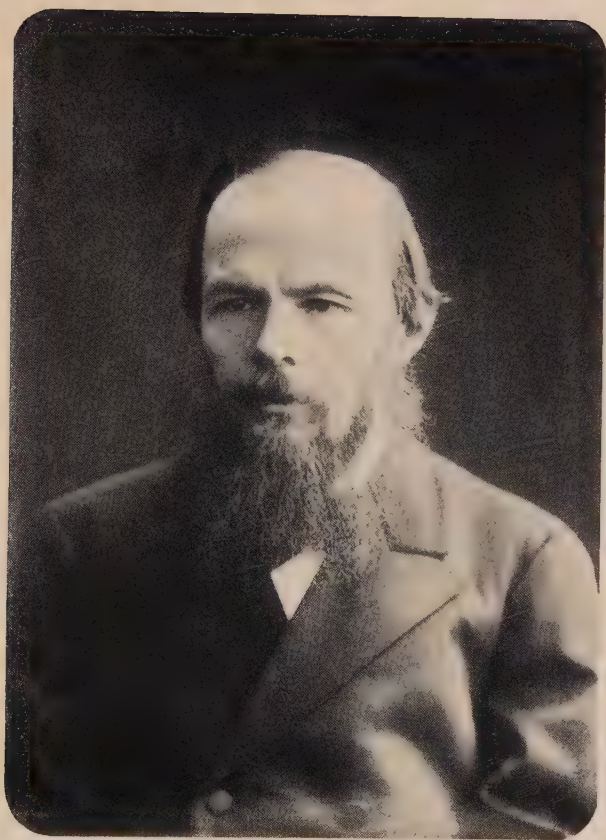
Sie behaupten, daß er begabt gewesen sei. Er war es aber in keiner Weise. Mein Gott, welchen Unsinn schrieb doch Grigorjew über ihn! Ich kann mich noch auf mein jugendliches Erstaunen besinnen, mit dem ich einige seiner rein ästhetischen Arbeiten (wie z. B. über die „Toten Seelen“) las; er hat die Gestalten Gogols mit unglaublicher Oberflächlichkeit und Mißachtung behandelt, und sich nur darüber wahnsinnig gefreut, daß Gogol jemand a n g e k l a g t hatte. In den vier Jahren meines hiesigen Aufenthaltes habe ich alle seine kritischen Aufsätze wieder gelesen. Er beschimpfte Puschkin, als dieser seinen falschen Ton aufgab und mit solchen Werken wie die „Erzählungen Bjelkins“ und der „Mohr Peter des Großen“ vor die Öffentlichkeit trat. Er erklärte die „Erzählungen Bjelkins“ für durchaus unbedeutend. In Gogols „Equipage“ sah er kein künstlerisches Ganzes, sondern nur eine humoristische Novelle.

Er lehnte den Schluß von „Eugen Onjegin“ vollständig ab. Er war der erste, der von Buschkin als dem „Kammerjunker“ sprach. Er sagte, daß aus Turgenjew niemals ein Künstler werden würde; und das sagte er, nachdem er die ganz hervorragende Erzählung Turgenjews „Die drei Bildnisse“ gelesen hatte. Ich könnte Ihnen auf Grund unzähliger Beispiele beweisen, daß er keine Spur von kritischem Gefühl und jener „zitternden Empfänglichkeit“, von der Grigorjew faselte (weil er selbst ein Dichter war), besaß.

Wir betrachteten Bjelinskij und viele andere Erscheinungen unseres Lebens noch immer durch den Dunst außergewöhnlicher Vorurteile.

Habe ich Ihnen denn noch nichts wegen Ihres Aufsatzes über Turgenjew geschrieben? Ich las ihn, wie alle Ihre Aufsätze, mit Hochgenuß, doch zugleich mit einem gewissen Ärger. Wenn Sie schon einmal zugeben, daß Turgenjew seinen Halt verloren hat und gar nicht weiß, was er zu gewissen Erscheinungen des russischen Lebens sagen soll (die er auf jeden Fall verspottet), so hätten Sie auch zugeben müssen, daß sein künstlerisches Talent in seinen letzten Werken nachgelassen hat; es hat ja auch so kommen müssen. Als Künstler ist er ziemlich gesunken. Der „Golos“ meint, es käme daher, weil er sich immer im Auslande aufhalte; doch die eigentliche Ursache liegt tiefer. Sie sind dagegen der Ansicht, daß seine letzten Werke auf der gleichen Höhe stehen wie die früheren. Stimmt das denn wirklich? Vielleicht irre ich mich auch (nicht in meinem Urteil über Turgenjew, sondern in meiner Auffassung Ihres Artikels). Vielleicht haben Sie sich nur ungeschickt ausgedrückt . . . Wissen Sie, das Ganze ist ja nur „Gutsbesitzerliteratur“. Diese Literatur hat schon alles gesagt, was sie zu sagen hatte (besonders gut bei Leo Tolstoi). Sie hat schon ihr letztes Wort gesprochen und ist erledigt. Eine neue Literatur, die sie ersetzen könnte, ist noch nicht gekommen; wir haben auch noch zu wenig Zeit dafür. Die Reschetnikows¹⁾ haben nichts gesagt. Immerhin

¹⁾ Reschetnikow, tendenziöser Romanschriftsteller der sechziger Jahre, einer der hervorragendsten Vertreter der freiheitlichen „Narodniki“-Richtung, die die Vertiefung ins „Volk“ predigte.



Dostojewski
Petersburg 1879

sprechen die Werke eines Reschetnikow von der Notwendigkeit einer neuen künstlerischen Literatur, die die der Gutsbesitzer ablösen soll; wenn sie es auch in ziemlich abstoßender Form aussprechen.

[Weiter ist die Rede von der Rückkehr nach Petersburg und von der Zeitschrift „Sarja“.]

[Dostojewskij kehrte am 8. Juli 1871 tatsächlich nach Petersburg zurück.]

LXVI

An Frau Ch. D. Altschewskaja, Petersburg den 9. April 1876

Sie schreiben mir, daß ich mein Talent im „Tagebuch“ vergeude und zu Bagatellen mißbrauche. Daselbe habe ich auch hier zu hören bekommen. Nun will ich Ihnen u. a. folgendes sagen: Ich bin zum zwingenden Schluß gekommen, daß ein Künstler verpflichtet ist, außer der Dichtung auch noch die von ihm darzustellende Wirklichkeit (wie die historische, so auch die laufende) bis ins kleinste Detail zu kennen. Wir haben nur einen Dichter, der in dieser Beziehung wirklich hervorragend ist: es ist Graf Leo Tolstoi. Victor Hugo, den ich als Romandichter außerordentlich hoch schätze (denken Sie sich nur: der verstorbene Tjutschew¹⁾ wurde mir einmal wegen dieser Ansicht über Hugo ordentlich böse und sagte, daß mein „Raskolnikow“ viel bedeutender sei, als Hugos „Misérables“), ist zwar bei der Schilderung von Details oft zu weitschweifig, gibt uns aber so wunderbare Beobachtungen, die die Welt ohne ihn wohl nie kennen gelernt hätte. Da ich mich nun mit der Absicht trage, einen sehr großen Roman zu schreiben, muß ich mich ganz speziell dem Studium der Wirklichkeit widmen; ich meine nicht der Wirklichkeit in eigentlichem Sinne, die ich ohnehin genügend kenne, sondern gewisse Einzelheiten der Gegenwart. In dieser Gegenwart interessiert mich ganz besonders die junge Generation und zugleich die moderne

¹⁾ Siehe Anmerkung Seite 78.

russische Familie, die, wie es mir vorkommt, heute ganz anders ist, als sie noch vor zwanzig Jahren war. Auch manches andere interessiert mich in der Gegenwart.

Ich könnte ja mit meinen dreiundfünfzig Jahren bei einiger Nachlässigkeit leicht hinter der heranwachsenden Generation zurückbleiben. Ich traf neulich zufällig Gontscharow und fragte ihn, ob ihm an den Erscheinungen der Gegenwart alles begreiflich sei; er antwortete mir vollkommen aufrichtig, daß er vieles nicht mehr begreifen könne. (NB. Dies soll unter uns bleiben.) Ich weiß allerdings, daß Gontscharow mit seinem hervorragenden Verstand nicht nur alles begreift, sondern auch imstande ist, die Lehrer von heute zu belehren; doch in dem bestimmten Sinne, in dem ich die Frage stellte (was er auch sofort begriff), will er die Erscheinungen gar nicht begreifen. „Mir sind meine Ideale und alles, was ich im Leben lieb gewonnen habe, viel zu teuer,“ bemerkte er noch, „und ich will die wenigen Jahre, die ich noch zu leben habe, dabei bleiben; es würde mir zu schwer fallen, diese Leute (er zeigte mir auf die an uns vorbeislutende Menge) zu studieren, denn ich müßte darauf die mir so wertvolle Zeit verwenden . . .“ Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen werden, verehrte Christina Danilowna: ich habe das Verlangen, noch etwas zu schreiben und zwar mit großer Sachkenntnis; aus diesem Grunde werde ich noch einige Zeit studieren und meine Eindrücke im „Tagebuch eines Schriftstellers“ verzeichnen, damit nichts verloren geht. Selbstverständlich ist das alles nur ein Ideal, nach dem ich strebe! Sie werden mir wohl gar nicht glauben, wenn ich sage, daß ich für das „Tagebuch“ noch immer nicht die richtige Form gefunden habe und gar nicht weiß, ob es mir überhaupt je gelingen wird, sie zu finden; das „Tagebuch“ kann sich ja leicht noch zwei Jahre hinziehen und dabei immer ein durchaus mißlungenes Werk bleiben. Stellen Sie sich z. B. folgendes vor: wenn ich mich an die Arbeit setze, habe ich immer zehn bis fünfzehn Themen vorrätig; doch die Themen, die mir besonders interessant erscheinen, spare ich immer für ein anderes Mal auf; wenn ich sie sofort verwende, nehmen sie mir zu viel Raum weg, nehmen meinen ganzen Eifer (wie z. B. im Falle

Kroneberg)¹⁾ für sich in Anspruch, die Nummer wird schlecht usw. Daher schreibe ich über Dinge, die mir viel weniger liegen. Andererseits war die Absicht, ein richtiges Tagebuch zu schaffen, wirklich naiv. Ein richtiges Tagebuch ist beinahe unmöglich; es kann nur ein eigens für das Publikum zurechtgestuftes Werk werden. Ich stoße jeden Augenblick auf Tatsachen, gewinne Eindrücke, die mich oft hinreißen — es gibt aber Dinge, über die man unmöglich schreiben kann . . .

Vorgestern früh kommen zu mir ganz unerwartet zwei junge Mädchen, beide etwa zwanzigjährig. Sie kommen und sagen: „Wir wollten Sie schon längst kennen lernen. Alle lachten uns aus und meinten, Sie würden uns nicht empfangen; und wenn Sie uns auch empfangen, so würden Sie mit uns nicht sprechen wollen. Wir wollten aber doch den Versuch machen und so kommen wir her. Wir heißen so und so.“ Sie wurden zuerst von meiner Frau empfangen, später kam auch ich heraus. Sie erzählten, daß sie Studentinnen der Medizinischen Akademie seien, daß es an dieser Akademie bereits an die fünfhundert studierende Frauen gäbe, und daß sie in die Akademie eingetreten seien, „um die höhere Bildung zu erlangen und sich später nützlich zu betätigen.“ Junge Mädchen von dieser neuen Sorte hatte ich bisher nie gesehen (von den früheren Nihilistinnen kenne ich eine Menge und habe sie gut studiert). Glauben Sie mir, ich habe selten so angenehm die Zeit verbracht, wie in Gesellschaft dieser beiden Mädchen, die zwei Stunden bei mir blieben. Diese wunderbare Natürlichkeit, Frische des Empfindens, Lauterkeit von Herz und Gemüt, dieser aufrichtige Ernst, diese ehrliche Lustigkeit! Durch sie lernte ich später noch viele solcher Mädchen kennen, und muß gestehen, daß der Eindruck stark und angenehm war. Doch wie soll ich das alles beschreiben? Bei all meiner Aufrichtigkeit und der Freude, mit der ich diese Jugend betrachtete, kann ich es unmöglich tun. Der Eindruck war ja auch

¹⁾ „Tagebuch eines Schriftstellers“, Februar 1876. Aufsehen erregender Prozeß gegen einen gewissen Kroneberg, der sein siebenjähriges Töchterchen fortgesetzt unmenschlich mißhandelt hatte.

beinahe rein persönlicher Natur. Was für Eindrücke soll ich also in meinem Tagebuch schildern?

Oder noch ein Beispiel: Gestern erfahre ich folgende Geschichte: ein junger Mann, Student einer höheren Lehranstalt, die ich nicht nennen will (ich habe ihn ganz zufällig kennen gelernt), ist bei Bekannten zu Besuch, kommt zufällig ins Zimmer des Hauslehrers und sieht auf dem Tische ein *verbotenes Buch* liegen; er meldet es sofort dem Hausherrn und dieser jagt den Hauslehrer sofort hinaus. Als man diesem jungen Mann in einer anderen Familie sagte, daß er eine *Gemeinheit* begangen habe, konnte er es gar nicht begreifen. Hier haben Sie die Kehrseite der Medaille. Wie soll ich aber auch darüber schreiben? Die Sache ist ja einerseits rein persönlicher Natur; und doch ist der Denkprozeß und die Gesinnung dieses jungen Mannes, der die Gemeinheit seiner Handlungsweise gar nicht einsehen kann, und von dem ich manches Interessante zu sagen hätte, durchaus charakteristisch und nicht mehr persönlich.

Ich habe aber schon zuviel darüber geschrieben. Außerdem fällt es mir entsetzlich schwer, Briefe zu schreiben; ich habe gar kein Talent dazu. Verzeihen Sie mir auch die schlechte Handschrift; ich habe Kopfschmerzen, es ist die Grippe; heute schmerzen mir den ganzen Tag die Augen, und ich schreibe dies, fast ohne meine Buchstaben zu sehen.

LXVII

An Wsewolod Solowjow¹⁾, Bad Ems, Juli 1876

Ich habe vor meiner Abreise mehrere, selbst rein persönliche, sogar dringende Angelegenheiten nicht geordnet. Doch hier im langweiligen Bade hat mich Ihr Brief buchstäblich erquickt und ist mir zu Herzen gegangen; es war mir schon recht trübe zumute: ich weiß selbst nicht, wieso es kommt, doch jedesmal, wenn ich nach Ems komme, überfällt mich ein

¹⁾ Wsewolod Ssergejewitsch Solowjow, Verfasser populärer historischer Romane, Bruder des Philosophen Wladimir Solowjow.

quälendes, ganz grundloses, mit Hypochondrie vermengtes Unlustgefühl. Ob es meine Einsamkeit unter der Menge von achttausend Kurgästen, oder das hiesige Klima macht, kann ich nicht entscheiden; doch ich bin hier immer in so schlechter Stimmung, wie kaum jemand anderer. Sie schreiben, daß Sie mich sprechen müssen; und wie gern möchte ich Sie sehen!

Das Juniheft des „Tagebuches“ hat Ihnen also gefallen. Ich freue mich darüber und habe dazu besonderen Grund. Ich habe mir noch nie erlaubt, meine *g e w i s s e n* Überzeugungen in meinen Schriften bis zu den äußersten Konsequenzen zu führen, mein allerletztes Wort zu sagen. Ein sehr gescheiter Brieffschreiber aus der Provinz machte mir sogar einmal den Vorwurf, daß ich in meinem „Tagebuch“ so viele wichtige Fragen berührt und doch keine einzige endgültig erörtert hätte; er ermutigte mich und riet mir, tapferer vorzugehen. Da entschloß ich mich, einmal das letzte Wort von meinen Überzeugungen auszusprechen — von der Rolle und der Bestimmung Rußlands unter den Völkern —, und ich äußerte die Meinung, daß meine Erwartungen nicht nur in der nächsten Zukunft in Erfüllung gehen werden, sondern schon jetzt teilweise zur Wirklichkeit werden.

Und nun geschah wirklich das, was ich erwartet hatte: selbst die mir freundlich gesinnten Zeitungen und Zeitschriften erhoben ein Geschrei, daß in meinem Artikel alles durchaus paradox sei; die übrigen Zeitschriften dagegen schenkten ihm nicht die geringste Beachtung, während ich die allerwichtigste Frage berührt zu haben glaube. Das kommt also heraus, wenn man einen Gedanken zu Ende führen will! Sie dürfen ein beliebiges Paradoxon aufstellen, und wenn Sie es nicht bis an die äußersten Konsequenzen führen, so wird es allen durchaus fein, geistreich und *comme il faut* erscheinen; wenn Sie aber auch das letzte Wort aussprechen und ganz offen (und nicht andeutungsweise) erklären: „Dieser ist der Messias!“, so wird Ihnen niemand glauben; denn Sie waren so naiv, Ihren Gedanken bis an die äußersten Konsequenzen zu führen. Wenn mancher berühmte Witzling, wie z. B. Voltaire, sich entschlossen hätte, einmal statt aller Andeutungen, Anspielungen und

Verschweigungen mit seinem wirklichen Glaubensbekenntnis herauszurücken und sein tiefstes Wesen zu zeigen, so würde er ganz bestimmt auch nicht ein Zehntel seines Erfolgs erleben. Man würde ihn nur auslachen. Denn der Mensch vermeidet es instinktiv, sein letztes Wort zu sagen; er hat eine Abneigung gegen „gesagte Gedanken“: „Gesagt, wird der Gedanke Lug¹⁾!“

Nun können Sie selbst urteilen, wie wertvoll mir Ihre freundlichen Worte über meinen Juniaufsatz sind! Sie haben also meine Worte verstanden und sie ganz so aufgefaßt, wie ich sie mir selbst dachte. Ich danke Ihnen dafür; denn ich war schon selbst etwas enttäuscht und machte mir wegen meiner Übereilung Vorwürfe. Wenn sich im Publikum noch einige Leute finden, die mich ebenso verstehen wie Sie, habe ich meinen Zweck erreicht und bin zufrieden; dann waren also meine Worte nicht vergebens . . . Die andern erklärten aber gleich mit Freudengeschrei: „Es ist ja so furchtbar paradox!“ Und das sagen gerade jene Leute, die noch nie einen eigenen Gedanken im Kopfe gehabt haben . . .

Ich bleibe hier bis zum 7. August (Altstil). Ich trinke hier Brunnen, würde mich aber nie entschließen, mich hier so zu quälen, wenn ich nicht die Überzeugung hätte, daß die Brunnenkur mir tatsächlich hilft. Es ist gar nicht der Mühe wert, Ems zu schildern! Ich habe dem Publikum versprochen, im August ein Doppelheft des „Tagebuches“ erscheinen zu lassen; vorläufig habe ich aber noch keine Zeile geschrieben; vor lauter Langeweile bin ich so apathisch geworden, daß ich die mir bevorstehende Arbeit mit Widerwillen, wie ein nahes Unglück betrachte. Ich fühle schon jetzt, daß das Heft sehr schlecht ausfallen wird. Schreiben Sie mir jedenfalls noch hierher, mein Teuerster . . .

LXVIII

An Fräulein Gerassimowa, Petersburg, den 7. März 1877

Gehr geehrtes Fräulein Gerassimowa! Ihr Brief quälte mich entsetzlich, weil ich ihn so lange nicht beantworten

¹⁾ Aus einem Gedicht Tjutshews.

konnte. Was werden Sie wohl von mir denken? In Ihrer gedrückten Stimmung werden Sie mein Schweigen vielleicht als eine Beleidigung auffassen.

Sie müssen wissen, daß ich von Arbeit beinahe erdrückt bin. Außer der Arbeit für das periodisch erscheinende „Tagebuch“ muß ich noch eine Menge Briefe erledigen. Ich bekomme täglich mehrere Briefe von der Art wie der Ihrige und kann unmöglich sie mit wenigen Zeilen abfertigen. Außerdem habe ich neulich drei epileptische Anfälle erlitten, und zwar von solcher Kraft und in so rascher Aufeinanderfolge, wie es mir seit Jahren nicht vorgekommen ist. Nach jedem Anfall war ich körperlich und geistig so zerschlagen, daß ich zwei und drei Tage darauf weder arbeiten oder schreiben noch lesen konnte. Jetzt, da Sie es wissen, werden Sie mir mein langes Schweigen verzeihen.

Ihren Brief habe ich keineswegs für kindisch oder dumm gehalten, wie Sie annehmen. Denn diese Stimmung ist jetzt allgemein, und es gibt viele solche leidende junge Mädchen. Ich will Ihnen aber nicht viel über dieses Thema schreiben, werde Ihnen nur meine Grundgedanken über die Frage im allgemeinen und speziell über Sie darlegen. Wenn ich Ihnen rate, sich zu beruhigen, im Elternhause zu bleiben und irgendeinen intelligenten Beruf (Ihrem Bildungsgange entsprechend) zu ergreifen, so werden Sie auf mich sowieso nicht hören. Warum haben Sie es, übrigens, so eilig, was fürchten Sie zu versäumen? Sie wollen sich möglichst bald nützlich betätigen. Und doch könnten Sie mit Ihrem Eifer (vorausgesetzt, daß er echt ist), wenn Sie sich nicht überstürzen, sondern weiter um Ihre Bildung sorgen, sich zu einer Tätigkeit vorbereiten, die hundertmal nützlicher ist, als die obsture und unbedeutende Rolle einer Krankenpflegerin, Hebamme oder Ärztin. Sie wollen unbedingt in die hiesige medizinische Frauenhochschule eintreten. Ich möchte Ihnen davon entschieden abraten. Sie erlangen dort keinerlei Bildung, sondern das Gegenteil. Und was haben Sie davon, wenn Sie einmal wirklich Hebamme oder Ärztin werden? Einen solchen Beruf — wenn Sie sich von ihm schon wirklich so viel erwarten — können

Sie auch später einmal ergreifen; wäre es aber nicht besser, wenn Sie jetzt andere Ziele verfolgten und für Ihre allgemeine Bildung sorgten? Schauen Sie sich nur alle unsere Spezialisten (selbst die Universitätsprofessoren) an: woran franken sie alle, und wodurch schädigen sie (anstatt Nutzen zu bringen!) ihren eigenen Beruf? Doch nur dadurch, daß die Mehrzahl unserer Spezialisten *entsetzlich ungebildete* Menschen sind. Im Auslande ist es ganz anders; dort gibt es einen Humboldt oder einen Claud-Bernard, Menschen mit universellem Denken, großer Bildung und Kenntnissen auch außerhalb ihres Faches. Bei uns sind aber sogar hochbegabte Leute unglaublich ungebildet; so z. B. Sjjettschenow¹⁾, der im Grunde genommen ungebildet ist und außerhalb seiner engeren Spezialität nichts weiß; von seinen wissenschaftlichen Gegnern (den Philosophen) hat er keine Ahnung; daher sind seine wissenschaftlichen Ergebnisse eher schädlich als nützlich. Und die Mehrzahl unserer Studenten und Studentinnen hat überhaupt keine Bildung. Wie können sie da der Menschheit nützlich sein! Sie studieren, nur um möglichst bald gut besoldete Posten zu bekommen . . .

LXIX

An Herrn A. P. N., den 19. Mai 1877

Sehr geehrter Alexander Pawlowitsch, entschuldigen Sie gütigst, daß ich Ihnen so lange nicht geantwortet habe. Ich kann erst heute für einige Zeit aus Petersburg abreisen; bisher hatte ich furchtbar viel zu tun, auch machte mir meine Krankheit viel zu schaffen. Was soll ich Ihnen aber schreiben? Sie sind ja ein kluger Mensch und werden selbst begreifen, daß die Fragen, die Sie an mich richten, abstrakt und nebelhaft sind; außerdem weiß ich ja gar nichts von Ihrer Person. Auch ich habe mit sechzehn Jahren an den gleichen Zweifeln gelitten wie Sie; ich war aber irgendwie davon überzeugt, daß es mir früher oder später gelingen würde, eine mir entsprechende

¹⁾ Berühmter russischer Physiologe.

Laufbahn einzuschlagen, und daher machte ich mir keine allzu-großen Sorgen. Es war mir ziemlich gleichgültig, welche Stellung ich dereinst in der Literatur einnehmen würde: in meiner Seele war ein eigenes Feuer, an das ich glaubte, und ich bekümmerte mich gar nicht, was dabei herauskommen sollte; das sind meine Erfahrungen, nach denen Sie mich fragen.

Kann ich denn Ihr Herz kennen? Wenn Sie meine Meinung hören wollen, so rate ich Ihnen, ohne Schwanken an Ihren innern Drang zu glauben; vielleicht wird Sie das Schicksal auf die literarische Laufbahn leiten. Ihre Ansprüche sind ja recht bescheiden, denn Sie wollen nur ein Arbeiter zweiten Ranges werden. Dem will ich noch hinzufügen: mein Drang hinderte mich seinerzeit nicht im geringsten an einer praktischen Auffassung des Lebens; ich war ja immer Dichter und kein Ingenieur, und doch war ich während meines ganzen Studiums an der Ingenieurschule, von der ersten bis zur letzten Klasse, einer der besten Schüler; nachher war ich einige Zeit in Stellung, obwohl ich wußte, daß ich früher oder später diese Tätigkeit aufgeben würde; ich sah aber in dieser Tätigkeit nichts, was meiner künftigen Tätigkeit widersprechen könnte; ich war vielmehr fest davon überzeugt, daß die Zukunft mir gehört, und daß ich allein über sie verfüge.

Wenn also eine amtliche Anstellung Sie an der Ausübung Ihres literarischen Berufes nicht hindert, warum sollten Sie dann vorläufig keinen Posten annehmen?

Ich schreibe dies alles selbstverständlich aufs Geratewohl, denn ich kenne Sie zu wenig; ich will Ihnen aber gerne gefällig sein und möglichst aufrichtig Ihren Brief beantworten.

Was alles übrige betrifft, so ist es zum Teil Übertreibung. Gestatten Sie, daß ich Ihre Hand drücke.

Ihr Fjodor Dostojewskij.

LXX

An N. L. Osmidow, Petersburg, Februar 1878

Mein lieber und guter Nikolai Lufitsch! Erstens bitte ich Sie, mir zu verzeihen, daß ich Ihnen in Folge meiner

Krankheit und verschiedener Scherereien so lange nicht geantwortet habe. Zweitens, was kann ich Ihnen auf Ihre verhängnisvolle Frage, die zu den ewigen Fragen der Menschheit gehört, antworten? Kann man denn solche Fragen in den wenigen Zeilen eines Briefes behandeln? Wenn ich mit Ihnen einige Stunden sprechen könnte, wäre es ganz anders; und selbst dann würde ich wohl nichts erreichen. Einen Ungläubigen kann man am allerwenigsten durch Worte und Betrachtungen bekehren. Wäre es nicht besser, wenn Sie möglichst aufmerksam alle Briefe des Apostels Paulus lesen würden? Dort ist viel vom Glauben die Rede, und man kann die Frage gar nicht besser behandeln. Ich empfehle Ihnen auch, die ganze Bibel in russischer Übersetzung zu lesen. Einen merkwürdigen Eindruck macht dieses Buch, wenn man es ganz durchliest. Sie gewinnen dabei z. B. die Überzeugung, daß es in der Menschheit kein anderes Buch von dieser Bedeutung gibt und geben kann. Ganz abgesehen davon, ob Sie glauben oder nicht glauben.

Ich kann Ihnen keinerlei Andeutungen machen. Ich will nur das eine sagen: ein jeder Organismus existiert auf Erden nur, um zu leben, und nicht, um sich selbst zu vernichten. Die Wissenschaft hat dies festgestellt und recht genaue Gesetze zur Begründung dieses Axioms festgelegt. Die Menschheit als Ganzes ist selbstverständlich auch so ein Organismus. Auch dieser Organismus hat natürlich seine eigenen Existenzbedingungen und Gesetze. Die menschliche Vernunft ergründet diese Gesetze. Stellen Sie sich nun vor, daß es weder einen Gott noch eine persönliche Unsterblichkeit gibt (persönliche Unsterblichkeit und Gott ist dasselbe, die gleiche Idee). Sagen Sie mir dann: warum soll ich ordentlich leben und Gutes tun, wenn ich auf Erden restlos sterben werde? Wenn es keine Unsterblichkeit gibt, brauche ich nur meine Frist abzuleben, und nachher kann von mir aus alles in Flammen untergehen. Und wenn dem wirklich so ist (und wenn ich geschickt genug bin und mich nicht auf Grund der bestehenden Gesetze erwischen lasse), warum soll ich dann nicht jemanden abschlachten, berauben, bestehlen, oder wenigstens auf Kosten der andern leben? Ich werde ja sterben, und alles wird sterben und vergehen!

Auf diese Weise gelangt man zum Schluß, daß nur der menschliche Organismus sich dem allgemeinen Gesetz nicht unterwirft, daß er nur dazu lebt, um sich zu zerstören, und nicht, um sich zu erhalten. Denn was ist das für eine Gesellschaft, deren Mitglieder einander befehlen? Es kann nur entsetzlicher Unsinn dabei herauskommen. Denken Sie sich noch mein „Ich“ hinzu, welches dies alles erfährt hat. Wenn mein Ich die ganze Erde und ihr Grundgesetz erfährt hat, so steht es über allen Dingen, steht abseits von allen Dingen, richtet sie und ergründet sie. In diesem Falle ist mein Ich nicht nur vom irdischen Axiom, von den irdischen Gesetzen unabhängig, sondern hat auch ein eigenes Gesetz, welches über dem irdischen steht. Wo ist aber dieses Gesetz? Jedenfalls nicht auf der Erde, wo alles seinen Abschluß findet und spurlos ohne Auferstehung vergeht. Ist das denn kein Hinweis auf die persönliche Unsterblichkeit? Wenn es die Unsterblichkeit nicht gäbe, würden Sie sich dann, Nikolai Luititsch, überhaupt noch Sorgen darüber machen, forschen und Briefe schreiben? Folglich können Sie mit Ihrem „Ich“ nicht fertig werden; Ihr „Ich“ will sich den irdischen Verhältnissen nicht unterordnen und sucht etwas, was außerhalb der Erde liegt und dem es gleichfalls angehört. Übrigens, was ich auch darüber schreibe, ich erreiche doch nichts. Ich drücke herzlich Ihre Hand und verabschiede mich von Ihnen. Bleiben Sie doch bei Ihrer Unruhe, suchen Sie weiter, vielleicht werden Sie finden.

Ihr Diener und aufrichtiger Freund

F. Dostojewskij.

LXXI

An eine Mutter, Petersburg, den 27. März 1878

Sehr geehrte gnädige Frau! Ihren Brief vom 2. Februar beantworte ich erst heute, nach einem Monat. Ich war krank und sehr beschäftigt und bitte Sie daher, mir diese Verzögerung nicht übel zu nehmen.

Sie stellen mir Fragen, die man nur in langen Abhandlungen und unmöglich in einem Briefe beantworten kann.

Außerdem gibt auf solche Fragen nur das Leben selbst Antwort. Wenn ich Ihnen auch zehn Bogen schreiben wollte, könnte irgendein Mißverständnis, das bei einer mündlichen Unterredung leicht aufzuklären wäre, bewirken, daß Sie mich gar nicht verstünden und alle zehn Bogen ablehnen würden. Kann man denn überhaupt über solche Dinge zu gänzlich unbekannten Menschen und dazu noch brieflich sprechen? Ich halte es für ganz unmöglich und glaube, daß es der Sache sogar schaden kann.

Aus Ihrem Briefe schließe ich, daß Sie eine gute Mutter sind und sich große Sorgen wegen Ihres heranwachsenden Kindes machen. Ich kann aber unmöglich begreifen, wozu Sie die Lösung der Fragen brauchen, mit denen Sie sich an mich wenden: Sie stellen sich zu große Aufgaben, und Ihre Sorge ist übertrieben und krankhaft. Sie können die Sache viel einfacher machen. Sie fragen mich z. B.: „Was ist gut und was ist nicht gut?“ Wohin sollen solche Fragen führen? Diese Fragen gehen nur Sie an und haben mit der Erziehung Ihres Kindes nicht das geringste zu tun. Jeder Mensch, der überhaupt die *W a h r h e i t* erfassen kann, fühlt es mit seinem Gewissen, was gut und was böse ist. Seien Sie gut und lassen Sie auch Ihr Kind erkennen, daß Sie gut sind; damit werden Sie Ihrer Pflicht dem Kinde gegenüber vollständig genügen, denn auf diese Weise werden Sie ihm unmittelbar die Überzeugung beibringen, daß man gut sein soll. Glauben Sie es mir. Ihr Kind wird dann sein Leben lang mit großer Ehrfurcht, vielleicht auch mit Rührung Ihrer gedenken. Und selbst wenn Sie auch manches Schlechte, d. h. Leichtsinnige, Krankhafte und sogar Lächerliche tun, wird Ihr Kind dies alles früher oder später vergessen und nur das Gute behalten. Merken Sie sich, daß Sie für Ihr Kind überhaupt nichts anderes tun können. Und das ist auch mehr als genug. Die Erinnerung an die *g u t e n* Handlungen der Eltern, an ihre Wahrheitsliebe, Rechtschaffenheit, Herzensgüte und daran, daß sie keine falsche Scham hatten und womöglich auch nie logen, wird aus Ihrem Kinde früher oder später einen neuen Menschen machen; glauben Sie es mir. Denken Sie nicht,

daß dies zu wenig ist. Wenn man auf einen großen Baum einen winzigen Zweig pfpropft, werden dadurch auch die Früchte des Baumes verändert.

Ihr Kind ist jetzt acht Jahre alt; machen Sie es mit dem Evangelium bekannt, lehren Sie es an Gott glauben und zwar streng nach der Überlieferung. Dies ist ein *sine qua non*, anders können Sie aus Ihrem Kinde keinen guten Menschen machen, sondern im besten Falle einen *D u l d e r*, und im schlimmsten Falle — einen gleichgültigen *f e t t e n* Menschen, was noch viel schlimmer ist. Etwas Besseres als den Heiland können Sie gar nicht erfinden, glauben Sie es mir.

Stellen Sie sich nun vor, daß Ihr Kind mit fünfzehn oder sechzehn Jahren zu Ihnen kommt (nachdem es mit verdorbenen Schulfreunden verkehrt hat) und an Sie oder seinen Vater die Frage richtet: „Warum soll ich euch lieben und warum stellt ihr es mir als meine Pflicht dar?“ Glauben Sie mir: dann werden Ihnen keinerlei Fragen und Kenntnisse helfen, und Sie werden darauf nichts erwidern können. Daher müssen Sie zu erreichen suchen, daß es Ihrem Kinde *ü b e r h a u p t* nie einfällt, zu Ihnen mit dieser Frage zu *k o m m e n*. Dies ist aber nur dann möglich, wenn Ihr Kind an Ihnen mit solcher Liebe hängt, daß eine solche Frage ihm überhaupt nie in den Sinn kommt; es wird sich höchstens in der Schule solche Ansichten aneignen können; Ihnen wird es aber ein leichtes sein, das Falsche vom Wahren zu scheiden; und wenn Sie einmal wirklich diese Frage zu hören bekommen, können Sie sie mit einem einfachen Lächeln beantworten und fortfahren, schweigend Gutes zu tun.

Wenn Sie sich überflüssige und übertriebene Sorgen über Ihre Kinder machen, können Sie ihnen leicht die Nerven ruinieren und ihnen lästig fallen; Sie können ihnen selbst bei einer großen gegenseitigen Liebe lästig werden; daher müssen sie vorsichtig sein und in allen Dingen Maß halten. Mir scheint, daß Ihnen in dieser Beziehung jedes Gefühl für Maß abgeht. In Ihrem Briefe steht z. B. folgender Satz: „Wenn ich für sie (d. h. für den Gatten und die Kinder) lebe, so ist es ein egoistisches Leben; darf ich aber so egoistisch leben, wenn es

um mich herum noch viele andere Menschen gibt, die meiner Hilfe bedürfen?“ Welch ein müßiger und unnützer Gedanke! Wer hindert Sie, für die andern Menschen zu leben und dabei eine gute Mutter und Gattin zu bleiben? Im Gegentheil: wenn Sie auch für die andern leben und ihnen Ihre Güte und Herzensmühe zuteil werden lassen, geben Sie Ihren Kindern ein leuchtendes Beispiel, und Ihr Mann muß Sie dann noch viel mehr lieben. Da Ihnen aber überhaupt solche Fragen in den Sinn kommen, muß ich annehmen, daß Sie es für Ihre Pflicht halten, so sehr an Ihrem Gatten und Ihren Kindern zu kleben, daß Sie dabei die ganze Welt vergessen, d. h. ohne jedes Maß. Auf diese Weise können Sie Ihrem Kind nur lästig werden, selbst wenn es Sie lieben sollte. Es kann leicht kommen, daß Ihnen Ihr Wirkungskreis plötzlich zu klein erscheint und daß Sie nach einem andern großen, beinahe weltumfassenden streben. Hat aber auch ein jeder Mensch das Recht, danach zu streben? Glauben Sie mir: es ist ungemein wichtig und nützlich, selbst in einem kleinen Wirkungskreise als gutes Beispiel zu wirken, denn auf diese Weise beeinflußt man Duzende und Hunderte von Menschen. Ihr Vorsatz, nie zu lügen und in Wahrheit zu leben, wird die leichtsinnigen Menschen in Ihrer Umgebung nachdenklich stimmen und beeinflussen. Das allein ist schon eine große Tat. Auf diese Weise können Sie ungeheuer viel erreichen. Es ist doch wirklich unsinnig, alles liegen zu lassen und mit dergleichen Fragen nach Petersburg zu reisen, um in die Medizinische Akademie einzutreten oder sich in der Frauenhochschule herumzutreiben. Ich begegne hier täglich solchen Frauen und Mädchen; welch eine furchtbare Beschränktheit! Und alle, die früher gut waren, werden hier verdorben. Da sie in ihrer Umgebung keine ernste Tätigkeit sehen, beginnen sie, die Menschen ganz abstrakt, nach dem Buche zu lieben; sie lieben die Menschheit und verachten den einzelnen Unglücklichen, sie langweilen sich in seiner Gesellschaft und gehen ihm aus dem Wege.

Ich weiß absolut nicht, was ich auf Ihre Fragen antworten soll, denn ich verstehe diese Fragen überhaupt nicht. Am

schlechten Charakter eines Kindes sind selbstverständlich die ihm angeborenen schlechten Triebe schuld (es steht außer jedem Zweifel, daß der Mensch immer mit schlechten Trieben geboren wird), wie auch zugleich die Erzieher, die unfähig oder zu faul sind, um diese Triebe n i e d e r z u d r ü c k e n oder (durch ihr eigenes Beispiel) in andere Bahnen zu lenken. Von der Notwendigkeit der Arbeit will ich überhaupt gar nicht sprechen. Wenn Sie Ihrem Kinde gute Neigungen anerkennen, so wird es die Arbeit von selbst lieb gewinnen. Nun ist es genug, ich habe Ihnen viel geschrieben, bin müde geworden, habe aber eigentlich wenig gesagt; Sie werden mich aber wohl verstehen.

Mit aller Hochachtung Ihr ergebenster Diener

Fjodor Dostojewskij.

P. S. Peter der Große hätte ja mit seinen Staatseinkünften von eineinhalb Millionen bei seinem ruhigen und sattten Leben im Moskauer Zarenschloß bleiben können, und doch hat er sein ganzes Leben durchgearbeitet. Er wunderte sich immer über die Menschen, die nicht arbeiten.

LXXII

An eine Gruppe Moskauer Studenten¹⁾

Petersburg, den 18. April 1878

Meine sehr geehrten Herren Studenten! Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen solange nicht geantwortet habe; ich war wirklich krank, und noch andere Umstände haben meine Antwort verzögert. Ich wollte Ihnen ursprünglich öffentlich in den Zeitungen antworten; es stellte sich aber heraus, daß dies aus Gründen, für d i e i c h n i c h t s k a n n, unmöglich ist; jedenfalls kann ich in der Presse Ihre Fragen nicht mit der nötigen Ausführlichkeit behandeln. Zweitens,

¹⁾ Am 3. April 1878 wurden in Moskau Studenten, die zugunsten ihrer in Kiew verhafteten Kollegen demonstrierten, auf der Straße von den Mehrgern (der Fleischmarkt liegt in Moskau in der Nähe der Universität) verprügelt. Eine Gruppe Studenten wandte sich mit brieflichem Protest an Dostojewskij.

wenn ich Ihnen nur brieflich antworte, was kann ich da überhaupt sagen? Ihre Fragen berühren die g a n z e innere Lage Rußlands; soll ich also ein ganzes Buch schreiben, nicht wahr? Meine ganze profession de foi?

Ich habe mich endlich entschlossen, Ihnen diesen kurzen Brief zu schreiben, wobei ich riskiere, daß Sie mich absolut mißverstehen; und dies wäre mir höchst unangenehm.

Sie schreiben mir: „Am allerwichtigsten ist uns die Beantwortung der Frage, inwiefern wir selbst an der Sache schuld sind und was für Schlüsse die Gesellschaft und auch wir selbst aus den Ereignissen ziehen sollen?“

Des weiteren weisen Sie sehr fein und richtig auf das Wesentlichste im Verhältnisse der heutigen russischen Presse zur studierenden Jugend hin.

In unserer Presse (Ihnen gegenüber) herrscht „ein Ton von Zuvorkommenheit und Nachsicht“. Das ist wirklich wahr: Der Ton ist wirklich zuvorkommend, für alle Fälle nach einer bestimmten Schablone festgelegt und im höchsten Grade abgeschmackt und veraltet.

Weiter schreiben Sie: „Offenbar haben wir nichts mehr von diesen Leuten zu erwarten, die auch von uns nichts mehr erwarten und sich von uns wegwenden, indem sie ihr vernichtendes Urteil über die Wilden aussprechen.“

Auch das ist wahr: s i e w e n d e n s i c h w i r k l i c h v o n I h n e n w e g und kümmern sich überhaupt gar nicht um Sie (jedenfalls die überwiegende Mehrzahl). Doch es gibt auch Menschen, und sogar recht viele, wie in der Presse, so auch in der Gesellschaft, die entsetzlich unter dem Gedanken leiden, daß die Jugend mit dem Volke (das in erster Linie) und auch mit der Gesellschaft gebrochen hat. Denn es ist wirklich so. Die Jugend lebt in abstrakten Gedanken, befolgt ausländische Lehren, will nichts von Rußland wissen, will vielmehr die eigene Heimat belehren. Schließlich steht es heute a u ß e r j e d e m Z w e i f e l, daß unsere Jugend einer von außen auf sie einwirkenden leitenden politischen Partei in die Hände gefallen ist, die sich um die Interessen der Jugend in keiner Weise bekümmert und sie nur als Mate-



Das Arbeitszimmer Dostojewskis in Petersburg

rial und Lämmerherde für ihre eigenen Ziele braucht. Widersprechen Sie mir nicht, meine Herren, denn es ist so.

Sie fragen mich, meine Herren: „Inwiefern tragen wir Studenten selbst Schuld an den Ereignissen?“ Hier ist meine Antwort: Ich glaube, daß Sie an der Sache nicht die geringste Schuld tragen. Denn Sie sind ja nur Kinder der gleichen Gesellschaft, von der Sie sich jetzt abwenden und die „eitle Lüge“ ist. Wenn sich aber unser Student von der Gesellschaft lossagt, geht er nicht ins Volk, sondern in ein nebelhaftes „Ausland“, flüchtet ins Europäertum, ins abstrakte Reich des phantastischen „Allmenschen“ und zerreißt auf diese Weise alle Bande, die ihn noch mit dem Volke verbinden; er verachtet das Volk und verkennet es wie ein echter Sohn der Gesellschaft, mit der er gleichfalls gebrochen hat. Und doch liegt im Volke unsere ganze Rettung (doch dies ist ein langes Thema). . . . Aber auch diese Entzweiung mit dem Volke darf der Jugend nicht allzu streng angerechnet werden. Wo hat sie überhaupt Gelegenheit, bevor sie noch ins wirkliche Leben tritt, sich irgendwelche Gedanken über das Volk zu machen?

Das Schlimmste an der Sache ist aber, daß das Volk bereits bemerkt hat, daß die intelligente russische Jugend mit ihm gebrochen hat; und noch schlimmer ist, daß es die jungen Leute, auf die es sein Augenmerk geworfen hat, mit „Studenten“ bezeichnet. Das Volk ist auf sie schon längst, schon im Anfang der sechziger Jahre, aufmerksam geworden; alle diese Leute, die „ins Volk gingen“, haben im Volke nur Abscheu erweckt. Das Volk nennt sie „Junker“; ich weiß ganz bestimmt, daß man sie so nennt. Eigentlich ist auch das Volk im Unrecht, denn es hat in unserem russischen Leben noch nie eine Periode gegeben, wo die Jugend (gleichsam in der Vorahnung, daß Rußland bei einem gewissen entscheidenden Punkt angelangt ist und über einem Abgrund schwebt) in ihrer überwiegenden Majorität so aufrichtig war, so nach Wahrheit lechzte, so opferfreudig ihr Leben für die Wahrheit und für jedes Wort der Wahrheit hingeben wollte, wie jetzt. In ihr liegt wahrlich die große Hoffnung Rußlands! Ich

empfinde es schon lange und habe schon längst begonnen, in diesem Sinne zu schreiben. Und was kommt dabei plötzlich heraus? Die Jugend sucht die Wahrheit, nach der sie so sehr lechzt, Gott weiß wo, an den absonderlichsten Quellen (auch hierin gleicht sie der durch und durch verfaulten europäisch-russischen Gesellschaft, die sie hervorgebracht hat), und nicht im Volke, nicht auf der eigenen Scholle. Die Folge davon ist, daß im entscheidenden Augenblick weder die Gesellschaft noch die Jugend das Volk kennen. Statt das Leben des Volkes zu leben, begeben sich die jungen Leute, die nichts vom Volke verstehen, und alle seine Grundlagen, wie zum Beispiel seine Religion, aufs tiefste verachten, ins Volk, nicht um es kennen zu lernen, sondern um es von oben herab und mit einer gewissen Verachtung zu belehren; ein durchaus aristokratischer Sport! „Junker“ nennt sie das Volk und hat recht. Es ist ja wirklich seltsam: überall auf der Welt waren die Demokraten immer auf der Seite des Volkes; nur bei uns haben sich die intelligenten Demokraten mit den Aristokraten gegen das Volk verbündet: sie gehen ins Volk, „um ihm Gutes zu tun“, und verachten dabei alle seine Sitten und Ideale. Eine solche Verachtung kann aber unmöglich zur Liebe führen!

Im vorigen Winter bei Ihrer Demonstration vor der Kasan-Kathedrale drang die Menge in die Kirche ein, rauchte Zigaretten, entweihte den Tempel und verübte einen Skandal. „Hören Sie einmal,“ hätte ich zu diesen Studenten gesagt (manchen habe ich es auch tatsächlich gesagt), „Sie glauben nicht an Gott, und das ist Ihre Sache; warum beleidigen Sie aber das Volk, indem Sie seinen Tempel entweihen?“ Das Volk nannte Sie wieder „Junker“ und, was noch viel schlimmer ist, „Studenten“, obwohl auch zahlreiche obsture Juden und Armenier dabei waren (die Demonstration war, wie es nun erwiesen ist, politisch und von auswärts vorbereitet). Ebenso bezeichnete das Volk nach dem Prozeß der Saffulitsch¹⁾ alle Revolverhelden mit „Studenten“. Dies

¹⁾ Wera Saffulitsch, bekannte Terroristin, kam wegen eines politischen Attentats vors Gericht, wurde aber von den Geschworenen freigesprochen.

ist schlimm, obwohl auch tatsächlich Studenten darunter waren. Schlimm ist auch, daß das Volk bereits sein Augenmerk auf sie geworfen hat und sie gehässig und feindselig behandelt. Auch Sie, meine Herren, bezeichnen zugleich mit der intelligenten Presse das Volk von Moskau als „Mehger“. Was soll das heißen? Warum sind Mehger kein Volk? Sie sind eben das eigentliche Volk, auch der große Minin¹⁾ war ein Mehger. Nun ist man über die Art und Weise empört, in der das Volk seine Empfindungen zum Ausdruck gebracht hat. Merken Sie sich aber: wenn das Volk beleidigt ist, äußert es seine Gefühle immer auf diese Weise. Das Volk ist roh, denn es besteht aus Bauern. Das Ganze war eigentlich nur die Lösung eines Mißverständnisses, das schon seit uralten Zeiten (man hatte es früher einfach übersehen) zwischen dem Volk und der Gesellschaft, d. h. der Jugend, die am hitzigsten ist und am schnellsten ihre Beschlüsse faßt, besteht. Die Sache spielte sich wirklich sehr häßlich ab und gar nicht so, wie sie sich eigentlich hätte abspielen müssen, denn mit Fäusten kann man nie etwas beweisen. So war es aber immer und überall bei jedem Volk. Das englische Volk bearbeitet bei den Meetings seine Gegner oft mit Fäusten, und das französische Volk hat während der Revolution vor der Guillotine, während sie ihre Arbeit verrichtete, gejauchzt und getanzt. Selbstverständlich ist das alles häßlich. Es bleibt aber die Tatsache, daß das Volk (das ganze Volk und nicht nur die Mehger; es ist ein schlechter Trost, wenn Sie die Leute mit ähnlichen Worten bezeichnen) sich gegen die Jugend empört hat und sein Augenmerk auf die Studenten geworfen hat; andererseits muß aber auch die betrübende Tatsache festgestellt werden (und sie ist sehr bedeutungsvoll), daß die Presse, die Gesellschaft und die Jugend sich verschworen haben, das eigentliche Volk zu verkennen und zu sagen: Das ist kein Volk, sondern Pöbel.

Meine Herren, wenn Sie in meinen Worten etwas finden, was Ihren Ansichten widerspricht, so wird es wohl das beste sein, wenn Sie mir dafür nicht zürnen. Denn es gibt ohnehin Kummer genug. In unserer durchfaulten Gesellschaft herrscht

¹⁾ Minin, Volksheld im Interregnum von 1610—13.

nichts als eitle Lüge. Sie kann sich aus eigener Kraft nicht mehr halten. Nur das Volk allein ist stark und fest, doch zwischen der Gesellschaft und dem Volke herrschen seit zwei Jahren entsetzliche Widersprüche. Als unsere Sentimentalisten das Volk von der Leibeigenschaft befreiten, glaubten sie voller Rührung, daß es sich sofort ihre europäische Lüge oder Zivilisation, wie sie sie nennen, aneignen würde. Das Volk hat sich aber als sehr selbständig erwiesen und nun beginnt es, die Verlogenheit der oberen Schichte unserer Gesellschaft zu erkennen. Die Ereignisse der beiden letzten Jahre haben es nur gekräftigt und ihm vieles aufgeklärt. Das Volk unterscheidet aber außer seinen Feinden auch seine Freunde. Auch manche traurige und qualvolle Tatsachen sind zu verzeichnen: die aufrichtig gesinnte, von ehrlichen Absichten beseelte Jugend ging auf ihrer Suche nach der Wahrheit zum Volk, um dessen Leiden zu lindern. Und was kam dabei heraus? Das Volk jagt sie von sich fort und will ihre ehrlichen Bemühungen nicht anerkennen. Denn diese Jugend hält das Volk für etwas anderes als es ist, sie haßt und verachtet seine Ideale und bringt ihm Arzneien, die es für unsinnig und verrückt halten muß.

Bei uns in Petersburg ist jetzt wirklich der Teufel los. In der Jugend herrscht die Macht des Revolvers und die Überzeugung, daß die Regierung vor ihr Angst hat. Das Volk verachtet sie nach wie vor und rechnet überhaupt nicht mit ihm; sie merkt sogar nicht, daß das Volk vor ihr gar keine Angst hat und nie den Kopf verlieren wird. Und wenn wieder Zusammenstöße kommen? Wir leben in einer qualvollen Zeit, meine Herren!

Meine Herren, ich schrieb Ihnen alles, was ich konnte. Jedenfalls habe ich, wenn auch nicht genügend ausführlich, Ihre Frage beantwortet: Nach meiner Ansicht haben die Studenten keine Schuld, sogar im Gegentheil: Unsere Jugend war noch nie so ehrlich und aufrichtig wie jetzt (diese Tatsache ist nicht unbedeutend, sondern groß und historisch). Leider trägt aber unsere Jugend die ganze Lüge der beiden Jahrhunderte unserer Geschichte mit sich herum. Sie hat

folglich gar nicht die Kraft, den Verhältnissen auf den Grund zu kommen, und man darf sie in keiner Weise beschuldigen, um so mehr, als sie bei der Sache Partei (und dazu noch die beleidigte Partei) ist. Selig sind aber diejenigen, die auch unter diesen Umständen den rechten Weg finden. Der Bruch mit der Umgebung soll viel entscheidender sein als der Bruch zwischen der Gesellschaft von heute und der von morgen, von dem die Sozialisten predigen. Denn wenn man ins Volk gehen und mit dem Volke bleiben will, muß man vor allen Dingen lernen, das Volk nicht zu verachten; dies kann aber unsere oberste Schicht fast unmöglich lernen. Zweitens muß man auch anfangen, an Gott zu glauben, was unseren russischen Europäern unmöglich ist (obwohl die eigentlichen Europäer in Europa an Gott glauben).

Ich begrüße Sie, meine Herren, und drücke Ihnen, wenn Sie es gestatten, die Hand. Wenn Sie mir eine große Freude machen wollen, so halten Sie mich um Gottes willen nicht für einen Prediger, der Sie belehren will. Sie haben mich aufgefordert, Ihnen die Wahrheit nach Glauben und Gewissen zu sagen; und ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt, wie ich sie mir denke und wie ich es kann. Denn kein Mensch kann mehr, als ihm seine Kräfte und Fähigkeiten erlauben.

Ihr ergebener

Fjodor Dostojewskij.

LXXIII

An Fräulein N. N., Petersburg, den 11. April 1880

Sehr geehrtes gnädiges Fräulein! Verzeihen Sie, daß ich Ihren schönen freundschaftlichen Brief so lange nicht beantwortet habe; halten Sie es nicht für eine Nachlässigkeit meinerseits. Ich wollte Ihnen etwas sehr Aufrichtiges und Herzliches sagen, mein Leben verläuft aber, bei Gott, in solcher Unordnung und Hast, daß ich mir nur in seltenen Augenblicken selbst gehöre. Sogar jetzt, da ich endlich einen Augenblick Zeit habe, um Ihnen zu schreiben, werde ich wohl kaum nur einen winzigen Bruchteil davon, was mein Herz erfüllt

und was ich Ihnen sagen möchte, mitteilen können. Ihre Meinung von mir ist mir außerordentlich wertvoll: Ihre Frau Mutter hat mir die Stelle in Ihrem Brief an sie, die von mir handelt, gezeigt und Ihre Worte haben mich sehr tief gerührt und sogar in Erstaunen versetzt: ich weiß, daß ich als Schriftsteller viele Fehler habe, denn ich bin auch selbst mit mir immer unzufrieden. Denken Sie sich nur, in manchen schweren Augenblicken, wo ich mir selbst Rechenschaft über mich zu geben versuche, komme ich zur qualvollen Erkenntnis, daß ich in meinen Werken auch nicht den zwanzigsten Teil dessen, was ich habe sagen wollen und vielleicht auch hätte sagen können, gesagt habe. Mich rettet nur meine ständige Hoffnung, daß Gott mir dereinst so viel Begeisterung und Kraft bescheren wird, daß ich alles, was mein Herz und meine Phantasie erfüllt, vollständiger zum Ausdruck bringen kann. Neulich fand hier die öffentliche Doktordisputation des jungen Philosophen Wladimir Solowjow (er ist ein Sohn des bekannten Historikers) statt; ich bekam von ihm folgenden tief-sinnigen Satz zu hören: „Ich bin fest davon überzeugt, daß die Menschheit v i e l m e h r w e i ß, als sie bisher in ihrer Wissenschaft und ihrer Kunst ausgesprochen hat.“ Ebenso steht es mit mir: ich fühle, daß in mir viel mehr enthalten ist, als ich bisher in meinen Schriften ausgesprochen habe. Und wenn ich jede falsche Scham beiseite lasse, muß ich bekennen, daß auch darin, was ich bisher geschrieben habe, manches enthalten ist, was wirklich aus der Tiefe meines Herzens kam. Ich schwöre Ihnen: ich habe sehr viel Anerkennung, vielleicht sogar mehr, als ich verdiene, gefunden, doch hat die Kritik, die literarische Zeitungskritik, die mich zwar manchmal (höchst selten) lobt, von mir immer so leicht und oberflächlich gesprochen, daß ich annehmen muß, daß sie alles, was unter großen Wehen von meinem Herzen geboren und mir unmittelbar aus der Seele geflossen ist, einfach übersehen hat. Daraus können Sie schließen, welch einen angenehmen Eindruck auf mich die feinen und tiefen Gedanken über mein Werk, die ich in Ihrem Briefe an Ihre Frau Mutter gelesen habe, machen mußten.

Ich schreibe aber nur über mich selbst, was übrigens in einem Brief an meinen klugen und mir sympathischen Kritiker, den ich in Ihnen sehe, doch ganz selbstverständlich ist. Sie schreiben mir von den seelischen Stimmungen, die Sie jetzt durchmachen. Ich weiß, daß Sie Künstlerin sind und sich mit Malerei befassen. Gestatten Sie, daß ich Ihnen einen Rat erteile, der mir wirklich aus dem Herzen kommt: bleiben Sie bei Ihrer Kunst und geben Sie sich ihr noch mehr hin als bisher. Ich weiß, ich hörte (nehmen Sie es mir nicht übel), daß Sie nicht glücklich sind. Wenn Sie in Einsamkeit leben und Ihre seelischen Wunden durch Erinnerungen immer neu aufreißen, kann Ihr Leben gar zu düster werden. Es gibt dagegen nur ein Heilmittel, nur eine Zuflucht: es ist die Kunst, die schöpferische Tätigkeit. Unternehmen Sie es nur nicht, mir Ihre Beichte zu schreiben; das wird Ihnen sicher viel zu schwer fallen. Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen Rat-schläge erteile; ich möchte Sie aber gern sehen und Ihnen wenige Worte mündlich sagen. Nach dem Brief, den Sie mir geschrieben haben, muß ich Sie selbstverständlich als einen mir teuren Menschen, als ein meiner Seele verwandtes Geschöpf, als meine Herzensschwester betrachten; wie könnte ich nicht mit Ihnen fühlen?

Was schreiben Sie mir eigentlich von Ihrem inneren Zwiespalt? Dieser Zug ist ja allen Menschen eigen . . . allen Menschen, die nicht ganz gewöhnlich sind. Er ist auch der menschlichen Natur im allgemeinen eigen, tritt aber lange nicht bei jedem Menschen mit solcher Kraft wie bei Ihnen zutage. Eben aus diesem Grunde muß ich Sie als eine mir verwandte Seele betrachten, denn Ihr innerer Zwiespalt entspricht ganz genau dem meinigen. Er verursacht große Qualen und zugleich ein großes Wonnegefühl. Dieser Zwiespalt bedeutet nichts anderes, als daß Sie ein verstärktes Selbstbewußtsein, ein Bedürfnis nach Selbstkritik und ein in Ihrer Natur begründetes Gefühl für die moralische Pflicht gegen sich selbst und die ganze Menschheit haben. Wenn Ihr Verstand weniger entwickelt wäre, wenn Sie beschränkter wären, so wären Sie weniger empfindsam und hätten diesen Zwie-

spalt nicht. Im Gegenteil, an seine Stelle wäre große Selbstüberhebung getreten. Und doch ist dieser Zwiespalt eine große Qual. Mein liebes, aufrichtig verehrtes Fräulein N. N., glauben Sie an Christus und seine Gebote? Wenn Sie an ihn glauben (oder wenigstens den festen Willen dazu haben), so geben Sie sich Ihm vollständig hin; die Qualen Ihres Zwiespaltes werden dadurch gelindert, und Sie werden einen inneren Ausweg finden; das ist aber die Hauptsache.

Verzeihen Sie, daß mein Brief so unordentlich geworden ist. Wenn Sie nur wüßten, wie sehr mir die Fähigkeit abgeht, Briefe zu schreiben, und welche Last das Briesschreiben für mich bedeutet. Ihnen werde ich aber immer antworten, wenn Sie sich wieder an mich wenden. Da ich schon einmal einen solchen Freund, wie Sie mir einer sind, gewonnen habe, will ich ihn nicht so schnell verlieren! Leben Sie wohl. Ihr Ihnen herzlich ergebener und seelenverwandter Freund
F. Dostojewskij.

LXXIV

An Frau E. A. Stakenschneider
Staraja-Russa, den 17. Juli 1880

Sochverehrte Jelena Andrejewna! Ich muß Ihre ganze Menschenliebe und Nachsicht anrufen, wenn ich Sie mir zu verzeihen bitte, daß ich Ihren schönen und freundlichen Brief vom 19. Juni so spät beantworte. Ich bitte Sie aber, die Tatsachen zu berücksichtigen; Sie werden dann vielleicht die Kraft finden, auch gegen mich nachsichtig zu sein. Am 11. Juni bin ich aus Moskau nach Staraja-Russa zurückgekehrt, war entsetzlich müde, machte mich aber gleich an die Karamasows und schrieb auf einen Zug ganze drei Bogen. Nachdem ich das Manuskript abgeschickt hatte, machte ich mich an die Lektüre aller Zeitungsartikel, die von meiner Moskauer Rede handeln (bisher war ich so beschäftigt, daß ich keine Zeit dazu hatte) und beschloß, eine Entgegnung an Gradowskij zu schreiben; es sollte weniger eine Antwort an



Dostojewski
Moskau 1880

Gradowskij, als die Verkündung unserer profession de foi für ganz Rußland werden: denn der bedeutame und schöne Wendepunkt im Leben unserer Gesellschaft, der sich in Moskau bei der Puschkinfeier offenbart hat, wurde von den Leuten tendenziös entstellt und böswillig in den Hintergrund gedrängt. In unserer Presse, besonders in der Petersburger, erschrak man vor dieser neuen Erscheinung, die ganz beispiellos dasteht: die Gesellschaft hatte deutlich zu erkennen gegeben, daß sie von dieser ewigen Verspottung und Bespöiung Rußlands genug hat, daß sie folglich nach etwas anderem strebt. Diese Tatsache mußte eben verdreht, verschwiegen, verspottet und entstellt werden: „Es hat nichts dergleichen gegeben, es war nur eine allgemeine selige Stimmung nach den opulenten Moskauer Festessen. Die Herren haben einfach zu viel gegessen.“ Ich hatte noch in Moskau beschlossen, meine Rede in den „Moskauer Nachrichten“ zu veröffentlichen und gleich darauf in Petersburg ein Heft des „Tagebuchs eines Schriftstellers“ erscheinen zu lassen; in diesem Heft, welches wohl das einzige in diesem Jahrgang sein wird, wollte ich meine Rede abdrucken, und zwar mit einer gewissen Einleitung, welche mir unmittelbar nach meiner Rede noch auf dem Podium eingefallen ist, in dem Augenblick, als zugleich mit Alsatow und den andern auch Turgenjew und Annenkow über mich herfielen, um mich abzutüßsen, mir die Hände drückten und in einem fort wiederholten, daß ich ein wahrhaft geniales Werk geschrieben habe. Mein Gott, ob sie auch heute noch dieser Meinung sind? Ich stelle mir lebhaft vor, wie sie jetzt über meine Rede urteilen, wo sie sich von ihrer ersten Begeisterung erholt haben, und dies ist eben das Thema meiner Einleitung. Als die Rede mit der Einleitung bereits an die Druckerei in Petersburg abgeschickt war und ich schon die Korrektur in Händen hatte, entschloß ich mich plötzlich, noch ein neues Kapitel für das „Tagebuch“ zu schreiben, meine profession de foi in Form eines Briefes an Gradowskij; es sind ganze zwei Druckbogen geworden, ich habe meine ganze Seele in diesen Aufsatz hineingelegt und das Manuskript erst heute an die

Druckerei abgeschickt. Gestern war Fedjas Geburtstag, wir hatten Besuch, ich saß aber abseits und schrieb den Aufsatz fertig. Aus diesem Grunde dürfen Sie mir nicht übelnehmen, daß ich Ihren Brief erst heute beantworte. Ich hänge mit großer Liebe an Ihnen, das wissen Sie selbst! Meine Moskauer Eindrücke kann ich in einem Brief gar nicht wiedergeben, ebensowenig wie meine jetzige Stimmung. Ich stecke tief in der Arbeit, es ist wahre Zuchthausarbeit. Ich will im September unbedingt den vierten und letzten Teil der Brüder Karamasow fertig schreiben, und wenn ich im Herbst nach Petersburg zurückkehre, werde ich einige Zeit verhältnismäßig frei sein; in dieser freien Zeit will ich mich für das „Tagebuch“ vorbereiten, welches ich im kommenden Jahr 1881 wahrscheinlich wieder herausgeben werde.

Sind Sie in der Sommerfrische? Auf welchem Wege gelangen zu Ihnen die Nachrichten aus Moskau? Ich weiß nicht, was Ihnen Gajewskij erzählt hat, aber die Sache mit Rattow hat sich doch ganz anders abgespielt. Die „Gesellschaft der Liebhaber Russischer Literatur“, welche die Feier arrangierte, hat Rattow schwer beleidigt, indem sie von ihm die Einladungskarte, die er ursprünglich erhalten hatte, zurückforderte; Rattow hat seine Rede bei dem von der Stadtverwaltung veranstalteten Festessen, und zwar auf Aufforderung der Stadtverwaltung, gehalten. Turgenjew hatte gar keinen Grund, von Rattow Beleidigungen zu erwarten; vielmehr war Rattow berechtigt, irgendwelche Gemeinheiten zu befürchten. Für Turgenjew war (von Rowalewskij und den Universitätsleuten) eine so kolossale Partei vorbereitet, daß er wirklich nichts zu befürchten hatte. Turgenjew hat Rattow zuerst beleidigt. Als nach Rattows Rede auf ihn solche Leute wie Iwan Aljakow zugehen, um mit ihm anzustoßen (selbst die Gegner stießen mit ihm an), streckte Rattow seine Hand mit dem Glase auch Turgenjew entgegen, um mit ihm anzustoßen; Turgenjew zog aber seine Hand zurück und stieß mit ihm nicht an. So hat es mir Turgenjew selbst erzählt.

Sie bitten mich, daß ich Ihnen meine Rede schicke. Ich habe aber keine einzige Abschrift, und das einzige Exemplar

befindet sich in der Druckerei, wo eben das „Tagebuch“ gesetzt wird. Das „Tagebuch“ wird ungefähr am 5. August erscheinen; schenken Sie diesem Heft einige Aufmerksamkeit und zeigen Sie es auch meinem lieben Mitarbeiter Andrej Andrejewitsch. Ich möchte gern auch seine Meinung hören.

Ihr ergebener

Dostojewskij.

LXXV

An N. L. Osmidow, Staraja-Russa, den 18. August 1880

Sehr verehrter Nikolai Luitisch! Ich habe Ihren Brief sehr aufmerksam gelesen; was soll ich Ihnen aber darauf antworten? Sie bemerken ja selbst sehr richtig, daß man in einem Briefe eigentlich gar nichts sagen kann. Auch ich bin der Ansicht, daß man außer ganz allgemeinen Sätzen in einem Briefe nichts vollständig ausdrücken kann. Auch hat es gar keinen Zweck, wenn Sie persönlich zu mir kommen, um von mir Rat zu holen; denn ich halte mich in dergleichen Dingen nicht für kompetent. Sie schreiben, daß Sie Ihrer Tochter bisher nichts rein Literarisches zu lesen gegeben haben, um ihre Phantasie nicht übermäßig zu entwickeln. Dies scheint mir eben nicht ganz richtig: denn die Phantasie ist eine dem Menschen angeborene Fähigkeit; sie überwiegt bei einem Kinde alle anderen Fähigkeiten und muß unbedingt genährt werden. Wenn man der Phantasie eines Kindes keine Nahrung gibt, kann sie leicht absterben, oder auch im Gegenteil — sich aus eigener Kraft übermäßig entwickeln, was ebenfalls schädlich ist. Denn durch eine solche unnatürliche Entwicklung werden die geistigen Kräfte des Kindes allzufrüh erschöpft. Denn Eindrücke des Schönen sind gerade in der Kindheit durchaus notwendig.

Mit zehn Jahren sah ich zu Moskau eine Aufführung der „Räuber“ mit Motschalow in einer der Hauptrollen, und ich kann nur sagen, daß der starke Eindruck, den diese Aufführung auf mich gemacht hatte, auf meine ganze weitere geistige

Entwicklung überaus befruchtend gewirkt hat. Mit zwölf Jahren habe ich während der Sommerferien den ganzen Walter Scott durchgelesen; diese Lektüre hat zwar meine Phantasie und Empfindlichkeit außerordentlich angeregt, sie aber auf gute und nicht auf schlechte Bahnen gelenkt; ich habe aus dieser Lektüre viele schöne und erhabene Eindrücke geschöpft, die meiner Seele eine große Widerstandskraft gegen andere verführerische, leidenschaftliche und verderbliche Eindrücke verliehen haben. Auch Ihnen rate ich, Ihrer Tochter schon jetzt die Werke Walter Scotts zu geben, um so mehr, als er bei uns Russen augenblicklich in Vergessenheit geraten ist, und Ihre Tochter in ihren späteren Jahren weder die Möglichkeit noch das Bedürfnis haben wird, diesen großen Dichter kennen zu lernen; beeilen Sie sich also, Ihrer Tochter, während sie noch im Elternhause ist, die Bekanntschaft mit ihm zu verschaffen. Auch hat Walter Scott einen hohen erzieherischen Wert. Von Dickens soll sie alle Werke ohne Ausnahme lesen. Machen Sie sie auch mit der Literatur vergangener Jahrhunderte (Don Quixote und Gil Blas) bekannt. Am besten ist es, wenn sie mit Versen beginnt. Von Puschkine soll sie alles lesen, Verse wie Prosa. Ebenfalls Gogol. Wenn Sie wollen, auch Turgenjew und Gontscharow; was meine Werke betrifft, so glaube ich nicht, daß alles für Ihre Tochter paßt. Es wäre gut, wenn sie die Weltgeschichte von Schloffer und die russische Geschichte von Solowjow liest. Auch Karamsin soll sie lesen. Kostomarow soll sie vorläufig nicht lesen. Die Geschichte der Eroberung von Peru und Mexiko von Prescott ist durchaus notwendig. Überhaupt haben Geschichtswerke einen ungeheuren erzieherischen Wert. Leo Tolstoi soll sie ganz durchlesen; auch Shakespeare, Schiller und Goethe; diese Dichter gibt es in sehr guten russischen Übersetzungen. Das wird vorläufig genügen. Mit der Zeit, nach Jahren, werden Sie wohl selbst sehen, daß man noch manches andere hinzufügen kann. Die Zeitungsliteratur soll wenigstens in der ersten Zeit nach Möglichkeit ausgeschlossen sein. Ich weiß nicht, ob meine Ratschläge Ihnen zusagen werden. Ich schrieb Ihnen nach bester Überlegung

und eigener Erfahrung. Es wird mich sehr freuen, wenn ich Ihnen damit wirklich nütze. Ihren persönlichen Besuch halte ich vorläufig für vollkommen überflüssig, um so mehr, als ich augenblicklich stark beschäftigt bin. Ich muß aber noch einmal sagen: ich bin in dergleichen Fragen durchaus nicht kompetent. Das von Ihnen gewünschte Heft des „Tagebuchs“ ist an Sie abgegangen. Es kostet mit Porto fünfunddreißig Kopeten; den Rest von fünfundsechzig Kopeten haben Sie also bei mir gut.

Ihr Ihnen aufrichtig ergebener

F. Dostojewskij.

LXXVI

An J. S. Aljakow, Staraja-Russa, den 28. August 1880

Mein lieber und hochverehrter Iwan Ssergejewitsch! Ich wollte schon Ihren ersten Brief umgehend beantworten; nachdem ich aber Ihren zweiten, mir so sehr wertvollen Brief erhalten habe, sehe ich, daß ich Ihnen sehr viel zu sagen habe. Noch nie im Leben habe ich einen Kritiker gesehen, der so aufrichtig wäre und mit meiner Tätigkeit so sehr sympathisierte, wie Sie. Ich hatte beinahe vergessen, daß solche Kritiker überhaupt möglich sind und daß es sie tatsächlich gibt. Ich will damit nicht sagen, daß ich mit Ihnen in allen Dingen absolut einverstanden bin; auf folgende Tatsache muß ich aber unbedingt hinweisen: Obwohl ich mein „Tagebuch“ seit zwei Jahren herausgebe und folglich einige Erfahrung habe, überkommen mich oft in manchen Dingen Zweifel: was soll ich über gewisse Dinge sagen, welchen Ton soll ich anschlagen und welche Dinge soll ich überhaupt verschweigen? Ihr Brief kam gerade in einem Augenblick solcher Zweifel, denn ich habe mir fest vorgenommen, das „Tagebuch“ auch im kommenden Jahr fortzusetzen; aus diesem Grunde bin ich sehr aufgeregt und ersuche mir von Dem, den man immer anrufen soll, die nötige Kraft und in erster Linie das nötige Können. Es freut mich daher ganz besonders,

daß ich Sie habe; denn jetzt sehe ich, daß ich Ihnen wenigstens einen Teil meiner Zweifel mitteilen kann und daß Sie mir immer etwas tief Aufrichtiges und Prophetisches erwidern können. Diese Überzeugung habe ich aus Ihren beiden letzten Briefen gewonnen. Leider werde ich aber darüber sehr viel schreiben müssen; doch ich bin jetzt sehr beschäftigt und zum Schreiben ganz und gar nicht aufgelegt. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie furchtbar ich beschäftigt bin Tag und Nacht, es ist eine wahre Zucht hausarbeit! Denn ich beende jetzt gerade die Karamasows und ziehe folglich die Summe aus diesem Werk, das mir persönlich sehr teuer ist, denn ich habe sehr viel von meinem eigenen Ich hineingelegt. Ich arbeite auch im allgemeinen sehr nervös, unter Qualen und Sorgen. Wenn ich arbeite, bin ich auch physisch krank. Und jetzt muß ich daraus, was ich während dreier Jahre zurechtgelegt, zusammengestellt und notiert habe, die Summe ziehen. Ich muß diese Arbeit unbedingt gut machen, jedenfalls so gut, wie ich überhaupt kann. Ich begreife gar nicht, wie man in großer Eile und nur der Bezahlung wegen schreiben kann. Nun ist die Zeit gekommen, wo ich den Roman abschließen muß, und zwar ohne Aufschub. Sie werden es mir gar nicht glauben wollen: manches Kapitel, zu dem ich mir während der drei Jahre Aufzeichnungen gemacht habe, muß ich, nachdem ich es endgültig niedergeschrieben, verwerfen, um es dann wieder neu zu schreiben. Nur einzelne Stellen, die unmittelbar von der Begeisterung diktiert wurden, gerieten mir auf den ersten Wurf; alles übrige war harte Arbeit. Aus diesem Grunde kann ich Ihnen augenblicklich, trotz meines heißen Wunsches, unmöglich schreiben; ich bin nicht in der nötigen Gemütsverfassung, auch will ich meine Kräfte nicht zersplittern. Ich werde Ihnen erst etwa am 10. September, wenn ich die Arbeit hinter mir haben werde, schreiben können. Inzwischen will ich mir auch meinen Brief gut überlegen, denn es handelt sich um schwierige Fragen, die ich auch möglichst klar darlegen will. Zürnen Sie mir also bitte nicht und werfen Sie mir nicht Gleichgültigkeit vor: wenn Sie nur wüßten, wie sehr Sie sich in diesem Falle täuschen!

Inzwischen umarme ich Sie und danke Ihnen von Herzen.
Ich brauche Sie und muß Sie daher lieben.

Ihr aufrichtig ergebener

F. Dostojewskij.

LXXVII

An den Arzt A. F. Blagonrawow¹⁾

Petersburg, den 19. Dezember 1880

Gehr geehrter Herr Alexander Fjodorowitsch! Ich danke Ihnen für Ihren Brief. Sie urteilen sehr richtig, wenn Sie meinen, daß ich den Grund aller Übel im Unglauben sehe und behaupte, daß derjenige, der den Nationalismus verneint, auch den Glauben verneint. Das trifft ganz besonders auf Rußland zu, denn bei uns ist der nationale Gedanke auf dem Christentum begründet. „Christliches Bauernvolk“, „Rechtgläubiges Rußland“ sind unsere Grundbegriffe. Ein Russe, der den Nationalismus verneint (und solcher gibt es viele), ist entweder Atheist oder in religiösen Fragen indifferent. Auch umgekehrt: ein Atheist oder Indifferenten kann unmöglich das russische Volk und den russischen Nationalismus begreifen. Unsere wichtigste Tagesfrage lautet: auf welche Weise kann man diesen Grundsatz auch unserer gebildeten Gesellschaft beibringen? Wenn Sie nur ein Wort in diesem Sinne sprechen, wird man Sie entweder auffressen oder für einen Verräter erklären. Und wen sollen Sie eigentlich verraten haben? Doch nur eine Partei, die in der Luft schwebt und für die man sogar keinen Namen finden kann, denn die Leute wissen selbst nicht, wie sie sich nennen sollen. Oder haben Sie das Volk verraten? Nein, ich will schon lieber mit dem Volke bleiben, denn nur vom Volke ist noch überhaupt etwas zu erwarten, und nicht von der gebildeten Gesellschaft, die das Volk verneint und die nicht einmal gebildet ist.

¹⁾ Doktor Blagonrawow hatte D. seine Ansicht (vom Standpunkte eines Arztes) über die meisterhafte Schilderung der Halluzination Iwan Karamasows im letzten Teile des Romans mitgeteilt.

Nun kommt aber eine neue Generation, die mit dem Volke eins sein will. Das erste Anzeichen einer wahren Gemeinschaft mit dem Volke ist die Ehrfurcht und Liebe gegen alles, was das Volk in seiner großen Masse liebt und ehrt, d. h. gegen seinen Gott und seinen Glauben.

Diese neue russische Intelligenz beginnt, so scheint es mir, gerade jetzt ihr Haupt zu erheben. Gerade jetzt ist ihre Mitarbeit am allgemeinen Werk notwendig, und sie beginnt es auch selbst einzusehen.

Weil ich den Glauben an Gott und das Volk predige, will man mich hier vom Antlitz der Erde verschwinden lassen. Für jenes Kapitel in den Karamasows (von der Halluzination), mit dem Sie als Arzt so zufrieden sind, hat man mich bereits versucht, zu einem Reaktionär und Fanatiker zu stempeln, der bereits beim Glauben an den Teufel angelangt ist. Die Leute bilden sich in ihrer Einfalt ein, daß das Publikum wie aus einem Munde ausrufen wird: „Wie? Dostojewskij hat schon angefangen, über den Teufel zu schreiben? Ach, diese Abgeschmacktheit, ach, diese Borniertheit!“ Ich glaube aber, daß es ihnen nicht gelingen wird. Ich danke Ihnen dafür, daß Sie mir als Arzt die Naturtreue in der Schilderung der psychischen Krankheit meines Romanhelden bestätigen. Die Ansicht eines Sachverständigen ist mir sehr wertvoll; Sie werden wohl zugeben, daß Iwan Karamasow unter den gegebenen Umständen keine andere Halluzination hatte haben können. Zu diesem Kapitel will ich im nächsten Heft des „Tagebuchs“ selbst einige kritische Erklärungen geben.

Mit dem Ausdrucke meiner aufrichtigen Verehrung bin ich Ihr Ihnen ganz ergebener

Fjodor Dostojewskij.



Dostojewski auf dem Totenbett
am 29. Januar 1881

Dostojewskijs Leben chronologisch dargestellt.

Nach W. Tschichin

- 1821 „Im Pfarrbezirk der Peter-Pauls-Kirche zu Moskau wurde am 30. Oktober des Jahres achtzehnhundert-einundzwanzig im Hause des Armenkrankenhauses dem Stabsarzt Michail Andrejewitsch Dostojewskij ein Kind männlichen Geschlechts geboren und Fjodor benannt. Getauft am 4. November.“
- 1831 Dostojewskijs Eltern kaufen sich ein Gut im Tula'schen Gouvernement, wo die Familie von nun an jeden Sommer verbringt.
- 1834 Dostojewskij kommt in das Knabenpensionat von L. J. Tschermat zu Moskau.
- 1836 Großer Einfluß des Lehrers für Literaturgeschichte auf den Knaben. Begeisterung für Puschkin.
- 1837 Am 27. Februar stirbt die Mutter Maria Fjodorowna Dostojewskaja. — Im Frühjahr reist Fjodor Dostojewskij mit seinem älteren Bruder Michail nach Petersburg und tritt in die Vorbereitungsschule R. F. Kostomarows ein. — Im Herbst wird er in die Haupt-Ingenieurschule aufgenommen.
- 1837–43 Studium an der Ingenieurschule.
- 1838 Sommer im Lager. Begeisterung für Balzac, Hugo, E. T. A. Hofmann. Im Herbst Durchfall bei der Prüfung, wird nicht versetzt. — Im Winter freundschaftliche Beziehungen zu Schidlowskij und Berezhektij. Interesse für Schiller.
- 1839 Tod des Vaters Michail Andrejewitsch Dostojewskij.
- 1840 Am 29. November Beförderung zum Unteroffizier. — Am 27. Dezember — zum Portepée-Funker.
- 1841 Dramatische Versuche „Maria Stuart“ und „Boris Godunow“ (sind uns nicht erhalten). — Am 5. August besteht Dostojewskij die Offiziersprüfung und wird

- zum Feldingenieur-Fähnrich befördert unter Belassung an der Ingenieurschule.
- 1842 Beförderung zum Leutnant.
- 1843 Am 12. August Austritt aus der Ingenieurschule. —
Am 23. Aug. Anstellung beim Ingenieur-Departement.
- 1844 Am Ende des vorhergehenden und Anfang dieses Jahres übersetzt Dostojewskij „Eugénie Grandet“ von Balzac. Im Laufe des Jahres liest und übersetzt er Werke von George Sand und Sue.
Arbeitet an den „Armen Leuten“.
Projekt zu einem Drama (Brief vom 30. September 1844).
Am 19. Oktober wird Dostojewskij durch Allerhöchsten Erlaß mit dem Range eines Oberleutnants „wegen Krankheit“ verabschiedet.
Am 17. Dezember wird er aus den Listen des Armeeingenieurkorps gestrichen.
- 1845 Anfang Mai der Roman „Arme Leute“ vollendet.
Nächtlicher Besuch Nekrassows und Grigorowitschs bei Dostojewskij.
Bekanntschaft mit Bjelinskij.
Im Sommer Reise nach Reval zum Bruder Michail.
Am 15. November Brief an den Bruder mit dem Bericht von den ersten Erfolgen in literarischen Kreisen.
Ende des Jahres Plan zum satirischen Blatt „Susboskal“.
„Roman in neun Briefen“.
- 1846 Am 15. Januar erscheint Nekrassows „Petersburger Almanach“ mit dem Erstlingswerk Dostojewskijs „Arme Leute“.
Bjelinskijs Aufsatz über die „Armen Leute“ in den „Vaterländischen Annalen“.
Am ersten Februar erscheint in den „Vaterländischen Annalen“ die Erzählung „Der Doppelgänger“.

„Der abrazierte Backenbart“ und die „Erzählung von den abgeschafften Kanzleien“. (Beide Arbeiten sind uns nicht erhalten.)

„Herr Prochartschin“ („Vaterländ. Annalen“ Nr. 10).

Im Sommer Reise nach Reval zum Bruder.

Im Herbst projiziert Dostojewskij eine Buchausgabe seiner gesammelten Erzählungen.

Ende des Jahres Mißhelligkeiten und Bruch mit der Redaktion des „Zeitgenossen“.

1847 „Roman in neun Briefen“ im „Zeitgenossen“ und „Die Wirtin“ in den „Vaterländischen Annalen“ veröffentlicht.

Die „Armen Leute“ erscheinen in Buchform.

1848 Februarrevolution in Paris. In Petersburg bilden sich politische Gruppen wie die um Petraschewskij usw.

„Die fremde Frau“ („Vaterländische Annalen“ Nr. 1), „Ein schwaches Herz“ („Vaterländische Annalen“ Nr. 2), „Weihnacht und Hochzeit“ („Vaterländische Annalen“ Nr. 10), „Helle Nächte“ („Vaterländische Annalen“ Nr. 16), „Der eifersüchtige Gatte“ („Vaterländische Annalen“ Nr. 12).

1849 „Netotschka Neswanowa“ („Vaterländische Annalen“ Nr. 1—2, 5—6).

Im März liest Dostojewskij bei Petraschewskij den Brief Bjelinskijs an Gogol vor.

Am 23. April Verhaftung und Internierung in die Peter-Pauls-Festung.

Am 19. Dezember wird Dostojewskij auf Allerhöchsten Befehl zur Degradation und Zuchthausstrafe verurteilt.

Am 22. Dezember wird Dostojewskij und allen an der Petraschewskijaffäre Beteiligten zuerst das Todesurteil und dann das endgültige Urteil (Strafarbeit in Sibirien) verlesen.

In der Nacht vom 24. auf den 25. Dezember wird Dostojewskij in Ketten gelegt und aus Petersburg nach Sibirien transportiert.

- 1850 Am 11. Januar Ankunft in Tobolsk. Begegnung mit den Frauen der Dekabristen.
Am 17. Januar Weiterreise nach Omst.
- 1850–54 Abbüßung der Strafe im Zuchthause von Omst.
- 1854 Am 15. Februar Beendigung der Zuchthausstrafe.
Am 22. Februar Brief an den Bruder mit dem Bericht über das Leben im Zuchthause.
Am 2. März wird Dostojewskij als Gemeiner in das Sibirische Linienregiment Nr. 7 eingereiht.
Ende März Ankunft in Semipalatinsk.
Mai. Gedicht auf die europäischen Ereignisse des Jahres 1854.
Am 21. November Ankunft des Barons Wrangel in Semipalatinsk.
- 1855 Am 19. Februar Thronbesteigung des Kaisers Alexander II. Dostojewskij schreibt ein Gedicht auf den Tod Nikolaus I. und die Thronbesteigung Alexanders II. (ist uns nicht erhalten).
Beginnt die „Aufzeichnungen aus einem Totenhause“.
- 1856 Am 15. Januar Beförderung zum Unteroffizier.
Am 24. März Brief an den General Tottleben mit der Bitte um Verwendung beim Kaiser.
Am 1. Oktober auf kaiserlichen Befehl Beförderung zum Fähnrich beim gleichen Bataillon.
- 1857 Am 6. Februar findet in Kusnezsk die Trauung Dostojewskijs mit der verwitweten Frau Maria Dmitrijewna Issajewa statt.
Am 18. April Allerhöchster Erlaß an den Kommandeur des Sibirischen Armeekorps: Dostojewskij und seine legitime Nachkommenschaft erhält seine früheren Adelsrechte wieder; das konfiszierte Vermögen wird ihm jedoch nicht zurückerstattet. Dostojewskij erhielt von diesem Erlaß erst im Mai Kenntnis.
Ende des Jahres reicht Dostojewskij ein Abschiedsgesuch ein und bittet um die Erlaubnis, in Moskau wohnen zu dürfen.

- „Der kleine Held“ („Vaterländische Annalen“ Nr. 8).
- 1859 Am 18. März Entlassung aus dem Militärdienste mit dem Range eines Leutnants. Zuweisung der Stadt Twer als Wohnsitz.
- „Onkelchens Traum“. („Russisches Wort“ Nr. 3.)
- Am 2. Juli Abreise aus Semipalatinsk.
- Herbst in Twer. Gesuch an den Kaiser um die Erlaubnis, in allen Städten des Reiches frei wohnen zu dürfen. Arbeit an den „Aufzeichnungen aus einem Totenhaufe“.
- „Das Gut Stepantšikowo“ („Vaterländische Annalen“ Nr. 11—12).
- Ende November Erlaubnis, Twer zu verlassen. Abreise nach Petersburg.
- 1860 Gesammelte Werke in zwei Bänden, Moskau, Verlag N. A. Osnowskij.
- Arbeit an den „Erniedrigten und Beleidigten“.
- 1861 Mitarbeiterschaft an der Zeitschrift „Wremja“.
- Veröffentlichung der „Erniedrigten und Beleidigten“ in dieser Zeitschrift und in Buchform.
- 1861–62 Veröffentlichung der „Aufzeichnungen aus einem Totenhaufe“. („Wremja“ Nr. 1861: Nr. 4, 9—11 und 1862: Nr. 1—3, 5, 12.)
- „Eine dumme Geschichte“ („Wremja“ Nr. 11).
- 1862 Zwei Buchausgaben der „Aufzeichnungen aus einem Totenhaufe“.
- Am 7. Juni Abreise ins Ausland. Aufenthalt in Paris, London (Begegnung mit Herzen) und Genf.
- 1863 „Winternotizen über Sommereindrücke“ („Wremja“ Nr. 2—3).
- Im Mai Sistierung der „Wremja“ wegen eines Aufsatzes Strachows über die Polenfrage.
- Im Sommer Reise ins Ausland. Aufenthalt in Rom. Plan zum „Spieler“.
- Der Winter am Krankenbett der Gattin.

- 1864–65 Leitung der Zeitschrift „Epoche“, die an Stelle der „Wremja“ getreten ist.
- 1864 Am 24. März Erscheinen des ersten Hefes der „Epoche“. „Aus dem Dunkel der Großstadt“ („Epoche Nr. 1–2 und 4).
 Am 16. April Tod der Frau Maria Dmitrijewna.
 Am 10. Juni Tod des Bruders Michail.
 Am 25. Dezember Tod des Freundes und Mitarbeiters Apollon Grigorjew.
- 1865 „Ein ungewöhnliches Ereignis“ („Epoche“, Nr. 2).
 Ende Juli Reise ins Ausland. Der Roman „Rodion Raskolnikow“ wird in Angriff genommen.
 Herbst in Wiesbaden.
 Oktober. Reise nach Kopenhagen zu Baron Wrangel.
 November. Rückkehr nach Rußland. Verkauf der Autorrechte an den Verleger Stellowskij.
- 1865–66 Erste Gesamtausgabe in drei Bänden, Petersburg, Verlag Stellowskij.
- 1866 Veröffentlichung von „Rodion Raskolnikow“ im „Russischen Voten“ (Nr. 1–2, 4, 6, 8, 11–12) und in Buchform.
 Sommer in Lublino bei Moskau.
 Ende der Jahresarbeit am Roman „Der Spieler“. Bekanntschaft mit der Stenographin Anna Grigorjewna Snittkina.
- 1867 Am 15. Februar Verheiratung mit A. G. Snittkina.
- 1867–71 Leben im Auslande.
- 1867 Am 14. April Abreise ins Ausland. Zwei Monate in Dresden. Aufsatz über Bjelinskij. (Ist nicht erhalten.)
 16. August Brief an Apollon Maitow über den Streit mit Turgenjew und die Verluste im Roulette.
 Plan zum „Tagebuch eines Schriftstellers“ (Brief an die Nichte Chmyrowa vom 29. September).
- 1867 Ende des Jahres Anfang des „Idiot“.
 Dritte Auflage der „Aufzeichnungen aus einem Totenhouse“, zweite und dritte Auflage von „Raskolnikow“.

- 1868 Veröffentlichung des „Idiot“ im „Russischen Boten“ (Nr. 1, 2, 4—12) und in Buchform.
Sommer in der Schweiz und in Italien.
Idee zu einem Roman „Der Atheismus“ (Prototyp der „Brüder Karamasow“). Briefe darüber an Maikow und Chmyrowa.
- 1869 Anfang des Jahres in Florenz. Beziehungen zur neuen Zeitschrift „Sarja“ und lebhaftes Interesse für die Abhandlung Danilewskijs „Rußland und Europa“.
Zweite Hälfte des Jahres in Dresden.
- 1870 „Der ewige Gatte“ („Sarja“ Nr. 1—2).
Beginn des Romanes „Die Dämonen“.
Vierte Auflage von „Raskolnikow“.
- 1871–72 Veröffentlichung der „Dämonen“ („Russischer Bote“ 1871: Nr. 1—2, 4, 7, 9—12 und 1872: Nr. 11—12).
- 1871 Am 8. Juli Rückkehr aus dem Auslande nach Petersburg.
- 1872 Projekt einer Reise nach dem Orient.
Buchausgabe des „Ewigen Gatten“.
- 1873 Eintritt in die Redaktion der Zeitung „Grafschdanin“ und Veröffentlichung des „Tagebuches eines Schriftstellers“ (der ersten 16 Kapitel) und der „Übersicht der auswärtigen Ereignisse“.
Buchausgabe der „Dämonen“.
- 1874 Ende März Verhaftung wegen einer Verletzung der Zensurvorschriften.
Herbst und Winter in Staraja Russja.
Zweite Auflage des „Idiot“.
Beginn des Romanes „Jüngling“.
- 1875 „Jüngling“ („Vaterländische Annalen“ Nr. 1, 2, 4, 5, 9, 11, 12) und in Buchform.
Vierte Auflage der „Aufzeichnungen aus einem Totenhause“.
Sommer in Ems.
- 1876–77 „Tagebuch eines Schriftstellers“.
- 1876 Sommer in Ems.

- Aufsatz (im Juniheft des „Tagebuches“) über die Balkanfrage und das politische Credo.
 Buchausgabe des „Jüngling“.
- 1877 „Die Kleine“ (in der Beilage zum „Grafſchdanin“).
 Sommer im Kursker Gouvernement.
 Am 24. Dezember „Memento für mein ganzes Leben“.
- 1878 Im Sommer Beginn der „Brüder Karamasow“.
 Vierte Auflage von „Rastolnikow“.
- 1879–80 Erscheinen der „Brüder Karamasow“ („Russischer Bote“ 1879: Nr. 1, 2, 4–6, 8–11; 1880: Nr. 1, 4, 7–11) und in Buchform.
- 1879 Zweite Auflage des „Tagebuches eines Schriftstellers“ vom Jahre 1876.
 Fünfte Auflage der „Erniedrigten und Beleidigten“.
- Im Juni Reise mit Wladimir Esolowjow ins Optin-Kloster.
- 1880 Am 25. Mai Bankett der Moskauer Schriftsteller und Journalisten zu Ehren Dostojewskijs.
 6. bis 7. Juni Festlichkeiten in Moskau anlässlich der Enthüllung des Puschkin Denkmals.
 Am 8. Juni die Puschkinrede Dostojewskijs in der Sitzung des Vereins „Liebhaber Russischer Literatur“. Teilnahme an den „Puschkin-Abenden“ zugunsten des Literarischen Unterstützungs-Fonds.
- 1881 Am 28. Januar um 8 Uhr 38 Minuten abends Tod Dostojewskijs.
 Am 31. Januar feierliche Beisetzung auf dem Friedhofe des Alexander-Newskij-Klosters zu Petersburg.



Die Frau und die Kinder Dostojewskis an seinem Grabe
in Petersburg

Aus den Erinnerungen von D. W. Grigorowitsch¹⁾
1837—1846

Es ist mir auch heute noch ein Rätsel, wie ich, der ich von Natur aus ein außerordentlich nervöser und scheuer Knabe war, das erste Jahr in dieser Anstalt, wo die Kameraden noch viel erbarmungsloser und grausamer als die Erzieher waren, überlebt habe.

Unter den jungen Leuten, die in die Ingenieurschule eintraten, als ich bereits das erste Jahr hinter mir hatte, befand sich ein etwa siebzehnjähriger Jüngling von mittlerem Wuchs, voller Figur, blondem Haar und tränklichem, blassem Gesicht. Dieser Jüngling war Fjodor Michailowitsch Dostojewskij. Er war aus Moskau mit seinem älteren Bruder Michail nach Petersburg gekommen. Der letztere kam nicht an die Ingenieurschule, sondern trat in die Sappeur-Kompagnie ein und wurde später als Offizier nach Reval versetzt. Nach mehreren Jahren nahm Michail Dostojewskij den Abschied und kehrte nach Petersburg zurück. Hier gründete er eine Zigarettenfabrik, beschäftigte sich aber zugleich mit Literatur, übersezte Goethe, verfaßte auch ein Lustspiel und wurde nach der Rückkehr Fjodors aus der Verbannung Redakteur der Zeitschrift „Epoche“.

Ich befreundete mich mit Fjodor Dostojewskij gleich am ersten Tage nach seinem Eintritt in die Schule. Es ist schon ein halbes Jahrhundert darüber vergangen, ich kann mich aber noch gut besinnen, daß ich keinen von meinen Jugendfreunden so schnell liebgewonnen hatte wie ihn. Trotz seines verschlossenen Charakters und des gänzlichen Mangels an Aufrichtigkeit und jugendlicher Mittheilbarkeit schien er meine Liebe zu erwidern. Dostojewskij hielt sich schon damals abseits von allen, nahm nie an den Spielen seiner Mitschüler teil und saß meistens mit einem Buch in einem entlegenen Winkel; sein Lieblingsplätzchen war ein Winkel im Schulzimmer IV am Fenster, welches auf die Fontanka hinausging. In der schulfreien Zeit saß er fast immer mit einem Buche an diesem Fenster.

¹⁾ Siehe Anmerkung Seite 23.

Ich hatte als Jüngling einen weichen Charakter und war leicht zu beeinflussen; mein Verhältnis zu Dostojewskij äußerte sich daher nicht nur in Anhänglichkeit, sondern in einer völligen Unterwerfung. Sein Einfluß war für mich außerordentlich wohlthuend. Dostojewskij war auf allen Gebieten des Wissens viel vorgeschrittener als ich, und seine Belesenheit setzte mich in Erstaunen. Alles, was er mir über die Werke von Dichtern mitteilte, deren Name selbst mir unbekannt war, erschien mir wie eine Offenbarung. Vorher hatte ich, wie die Mehrzahl meiner Kollegen, nichts als Lehrbücher und Vorlesungskonzepte gelesen; nicht nur, weil alle anderen Bücher in der Schule verboten waren, sondern aus Mangel an Interesse für die Literatur.

Die ersten russischen Bücher, die ich kennen lernte, erhielt ich von Dostojewskij; es war eine Übersetzung von Hoffmanns „Kater Murr“ und „Die Beichte eines Opium essenden Engländer“ von Maturin; das letztere Buch wurde von Dostojewskij ganz besonders geschätzt. Der literarische Einfluß Dostojewskijs beschränkte sich nicht auf mich allein; noch drei meiner Kollegen schwärmten ebenso für Dostojewskij: Beketow, Wittowskij und Bereschezkij; auf diese Weise bildete sich ein kleiner Kreis, der sich in jeder freien Stunde um Dostojewskij versammelte.

Die Lektüre und der von ihr angeregte Gedankenaustausch nahm mir jede Lust zum Lernen. Auch Dostojewskij gehörte nicht zu den besten Schülern. Vor den Prüfungen machte er immer die größten Anstrengungen, um versetzt zu werden. Das gelang ihm nicht immer: bei einer Prüfung fiel er einmal durch und blieb sitzen. Dieser Mißerfolg erschütterte ihn so sehr, daß er erkrankte und einige Zeit im Lazarett liegen mußte.

Im Jahre 1844 oder 1845 traf ich ihn einmal ganz zufällig auf der Straße; er hatte bereits die Schule absolviert und die Militäruniform mit Zivillkleidern vertauscht. Ich schloß ihn unter freudigen Ausrufen in meine Arme. Auch Dostojewskij schien erfreut, verhielt sich aber etwas zurückhaltend. Er war übrigens nie zu lauten Gefühlsausbrüchen geneigt. Meine Freude über diese unerwartete Begegnung war so groß und aufrichtig, daß es mir gar nicht einfiel, mich wegen seines

kühlen Verhaltens beleidigt zu fühlen. Ich erzählte ihm von allen meinen Bekanntschaften in Literatenkreisen und von meinen eigenen literarischen Versuchen und lud ihn sofort zu mir ein, um ihm mein neuestes Werk vorzulesen. Er folgte gern meiner Einladung.

Als ich ihm meine Erzählung vorgelesen, schien er mit ihr zufrieden, äußerte aber kein allzu großes Lob; eine Wendung beanstandete er. Die Stelle lautete bei mir so: „Als der Leierkasten verstummte, warf ein Beamter aus seinem Fenster eine Kupfermünze hinab, die dem Leierkastenmann vor die Füße fiel.“ „Nein, das ist nicht das richtige,“ sagte Dostojewskij, „es ist viel zu trocken: die Kupfermünze fiel dem Leierkastenmann vor die Füße . . . Du solltest sagen: die Kupfermünze fiel dem Mann k l i r r e n d und h ü p f e n d vor die Füße . . .“ Diese Bemerkung erschien mir wie eine Offenbarung.

In der folgenden Zeit kam ich immer öfter mit Dostojewskij zusammen. Zulezt beschlossen wir, eine gemeinsame Wohnung zu beziehen. Meine Mutter schickte mir monatlich fünfzig Rubel, Dostojewskij bekam von seinen Verwandten in Moskau fast ebensoviel. Nach den damaligen Verhältnissen war die Summe von hundert Rubeln für zwei junge Leute vollkommen ausreichend; wir verstanden aber nicht zu wirtschaften, und das Geld reichte uns gewöhnlich nur für die ersten vierzehn Tage; den Rest des Monats lebten wir von Semmeln und Malzkaffee. Das Haus, in dem wir wohnten, befand sich an der Ecke der Wladimir- und der Grafengasse; die Wohnung bestand aus Küche und zwei Zimmern, deren drei Fenster auf die Grafengasse gingen. Bedienung hatten wir nicht; wir bereiteten uns selbst den Tee und besorgten auch selbst alle Einkäufe.

Als wir die Wohnung bezogen, arbeitete Dostojewskij an der Übersetzung des Romanes „Eugénie Grandet“ von Balzac. Balzac war unser liebster Dichter; wir beide hielten ihn für den weitaus bedeutendsten französischen Schriftsteller. Dostojewskij gelang es, ich weiß nicht mehr wie, seine Übersetzung in der „Bibliothek für Lektüre“ unterzubringen; ich kann mich noch besinnen, wie sehr sich Dostojewskij ärgerte, als ihm das betreffende Heft der Zeitschrift in die Hände fiel: die Redaktion

hatte den Roman auf ein Drittel gekürzt. So pflegte aber Esentowskij, der Redakteur der „Bibliothek“, mit den Arbeiten seiner Mitarbeiter immer zu verfahren, und die Autoren waren so glücklich, ihre Arbeiten gedruckt zu sehen, daß sie niemals protestierten.

Meine Begeisterung für Balzac war der Grund dafür, daß Bjelinskij, mit dem mich Nekrassow bekannt machte, auf mich einen ganz anderen Eindruck machte, als ich erwartet hatte. Von Nekrassow entsprechend vorbereitet, betrachtete ich den bevorstehenden Besuch bei Bjelinskij als ein großes Glück; ich legte mir schon vorher die Worte zurecht, in denen ich ihm meine Begeisterung für Balzac schildern würde. Raum hatte ich aber erwähnt, daß mein Hausgenosse Dostojewskij (dessen Namen Bjelinskij noch unbekannt war) die „Eugénie Grandet“ übersetzt hätte, als Bjelinskij auf unseren Abgott fürchterlich zu schimpfen begann; er nannte ihn einen Dichter für den Bourgeois und sagte, daß er auf jeder Seite von „Eugénie Grandet“ eine Abgeschmacktheit finden könnte. Ich war dadurch so verdukt, daß ich die von mir so schön zurechtgelegte Rede gänzlich vergaß. Wahrscheinlich kam ich ihm wie ein dummer Junge vor, der keine zwei Worte zur Verteidigung seiner Ansicht vorbringen kann.

Dostojewskij verbrachte indessen ganze Tage und zuweilen auch Nächte an seinem Schreibtisch. Er sagte nie ein Wort davon, woran er arbeitete; meine Fragen beantwortete er ungern und lakonisch, und ich hörte bald ganz auf, ihn zu fragen. Ich sah nur zahllose, von Dostojewskij mit seiner eigentümlichen Handschrift beschriebene Blätter; jeder Buchstabe war wie gezeichnet. Eine ähnliche Handschrift sah ich nur noch bei Dumas dem Vater. Wenn Dostojewskij nicht gerade schrieb, saß er über ein Buch gebeugt. Eine Zeitlang schwärmte er für die Romane von Soulié¹⁾, besonders für die „Memoiren des Dämons“. Infolge der angestrengten Arbeit und des ständigen Zuhausehens verschlimmerte sich sein Gesundheitszustand; das Leiden, das sich schon einige Male in seiner Jugend gezeigt

¹⁾ Frédéric Soulié, französischer Romanschriftsteller, 1800—1847.

hatte, trat immer häufiger auf. Er bekam einigemal seine Anfälle auch bei unseren sehr seltenen gemeinsamen Spaziergängen. Einmal stießen wir auf einen Leichenzug. Dostojewskij wollte sofort umkehren; kaum hatte er aber einige Schritte gemacht, als er einen so heftigen Anfall bekam, daß ich ihn mit Hilfe einiger Passanten in den nächsten Laden tragen mußte; mit großer Mühe brachten wir ihn zum Bewußtsein.

Auf solche Anfälle folgte gewöhnlich ein gedrückter Gemütszustand, welcher zwei oder drei Tage anhielt.

Eines Morgens rief mich Dostojewskij zu sich ins Zimmer; er saß auf dem Diwan, der ihm zugleich als Bett diente, und vor ihm auf dem kleinen Schreibtisch lag ein ziemlich starkes Heft von großem Format mit ungebrochenen Rändern.

„Setz dich mal her, Grigorowitsch; gestern habe ich es erst ins Reine geschrieben und will es dir vorlesen; unterbrich mich aber nicht,“ sagte er ungewöhnlich lebhaft.

Das Werk, welches er mir nun auf einen Zug und ganz ohne Pausen vorlas, erschien bald darauf im Druck unter dem Titel „Arme Leute“.

Ich war immer sehr hoher Meinung von Dostojewskij; seine Belesenheit, seine Kenntnisse in der Literatur, seine Ansichten und der große Ernst seines Charakters imponierten mir außerordentlich; ich fragte mich oft, wie es kam, daß, während ich schon manches geschrieben und veröffentlicht hatte, mich also zu den Literaten zählen durfte, Dostojewskij dieser Ehre noch nicht teilhaftig war. Doch gleich nach den ersten Seiten der „Armen Leute“ mußte ich einsehen, daß dieses Werk unvergleichlich bedeutender war als alles, was ich bisher geschrieben hatte; diese Überzeugung wurde in mir immer stärker, je weiter er las. Ich war ganz entzückt und wollte ihm einigemal um den Hals fallen; nur seine mir bekannte Abneigung gegen laute Gefühlsausbrüche hielt mich davon zurück; ich konnte aber unmöglich ruhig sitzen und unterbrach ihn jeden Augenblick mit begeisterten Ausrufen.

Die Folgen dieser Vorlesung sind bekannt. Dostojewskij hat ja in seinem „Tagebuch“ selbst erzählt, wie ich ihm das Manuskript mit Gewalt entriß und es sofort zu Nekrassow trug. Er

hat wohl aus Bescheidenheit verschwiegen, wie das Werk bei Nekrassow vorgelesen wurde. Ich las es selbst vor. Bei der letzten Szene, wo der alte Djewuschkin von Warenjka Abschied nimmt, konnte ich mich nicht länger beherrschen und begann zu schluchzen. Ich sah, daß auch Nekrassow weinte. Ich überredete ihn nun, daß man ein gutes Werk nie aufschieben dürfe und daß man sich sofort trotz der späten Stunde (es war gegen vier Uhr morgens!) zu Dostojewskij begeben müsse, um ihm von seinem Erfolge zu berichten und mit ihm die Einzelheiten des Erscheinens des Romans in der Zeitschrift zu besprechen.

Nekrassow war ebenfalls sehr erregt; er willigte ein und wir begaben uns wirklich zu Dostojewskij.

Ich muß gestehen, daß ich unüberlegt gehandelt hatte. Ich kannte ja den Charakter meines Hausgenossen, seine krankhafte Empfindlichkeit und Verslossenheit und seine Menschenscheu und hätte ihm alles am nächsten Morgen ruhig berichten sollen, statt ihn nachts zu wecken und noch einen ganz fremden Menschen zu ihm zu bringen.

Auf unser Klopfen öffnete Dostojewskij selbst; als er neben mir einen fremden Menschen sah, wurde er furchtbar verlegen, erbleichte und konnte lange Zeit auf Nekrassows Lobsprüche nichts erwidern. Als der Gast fort war, erwartete ich, daß Dostojewskij mich mit Vorwürfen überschütten würde. Dies geschah aber nicht; er schloß sich nur in sein Zimmer ein, und ich hörte ihn noch lange erregt auf und ab gehen.

Nachdem Dostojewskij auf diese Weise Nekrassow und durch diesen auch Bjelinskij, welcher die „Armen Leute“ gleichfalls im Manuskript zu lesen bekam, kennen gelernt hatte, war er plötzlich wie verändert. Während der Drucklegung des Romans befand er sich immer in äußerster nervöser Erregung. Seine Verslossenheit ging so weit, daß er mir kein Wort davon erzählte, was sich zwischen ihm und Nekrassow weiter abspielte. Wie ich auf Umwegen hörte, verlangte er von Nekrassow, daß der Roman in einer ganz besonderen Schrift gesetzt werden und daß jede Seite eine Einrahmung bekommen sollte. Ich

wohnte den Unterhandlungen nicht bei und kann daher nicht beurteilen, ob die Gerüchte auf Wahrheit beruhten.

Eines kann ich nur mit Bestimmtheit sagen: der Erfolg der „Armen Leute“ und wohl mehr noch die übertriebenen Lobspprüche Bjelinskij's hatten einen schädlichen Einfluß auf Dostojewskij, der bis dahin ganz in sich verschlossen gelebt und nur mit solchen Leuten verkehrt hatte, die gar kein Interesse für Literatur hatten. Wie hätte auch ein Mensch wie er bei normaler Gemütsverfassung bleiben können, wenn gleich bei seinem ersten Schritt auf literarischer Laufbahn eine solche Autorität wie Bjelinskij sich vor ihm verneigte und laut erklärte, daß in der russischen Literatur eine neue Sonne aufgegangen sei? Bald nach den „Armen Leuten“ schrieb Dostojewskij die Novelle „Herr Prochartschin“, die gleichfalls bei Nekrassow vorgelesen wurde; ich war zu der Vorlesung eingeladen. Bjelinskij saß dem Autor gegenüber, lauschte gierig jedem Wort und äußerte ab und zu laut sein Entzücken; er wiederholte immer wieder, daß niemand außer Dostojewskij imstande sei, solche psychologische Feinheiten aufzufinden.

Die Begeisterung Bjelinskij's hatte auf ihn vielleicht keinen so großen Einfluß wie der spätere plötzliche Umschwung in der Meinung Bjelinskij's und dessen Kreises.

Um jene Zeit äußerte Bjelinskij in einem Briefe an Annenkov: „Dostojewskij's ‚Wirtin‘ ist ein entsetzlicher Unsinn! Er wollte wohl eine Verbindung von Marlinskij¹⁾ und Hoffmann mit einem Schuß Gogol herstellen. Er hat noch einige andere Novellen geschrieben, doch jedes neue Werk von ihm ist ein neuer Sturz. In der Provinz mag man ihn nicht ausstehen, und in Petersburg schimpft man sogar auf die ‚Armen Leute‘; ich zittere bei dem Gedanken, daß ich diesen Roman noch einmal lesen muß. Mit diesem ‚genialen‘ Dostojewskij sind wir doch schön hereingefallen!“ So schrieb Bjelinskij, der ehrlichste Mensch in der Welt, und er meinte es durchaus aufrichtig und überzeugt. Bjelinskij scheute sich nicht, seine Ansicht über

¹⁾ Alexander Bestuschew (Pseudonym: Marlinskij), 1795—1837, ein um jene Zeit sehr beliebter Dichter und Novellist.

Dostojewskij laut auszusprechen, und alle Mitglieder seines Kreises sprachen sie nach.

Der unerwartete Übergang von der Vergötterung des Autors der „Armen Leute“ zur völligen Verneinung seiner literarischen Begabung hätte auch einen weniger empfindlichen und ehrgeizigen Schriftsteller als Dostojewskij zermalmen können. Von nun an ging er allen Personen, die dem Kreise Bjelinskijs nahestanden, aus dem Wege und wurde noch verschlossener und reizbarer als je. Bei einer Begegnung mit Turgenjew, welcher gleichfalls dem Bjelinskijschen Kreise nahestand, konnte sich Dostojewskij leider nicht beherrschen, und der ganze Zorn, der sich in ihm angesammelt hatte, kam zum Ausbruch; er sagte, daß er niemand von den Leuten fürchte und daß er sie alle mit der Zeit in den Schmutz treten werde. Ich weiß nicht mehr, was der unmittelbare Anlaß zu diesem Auftritt war; ich glaube, sie sprachen u. a. über Gogol.

Jedenfalls bin ich davon überzeugt, daß Dostojewskij der schuldige Teil war. Turgenjew war nie zu Händeln geneigt; man könnte ihm eher eine übertriebene Nachgiebigkeit und Weichheit des Charakters vorwerfen.

Nach dem Auftritt mit Turgenjew kam es zu einem vollständigen Bruche zwischen Dostojewskij und dem Kreise Bjelinskijs. Nun überschüttete man ihn mit Spott und beißenden Epigrammen, man beschuldigte ihn einer ungeheuerlichen Einbildung; man sagte auch, daß er auf Gogol neidisch wäre, den er doch eigentlich anbeten sollte, weil auf jeder Seite der vielgerühmten „Armen Leute“ der Einfluß Gogols unverkennbar sei.

Dieser letztere Vorwurf, wenn es für einen Anfänger überhaupt ein Vorwurf ist, war nicht ganz unberechtigt. Der alte Djewuschkin in den „Armen Leuten“ erinnert tatsächlich an den Beamten Poprischtschin in den „Memoiren eines Verrückten“ von Gogol; bei der Szene, wo Djewuschkin in der Gegenwart seines Vorgesetzten einen Knopf verliert und ihn dann in größter Verlegenheit aufheben will, muß man an die Szene Gogols denken, wo Poprischtschin das Taschentuch,

welches die Tochter seines Vorgesetzten fallen gelassen hat, aufheben will und auf dem Parkett ausrutscht. Nicht nur die häufige Anwendung von Wiederholungen des gleichen Wortes, sondern auch der ganze Satzbau zeugt von dem Einflusse Gogols.

Einmal kam es zwischen uns, ich weiß nicht mehr, aus welchem Grunde, zu einem Streit. Die Folge davon war, daß wir den gemeinsamen Haushalt aufzugeben beschlossen. Wir schieden aber in Frieden. Später traf ich ihn noch öfters bei Bekannten, und wir verhielten uns gegeneinander wie alte Freunde.

Aus den Erinnerungen von A. P. Miljutow¹⁾ 1848—1849

Ich lernte Dostojewskij im Winter 1848 kennen. Für die damalige gebildete Jugend war es eine schwere Zeit. Nach der Februarrevolution in Paris, den Reformen Pius IX., den Erhebungen in Mailand, Venedig und Neapel, dem Sieg der freiheitlichen Ideen in Deutschland und den Revolutionen in Berlin und Wien glaubten alle an die Wiedergeburt der ganzen europäischen Welt. Die durchfaulten Pfeiler der Reaktion stürzten einer nach dem andern ein, und in ganz Europa schien neues Leben zu keimen. Doch in Rußland herrschte in der gleichen Zeit die schwerste Reaktion; Wissenschaft und Presse konnten unter dem harten Drucke der Regierung kaum atmen, und jede Äußerung des geistigen Lebens wurde erstickt. Aus dem Auslande wurde eine Menge freiheitlicher Schriften, teils wissenschaftlichen, teils literarischen Inhaltes, eingeschmuggelt. In den französischen und deutschen Zeitungen las man trotz der strengsten Zensur aufreizende Artikel, bei uns war aber jede wissenschaftliche und literarische Betätigung fast unmöglich gemacht, und die Zensur wütete gegen jedes neue Buch. Selbstverständlich wirkte das alles höchst aufreizend auf die Jugend, die einerseits durch die aus dem Auslande kommenden Bücher und Zeitschriften nicht nur liberale Ideen, sondern auch die extremsten sozialistischen Lehren kennen lernte und andererseits bei sich zu Hause jeden noch so unschuldigen freiheitlichen Gedanken aufs grausamste verfolgt sah; man las die zündenden Reden, die im französischen Parlamente und in Frankfurt gehalten wurden, und erlebte täglich, daß irgend jemand für ein unvorsichtiges Wort oder ein verbotenes Buch wie ein Verbrecher bestraft wurde. Fast jede ausländische Post brachte Nachrichten von neuen Rechten, die sich die Völker erkämpft hatten, während man in der russischen Gesellschaft

¹⁾ Literaturhistoriker der fünfziger Jahre, Verfasser der ersten Literaturgeschichte, die von den Ideen Bjelinskis durchdrungen war.

nur von neuen Ausnahmegesetzen und Verfolgungen hörte. Jeder, der sich noch an diese Zeit erinnert, weiß, wie das alles auf die Jugend wirkte.

Nun bildeten sich in Petersburg kleine Zirkel gleichgesinnter junger Leute, die zum größten Teil erst vor kurzem die Hochschule verlassen hatten. Man kam zusammen, nur um die letzten Neuigkeiten und Gerüchte auszutauschen und frei seine Ansichten zu äußern. In diesen Zirkeln wurden neue Bekanntschaften angeknüpft und alte erneuert.

So kam auch ich eines Abends in eine solche Versammlung, die bei dem jungen Dichter A. N. Pleschtschewjew stattfand. Ich lernte dort eine Reihe von Menschen kennen, deren Andenken ich immer heilig halten werde. Unter anderen waren anwesend: Porfirij Lamanstij, Sergej Durow, die Gardeoffiziere Nikolai Monbelli und Alexander Palm und die Brüder Michail und Fjodor Dostojewskij. Alle diese jungen Männer waren mir außerordentlich sympathisch. Besonders intim wurde ich mit den beiden Dostojewskijs und mit Monbelli. Der letztere wohnte damals in der Kaserne, und auch bei ihm hatten wir Zusammenkünfte. In seinem Zirkel lernte ich noch einige andere Personen kennen und erfuhr, daß bei einem gewissen M. W. Butaschewitsch-Petraschewskij große Versammlungen stattfanden, wo Vorträge über politische und soziale Fragen gehalten wurden. Jemand erklärte sich bereit, mich bei Petraschewskij einzuführen; ich lehnte aber ab, nicht aus Angst oder Gleichgültigkeit, sondern weil mir Petraschewskij, den ich vor kurzem kennen gelernt hatte, nicht sonderlich gefiel: er äußerte gar zu paradoxe Ansichten und zeigte eine gewisse Abneigung gegen alles Russische.

Dagegen nahm ich die Aufforderung, dem kleinen Kreise, welcher sich um Durow gruppierte, beizutreten, sehr gern an; bei Durow verkehrten mehrere junge Leute, die auch zum Petraschewskijschen Kreise gehörten, doch gemäßigteren Anschauungen huldigten. Durow wohnte um jene Zeit mit Palm in der Gorochowaja-Straße. In seiner kleinen Wohnung versammelte sich jeden Freitag ein organisierter Kreis junger Leute, unter denen auch das Militär vertreten war. Da die

Gastgeber nur bescheidene Mittel hatten, und die Gäste jedesmal bis nach drei Uhr nachts blieben, mußte jeder für die Bewirtung und die Miete eines Klaviers einen monatlichen Beitrag zahlen. Ich besuchte diese Abende regelmäßig, bis die Versammlungen infolge der Verhaftung Petraschewskijs und der Mitglieder seines Kreises aufgehoben wurden.

Auch Dostojewskij besuchte die Abende bei Durow. Unser Kreis befaßte sich mit keinerlei revolutionären Plänen und hatte keinerlei geschriebene Statuten; jedenfalls konnte er durchaus nicht als eine geheime Verbindung bezeichnet werden. Man versammelte sich, um die damals verbotenen Bücher auszutauschen und Fragen zu besprechen, die man öffentlich nicht diskutieren durfte. Am meisten beschäftigte uns die Frage von der Befreiung der Bauern, und bei unseren Zusammenkünften wurde immer über Mittel und Wege zu dieser Reform gesprochen. Die einen meinten, angesichts der Reaktion, die bei uns durch die europäischen Revolutionen hervorgerufen war, werde die Regierung sich unmöglich entschließen, die Befreiung der Bauern durchzuführen, und die Befreiung werde eher von unten als von oben kommen; die anderen behaupteten dagegen, unser Volk habe gar keine Lust, in die Fußstapfen der europäischen Revolutionäre zu treten, und werde geduldig auf die Entscheidung seines Schicksals durch die Regierung warten. In diesem Sinne äußerte sich mit besonderem Nachdruck Fjodor Dostojewskij. Als jemand in seiner Gegenwart die Ansicht aussprach, die Befreiung der Bauern auf legalem Wege sei höchst zweifelhaft, entgegnete er, daß er an keinen anderen Weg glaube.

Von Literatur wurde bei uns nur im Anschluß an bemerkenswerte Zeitschriftenartikel gesprochen. Man sprach auch zuweilen von den älteren Schriftstellern, wobei oft sehr scharfe, einseitige und ungerechte Urteile laut wurden. Als die Rede einmal auf Derschawin kam und jemand erklärte, dieser sei viel eher ein hochtrabender und kriecherischer Odendichter und Höfling gewesen, als der große Dichter, für welchen ihn die Zeitgenossen und Schulmeister hielten, sprang Dostojewskij wie von einer Wesppe gestochen auf und rief:

„Wie?! Gibt es denn bei Derschawin keinen poetischen Aufschwung und keine wahre Begeisterung? Ist es denn nicht erhabenste Poesie?!“

Und er deklamierte sofort aus dem Gedächtnis ein Gedicht Derschawins mit solcher Kraft, mit solcher Begeisterung, daß der Sänger Ratharinas der Großen sofort in unserer Achtung stieg. Ein anderes Mal trug er einige Gedichte von Buschlin und Victor Hugo ähnlichen Inhalts vor und bewies uns mit großem Erfolg, daß unser Dichter ein viel bedeutenderer Künstler sei als der Franzose.

Im Durowschen Kreise gab es auch einige hizige Sozialisten. Von den Utopien gewisser ausländischen Theoretiker berauscht, sahen sie in diesen Lehren den Anfang einer neuen Religion, welche dereinst die ganze Menschheit auf Grund einer neuen sozialen Ordnung umgestalten sollte. Alles, was über diese Frage in der französischen Literatur erschien, kam bei uns sofort zur Diskussion. Es wurde immerfort über die Utopien von Robert Owen und Cabet gesprochen; besonders aber über die Phalanstère von Fourier und die Theorie der progressiven Besteuerung von Proudhon. Wir alle hatten das gleiche Interesse für die Sozialisten, doch viele von uns wollten an die Möglichkeit der praktischen Verwirklichung ihrer Lehren nicht glauben. Unter den letzteren war auch Dostojewskij. Er las wohl alle Werke über den Sozialismus, verhielt sich aber durchaus skeptisch. Obwohl er auch zugab, daß allen diesen Lehren edle Absichten zugrunde lagen, hielt er die Sozialisten nur für ehrliche, doch naive Schwärmer. Er sagte immer wieder, daß alle diese Theorien für uns keinerlei Bedeutung haben könnten und daß wir die Mittel zur Entwicklung der russischen Gesellschaft nicht aus den Lehren ausländischer Sozialisten, sondern aus dem Leben und den von Jahrhunderten geheiligten Lebensformen unseres Volkes, in dem schon längst viel dauerhaftere und normalere Einrichtungen als alle Utopien von Saint-Simon beständen, schöpfen müßten. Ihm erscheine das Leben in einer ikarischen Kommune oder einer Phalanstère viel schrecklicher als in einem sibirischen Zuchthause. Selbstverständlich blieben unsere Sozialisten bei ihrer Meinung.

Auch alle neuen Geseze und sonstigen Handlungen der Regierung wurden bei uns besprochen und scharf kritisiert. Angesichts der Willkür, die bei uns herrschte, und der großartigen Ereignisse, die sich in Westeuropa abspielten und uns die Hoffnung auf ein besseres und freieres Leben einflößten, war unsere Unzufriedenheit durchaus begreiflich. In dieser Beziehung zeigte Dostojewskij den gleichen Eifer und die gleiche Empörung wie die anderen Mitglieder unseres Kreises. Ich kann mich auf den Wortlaut seiner Reden nicht mehr besinnen, ich weiß aber noch, daß er immer gegen alle Maßregeln, die irgendwie zur Bedrückung des Volkes dienten, protestierte, und daß ihn besonders die Mißbräuche empörten, unter denen die untersten Gesellschaftsschichten und die studierende Jugend zu leiden hatten. In seinen Urteilen konnte man ihn immer als den Autor der „Armen Leute“ erkennen. Jemand von uns machte den Vorschlag, in unseren Versammlungen Vorträge einzuführen: jeder sollte einen anklagenden politischen Artikel schreiben und bei uns vorlesen; Dostojewskij lobte diesen Plan und versprach, auch selbst etwas Derartiges zu verfassen. Ich weiß nicht mehr, ob er sein Versprechen eingelöst hat. Der erste Vortrag, den einer von den Offizieren hielt, behandelte eine damals stadtbekannte Anekdote; Dostojewskij tadelte wie den Inhalt so auch die Form dieser Arbeit. Ich las an einem der Abende einen von mir ins Kirchenlawische übersetzten Abschnitt aus den „Paroles d'un Croyant“ von Lamennais. Dostojewskij erklärte mir, die ernste biblische Sprache in meiner Übersetzung klänge viel ausdrucksvoller als das Original. Später wurde beschlossen, einzelne der von unseren Mitgliedern gehaltenen Vorträge lithographisch zu vervielfältigen und in weiteren Kreisen zu verbreiten; dieser Plan gelangte jedoch nicht zur Ausführung, denn bald darauf wurde die Mehrzahl unserer Freunde, und zwar alle, die auch die Abende bei Petraschewskij besucht hatten, verhaftet.

Kurz vor der Auflösung des Durowschen Zirkels war eines der Mitglieder in Moskau gewesen und hatte von dort eine Abschrift des bekannten Briefes, den Bjelinskij an Gogol anlänglich dessen „Briefwechsel mit den Freunden“ gerichtet hatte,

mitgebracht. Fjodor Dostojewskij las diesen Brief wie in unserem Kreise so auch bei vielen seiner Bekannten vor und gab ihn auch verschiedenen Personen zur Herstellung neuer Abschriften. Dies bildete später den Hauptgrund zu seiner Verhaftung und Verbannung. Der Brief Bjelinskijs, dessen paradoxe Einseitigkeit heutzutage kaum jemand hinreißern kann, übte damals auf alle Geister einen starken Einfluß aus. Neben diesem Brief kursierte in unserem Kreise ein gleichfalls aus Moskau mitgebrachter humoristischer Aufsatz Alexander Herzens, in dem ebenso geistreich wie gehässig unsere beiden Hauptstädte verglichen wurden. Bei der Verhaftung der Mitglieder des Petraschewskij'schen Kreises wurden wohl zahlreiche Exemplare dieser beiden Werke beschlagnahmt. Außer Diskutier- und Leseabenden hielten wir auch Musikabende. Bei unserer letzten Zusammenkunft spielte ein sehr begabter Pianist die „Wilhelm-Tell“-Ouvertüre von Rossini.

Am 23. April 1849 erfuhr ich durch Michail Dostojewskij von der Verhaftung seines Bruders Fjodor, sowie Durows, Monbellis, Filippows und anderer. Nach zwei Wochen teilte man mir eines Morgens mit, daß auch Michail Dostojewskij in der vergangenen Nacht verhaftet worden sei. Seine Frau und Kinder blieben ganz ohne Mittel, denn er besaß keinerlei Vermögen und lebte ausschließlich von literarischer Arbeit. Da ich den ruhigen und zurückhaltenden Charakter Michail Dostojewskij's kannte, war ich um sein Schicksal eigentlich wenig besorgt; er hatte zwar die Versammlungen bei Petraschewskij besucht, stand aber in Opposition zu den meisten Mitgliedern dieses Kreises. Soviel ich wußte, konnte gegen ihn wenig Belastendes vorliegen. Daher hoffte ich, daß man ihn bald aus der Haft entlassen werde. Ende Mai wurde er tatsächlich freigelassen und kam gleich am Morgen zu mir, um seinen ältesten Sohn Fedja, den ich bei mir beherbergt hatte, aufzusuchen. Am Abend des gleichen Tages erzählte er mir von den näheren Umständen seiner Verhaftung, von seinem Aufenthalte in der Festung und von den Fragen, die man ihm in der Untersuchungskommission vorgelegt hatte. Aus diesen Fragen konnten wir

auch ersehen, was für eine Anklage gegen Fjodor erhoben worden war. Obwohl man ihm nur einige freimütige Äußerungen über hochgestellte Persönlichkeiten und die Verbreitung verbotener Schriften und des verhängnisvollen Briefes Bjelinskijs zur Last legte, konnte man der Sache bei schlechtem Willen auch eine sehr ernste Wendung geben; in diesem Falle erwartete ihn ein trauriges Schicksal. Allerdings wurden viele von den Verhafteten nach und nach freigelassen; es hieß aber, daß vielen die Verbannung drohe.

Der Sommer 1849 war für uns alle eine traurige Zeit. Jede Woche kam ich mit Michail Dostojewskij zusammen. Die Nachrichten über unsere verhafteten Freunde lauteten sehr unbestimmt; wir wußten nur, daß sie alle gesund waren. Die Untersuchungskommission hatte ihre Tätigkeit beendet, und wir warteten täglich auf die Entscheidung. Es verging aber der Herbst, und erst kurz vor Weihnachten wurde das Schicksal der Verurteilten bekannt. Zu unserem größten Erstaunen und Schrecken waren sie alle zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde aber, wie bekannt, nicht vollstreckt; die Todesstrafe wurde im letzten Augenblick in andere Strafen umgewandelt. Fjodor Dostojewskij bekam vier Jahre Zwangsarbeit in Sibirien und sollte nach Abbüßung der Strafe als gemeiner Soldat in eines der sibirischen Linienregimenter eingereiht werden. Dies alles geschah so schnell und unerwartet, daß weder ich noch sein Bruder der Urteilsverkündung auf dem Semjonowschen Platz beiwohnen konnten; wir erfuhren vom Schicksal unserer Freunde erst, als alles zu Ende war und als sie alle in die Peter-Pauls-Festung zurückgebracht worden waren (bis auf Petraschewskij, den man direkt von der Richtstätte nach Sibirien verschickt hatte).

Die Verurteilten wurden in Partien zu zwei und zu drei Mann aus der Festung in die Verbannung abgeschickt. Am dritten Tage nach der Exekution teilte mir Michail Dostojewskij mit, daß man seinen Bruder am gleichen Abend verschicken werde und daß er von ihm in der Festung Abschied nehmen wolle. Auch ich wollte mich von Fjodor Dostojewskij verabschieden. Wir fuhren beide in die Festung und wandten uns an

den Platzmajor M., den wir von früher kannten und durch dessen Vermittlung wir die Erlaubnis zu erlangen hofften, den Verurtheilten sehen zu dürfen. Er bestätigte uns, daß Dostojewskij und Durow noch am gleichen Abend nach Omsk verschickt werden sollten. Die Erlaubnis, unsere Freunde sehen zu dürfen, mußten wir uns aber noch vom Kommandanten der Festung holen.

Man führte uns in ein großes Zimmer im Erdgeschoß des Kommandanturgebäudes. Es war schon Abend, und im Zimmer brannte eine Lampe. Wir mußten recht lange warten und hörten zweimal das Glockenspiel der Festungskathedrale. Endlich ging die Türe auf, und ins Zimmer traten in Begleitung eines Offiziers Fjodor Dostojewskij und Durow; die Wachsoldaten blieben draußen. Wir begrüßten sie mit kräftigem Händedruck.

Trotz der langen Einzelhaft hatten sich die beiden fast gar nicht verändert: der eine schien noch ebenso ernst und ruhig, der andere heiter und freundlich wie vor der Verhaftung. Beide trugen schon die Reisefleider — Halbpelze und Filzstiefel —, in denen man Sträflinge zu transportieren pflegte. Der Offizier setzte sich bescheiden in einiger Entfernung von uns auf einen Stuhl und störte uns nicht in unserem Gespräche. Fjodor äußerte vor allen Dingen seine Freude darüber, daß sein Bruder dem gleichen Schicksal entronnen war; dann erkundigte er sich mit warmem Interesse nach der Familie Michails und nach allen Einzelheiten seines Lebens. Während dieser Zusammenkunft kam er noch einigemal auf dieses Thema zurück. Dostojewskij und Durow sprachen mit aufrichtiger Sympathie vom Festungskommandanten, welcher sie überaus human behandelt und alles, was in seiner Macht stand, getan habe, um ihre Lage zu erleichtern. Weder der eine noch der andere klagte über das strenge Gericht oder das harte Urtheil. Das ihnen bevorstehende Leben im Zuchthause erschreckte sie nicht; sie ahnten wohl nicht, welchen Einfluß die Strafe auf ihre Gesundheit haben würde.

Als die Brüder Dostojewskij voneinander Abschied nahmen, war es mir klar, daß nicht derjenige, der nach Sibirien mußte,

sondern derjenige, der in Petersburg zurückblieb, mehr litt. Der ältere Bruder weinte, seine Lippen zitterten, während Fjodor Michailowitsch ruhig schien und ihn sogar tröstete.

„Hör doch auf, Bruder,“ sagte er, „du kennst mich ja. Du begleitest mich doch nicht zum Grabe; auch im Zuchthause sind keine Tiere, sondern Menschen, und viele von ihnen sind vielleicht besser und würdiger als ich . . . Wir werden uns ja noch wiedersehen, ich hoffe fest darauf, ich zweifle gar nicht, daß wir uns wiedersehen werden . . . Schreibt mir nach Sibirien, schickt mir Bücher; ich werde von dort aus mitteilen, was für Bücher ich brauche; ich werde dort wohl lesen dürfen . . . Und wenn ich einmal das Zuchthaus hinter mir habe, werde ich regelmäßig schreiben. In diesen Monaten habe ich vieles innerlich erlebt; und wieviel werde ich noch in der Zukunft sehen und erleben! Ich werde wohl genug Stoff zum Schreiben haben . . .“

Man hatte den Eindruck, als ob dieser Mensch die ihm bevorstehende Zuchthausstrafe wie eine Vergnügungsreise ins Ausland auffaßte, wo er schöne Landschaften und Kunstdenkmäler sehen und in voller Freiheit neue Menschen kennen lernen sollte. Er dachte wohl gar nicht daran, daß er vier Jahre im „Totenhouse“, in Ketten, in Gesellschaft von Verbrechern zubringen mußte; vielleicht beschäftigte ihn der Gedanke, daß er in den am tiefsten gesunkenen Verbrechern jene menschlichen Züge, jene unter Asche glimmenden, doch nicht erloschenen Funken eines göttlichen Feuers finden würde, welches, nach seiner Überzeugung, auch im verworfensten Menschen und im verstocktesten Verbrecher brenne.

Unsere letzte Zusammenkunft währte über eine halbe Stunde; obwohl wir vieles miteinander besprachen, erschien uns diese Zeit kurz. Das melancholische Glockenspiel ertönte von neuem, als der Platzmajor ins Zimmer trat und sagte, der Besuch sei zu Ende. Zum letzten Male umarmten wir einander. Ich ahnte damals nicht, daß ich Durow nie wieder und Fjodor Dostojewskij erst in acht Jahren wiedersehen sollte.

Aus den Aufzeichnungen von P. A. Martjanow¹⁾ Im Totenhouse 1850—1854

Der schwerste Dienst, den die Strafverurtheilten zu versehen hatten, war der Wachtdienst am Zuchthause. Es war dasselbe Zuchthaus, welches Dostojewskij in seinen „Aufzeichnungen aus dem Totenhouse“ beschrieben hat; von den an der Petraschewskij-Affäre Beteiligten befanden sich um jene Zeit im Zuchthause Fjodor Michailowitsch Dostojewskij und Sergej Fjodorowitsch Durow. Ob sie vorher in Petersburg sehr bekannt waren, wissen wir nicht; doch während ihres Aufenthaltes im Zuchthause nahmen die Petersburger Freunde an ihnen den größten Anteil und taten alles, um ihr Los zu erleichtern.

Die beiden einst so eleganten jungen Männer boten im Zuchthause einen traurigen Anblick. Sie trugen die allgemeine Sträflingskleidung: im Sommer zur Hälfte graue und zur Hälfte schwarze Joppen mit gelben Abzeichen auf dem Rücken und weiche Mützen ohne Schirme; im Winter kurze Schafspelze, Mützen mit Ohrenklappen und Fausthandschuhe. An Armen und Beinen trugen sie Ketten, die bei jeder Bewegung klirrten, und so unterschieden sie sich äußerlich durch nichts von den andern Sträflingen. Nur eines zeichnete sie von der übrigen Masse aus: die unverwischbaren Spuren einer guten Erziehung und Bildung. Dostojewskij hatte das Aussehen eines kräftigen, etwas untersehten, gut disziplinierten Arbeiters. Das schwere Schicksal hatte ihn gleichsam versteinert. Er schien schwerfällig, unbeholfen und war immer schweigsam. Auf seinem blassen, ausgemergelten, aschfahlen, mit dunkelroten Flecken besäten Gesicht sah man nie ein Lächeln; er öffnete den Mund nur zu kurzen abgerissenen dienstlichen Antworten. Er trug die Mütze immer tief in die Stirne, bis an die Augen-

¹⁾ Martjanows Aufzeichnungen beruhen auf mündlichen Berichten mehrerer Seeladetten, die wegen Teilnahme an der Bewegung des Jahres 1849 begrabt und als Gemeine in das Omsker Linienregiment veretzt worden waren.

brauen gedrückt; sein Blick war mürrisch, unangenehm, gespannt und meistens zu Boden gesenkt. Die Sträflinge liebten ihn nicht, erkannten aber seine moralische Autorität an; sie sahen scheel, doch ohne Haß auf ihn und gingen ihm schweigend aus dem Wege. Er sah es auch selbst und hielt sich daher abseits von allen; nur in ganz seltenen Fällen, wenn es ihm unerträglich schwer zumute war, zog er einige Sträflinge ins Gespräch. Durow machte dagegen auch in der Sträflingskleidung den Eindruck eines vornehmen Herrn. Er war groß gewachsen, hielt den Kopf stolz erhoben, seine großen schwarzen Augen blickten trotz der Kurzsichtigkeit freundlich, und seine Lippen lächelten jeden an. Er trug seine Mühe in den Nacken geschoben und sah selbst in den schwersten Stunden unentwegt heiter aus. Er behandelte jeden Sträfling liebevoll und freundlich, und alle Sträflinge liebten ihn. Er war aber durch sein Leiden furchtbar heruntergekommen und konnte oft kaum die Füße bewegen. Und doch blieb er immer guten Mutes und bemühte sich, die körperlichen Schmerzen durch Lachen und Scherzen zu betäuben.

Von der Gefängniswache wurde damals große Aufmerksamkeit, Energie und Wachsamkeit verlangt. Die Wache hatte die Sträflinge zur Arbeitsstätte zu begleiten und sie auch im Zuchthause zu beaufsichtigen. Der Wachtkommandant mußte jeden Morgen und Abend den ganzen Bestand der Sträflinge kontrollieren, auf Reinlichkeit und Ordnung im Zuchthause und in den Kasernen achtgeben, plötzliche Revisionen bei den Sträflingen vornehmen und das Einschmuggeln von Schnaps, Tabak, Spielkarten und anderen verbotenen Gegenständen verhindern; sein Dienst war also schwierig und verantwortungsvoll. Die ehemaligen Seekadetten übernahmen aber gerne diese Obliegenheiten in Vertretung der Offiziere: sie hatten dabei Gelegenheit, immer vor Augen der Vorgesetzten zu sein und zugleich das schwere Schicksal der Sträflinge, soweit es ging, zu erleichtern. Die meisten Sträflinge arbeiteten außerhalb des Zuchthauses am Bau der Festung; täglich wurden aber einige von ihnen im Zuchthause zur Verrichtung von Hausarbeit zurückbehalten. Diese letzteren standen unter der un-

mittelbaren Aufsicht der Wache und blieben, wenn man sie nicht gerade zu irgendwelchen Arbeiten schickte, entweder im Wachlokal oder in ihren Zellen. Unter diesen Umständen hatten die Seekadetten immer die Möglichkeit, bestimmte Sträflinge im Zuchthause zurückzubehalten. So wurden auch Dostojewskij und Durow oft für die „Hausarbeit“ zurückgehalten; die Wachkommandanten ließen sie dann zu sich ins Offizierszimmer kommen, wo sie ihnen die Tagesneuigkeiten mitteilten und die für sie eingelaufenen Geschenke, Bücher und Briefe übergaben. Man ließ sie ins Wachlokal nur zu solchen Zeiten kommen, wo man sicher war, daß kein Vorgesetzter erscheinen konnte; für jeden Fall hielt man aber ständig einen Soldaten bereit, der sie zur Arbeit abführen sollte. General Borislawskij, der die Oberaufsicht über die Arbeiten hatte, und der Festungskommandant General de Grave waren von diesem Modus durch den Arzt Doktor Troizkij wohl unterrichtet.

Der Charakter Dostojewskijs war nach dem Berichte eines der Kadetten wenig sympathisch; er blickte immer wie ein in die Falle geratener Wolf und ging allen Sträflingen aus dem Wege; selbst die humane Behandlung seitens der Vorgesetzten und ihre Bemühungen, ihm nützlich zu sein und sein Los zu erleichtern, nahm er wie eine schwere Last hin. Er blickte immer finster und hielt sich mitten im Lärm und Leben des Zuchthauses abseits von allen; nur im Notfalle sprach er ein Wort. Wenn ihn die Kadetten ins Offizierszimmer kommen ließen, hielt er sich zurückhaltend, leistete der Aufforderung, sich hinzusetzen und auszuruhen, keine Folge, beantwortete die an ihn gestellten Fragen höchst ungern und ließ sich fast nie zu Seelenergüssen und intimeren Gesprächen herbei. Jeder Äußerung von Mitgefühl begegnete er mit Mißtrauen, als witterte er immer geheime Nebenabsichten. Selbst die ihm angebotenen Bücher nahm er nie an; nur in zwei Fällen (es handelte sich um „David Copperfield“ und „Die Pickwickier“) zeigte er für die Bücher Interesse und nahm sie mit ins Spital. Doktor Troizkij erklärte Dostojewskijs Menschenseu mit dem krankhaften Zustand seines ganzen Organismus, der bekanntlich von seinem Nervenleiden und den epileptischen Anfällen voll-

kommen zerrüttet war; äußerlich schien er aber gesund, rüstig und kräftig; er nahm auch an allen Arbeiten zugleich mit den andern Sträflingen teil. Der Radett, von dem ich diese Schilderung habe, erklärte Dostojewskijs Menschenscheu mit der Furcht, daß seine Beziehungen zu den Menschen und die gegen ihn geübte Nachsicht zur Kenntnis der Obrigkeit kommen und ihm bei ihr schaden könnten. Durow rief dagegen allgemeine Sympathie hervor. Trotz seines kranken und schwachen Aussehens interessierte er sich für alle, knüpfte gern Beziehungen zu den außerhalb des Buchthauses stehenden Menschen an und war für jede ihm gewährte Erleichterung oder Hilfe von Herzen dankbar. Er sprach und debattierte sogar gern über jedes Thema und war oft imstande, seine Zuhörer hinzureißen. Man sah seinen aufrechten, herzlichen und energischen Charakter, den das Unglück gar nicht gebrochen hatte, und daher genoß er bei allen viel größere Sympathie als Dostojewskij.

Die Radetten sahen mit Erstaunen, daß Dostojewskij und Durow einander mit allen Kräften ihrer Seelen haßten; nie sah man sie zusammen, und während ihres ganzen Aufenthaltes im Omster Buchthause wechselten sie miteinander kein Wort. Wenn man die beiden zugleich ins Offizierszimmer kommen ließ, setzten sie sich in entgegengesetzte Ecken und beantworteten die an sie gerichteten Fragen nur mit Ja oder Nein. Man merkte das und ließ sie daher immer einzeln kommen. Als man Durow einmal wegen dieses seltsamen Verhaltens befragte, erwiderte er, keiner von ihnen würde sich herablassen, den andern zuerst anzusprechen, weil das Buchthausleben sie zu Feinden gemacht hätte. Dostojewskij spricht ja in seinen „Aufzeichnungen aus dem Totenhaus“ von manchen interessanten Sträflingen, die zu seiner Zeit im Buchthause waren; doch seines Genossen Durow erwähnt er nirgends, weder unter dem vollen Namen, noch unter Initialen. Und in solchen Fällen, wo er seiner unbedingt erwähnen muß, macht er es so: „Wir, d. h. ich und der andere Sträfling adliger Abstammung, mit dem ich zur gleichen Zeit ins Buchthaus kam . . .“ Oder so: „Ich beobachtete mit Entsetzen einen meiner Buchthausgenossen (adliger Abstammung), welcher zusehends wie eine

Kerze schmolz. Als er ins Zuchthaus kam, war er jung, schön und liebenswürdig; er verließ es als gebrochener, ergrauter, lahmer und kurzatmiger Mensch.“ Der Oberarzt Doktor Troizkij nahm großen Anteil an den politischen Sträflingen. Er ließ ihnen oft durch die Kadetten sagen, sie könnten (der eine oder der andere) zu ihm ins Spital zur Erholung kommen; sie begaben sich auch wirklich oft für mehrere Wochen ins Spital, wo man ihnen gute Kost, Tee, Wein und andere Sachen teils aus der Spitalküche und teils aus der Doktorküche gab. Wie Doktor Troizkij einem der Kadetten erzählte, hatte Dostojewskij seine „Aufzeichnungen aus dem Totenhouse“ mit seiner Genehmigung noch im Zuchthauspital begonnen; die Sträflinge durften nämlich ohne besondere Erlaubnis keine Schreibutensilien haben; die ersten Kapitel dieses Werkes waren lange Zeit bei einem Heilgehilfen in Verwahrung. Auch General Borislawskij protegierte die beiden, durch Vermittlung seines Adjutanten, Leutnant Iwanow. Mit seiner Erlaubnis wurden sie nur zu den leichteren Arbeiten kommandiert; außer jenen Fällen, wo sie selbst Lust hatten, an der Arbeit der anderen Sträflinge teilzunehmen. Zu diesen leichteren Arbeiten zählten Malerarbeiten, das Drehen von Rädern, Brennen von Alabaster, Schneeschaufeln usw. Dostojewskij bekam sogar die Erlaubnis, in der Kanzlei der Ingenieurverwaltung Schreibarbeiten zu verrichten; als aber Oberst Marten in einem Bericht an den Korpskommandeur seine Bedenken äußerte, ob man einen zu Zwangsarbeit verurteilten politischen Verbrecher mit Schreibarbeit beschäftigen dürfe, nahm dieser Zustand bald ein Ende.

Als Dostojewskij einmal zu „Hausarbeiten“ im Zuchthause zurückgeblieben war, kam plötzlich der Platzmajor Kriwchow, den Dostojewskij später als ein „Tier in Menschengestalt“ beschrieben hat, in die Zelle und fand ihn auf seiner Pritsche liegen.

„Was ist denn das? Warum ist er nicht bei der Arbeit?“ schrie der Platzmajor.

„Er ist krank, Herr Major,“ erwiderte ein Kadett, der zufällig in Vertretung eines Wachtoffiziers den Major bei seinem

Rundgange begleitete. „Er hat soeben einen epileptischen Anfall gehabt.“

„Unsinn! Ich weiß, daß ihr ihm zuviel nachseht! Sofort ins Wachtlokal mit ihm, Ruten her!“

Während man ihn von der Pritsche herunterzerzte und ins Wachtlokal schleppte, schickte der Kadett einen Gefreiten zum Kommandanten mit einer Meldung über diesen Vorfall. General de Grave kam sofort ins Buchthaus und sistierte die Rutenstrafe; dem Platzmajor Kriwchow erteilte er aber eine öffentliche Rüge und bestätigte, daß man kranke Sträflinge unter keinen Umständen körperlichen Strafen unterziehen dürfe.

Aus den Erinnerungen des Barons Alexander Wrangel¹⁾ 1854—1865

Als ich vor meiner Übersiedelung nach Sibirien noch in Petersburg wohnte, war ich mit Fjodor Dostojewskij nicht bekannt, wohl aber mit seinem Lieblingsbruder Michail. Diesen besuchte ich vor meiner Abreise; als ich ihm sagte, daß ich nach Sibirien ginge, bat er mich, für seinen Bruder einen Brief, etwas Wäsche, einige Bücher sowie fünfzig Rubel mitzunehmen. Auch Apollon Maikow gab mir einen Brief für Fjodor Dostojewskij mit.

Als ich Ende November nach Omsk kam, fand ich Fjodor Dostojewskij dort nicht mehr vor: er hatte seine Zuchthausstrafe soeben abgebußt und war als gemeiner Soldat nach Semipalatinsk verschickt worden.

Bald mußte ich mich in dienstlichen Angelegenheiten in Semipalatinsk auf längere Zeit niederlassen.

Das Schicksal brachte mich also genau fünf Jahre nach der Exekution auf dem Semjonowschen Platze, der ich zufällig beigewohnt hatte und die für Dostojewskij so verhängnisvoll gewesen war, wieder mit ihm zusammen, und zwar für mehrere Jahre.

Auf der Reise nach Semipalatinsk kam ich wieder nach Omsk.

Hier lernte ich Frau Iwanowa kennen, welche Dostojewskij in der Zeit seines Aufenthaltes im Zuchthause viel Gutes getan hatte. Sie war die Tochter des Dekabristen Annenkow und dessen Gattin Praskowja Iwanowna, einer geborenen Französin, die, wie viele andere Frauen von Dekabristen, ihrem Manne in die Verbannung gefolgt war. Der Gatte war Gendarmerieoffizier. Frau Iwanowa war eine wunderbar gütige, hochgebildete Frau, Beschützerin aller Unglücklichen, besonders aber der politischen Sträflinge.

¹⁾ Baron Alexander Jegorowitsch Wrangel wohnte als junger Student am 22. Dezember 1849 der Zeremonie auf dem Semjonowschen Platze bei. Kam 1854 als Bezirksstaatsanwalt nach Sibirien.

Sie und ihre Mutter lernten Dostojewskij noch in Tobolsk kennen, wohin man ihn im Anfange des Jahres 1850 aus Petersburg gebracht hatte. Tobolsk war damals die Centralstelle für alle aus dem europäischen Rußland deportierten Verbrecher. Von Tobolsk aus wurden sie nach den anderen sibirischen Städten verschickt. Frau Iwanowa versah Dostojewskij in Tobolsk mit Wäsche, Büchern und Geld. Auch in Omsk sorgte sie für ihn und erleichterte in vielen Beziehungen seinen Aufenthalt im Zuchthause. Als ich 1856 nach Petersburg zurückkehrte, beauftragte mich Dostojewskij, sie aufzusuchen und sich bei ihr für alles Gute, das sie ihm erwiesen, zu bedanken.

Ich muß sagen, daß die politischen Verbrecher um jene Zeit von der Obrigkeit und von der gebildeten Gesellschaft in den meisten Fällen viel humaner und gutmütiger behandelt wurden als in den späteren Jahren. Unter der Regierung Nikolaus I. war ganz Sibirien von politischen Verbrechern, Russen wie Polen überschwemmt; es waren lauter gebildete, liberale, durchaus ernste und überzeugte Leute. Fjodor Dostojewskij wurde aber eine ganz besondere Sympathie zuteil. Er bestätigte mir selbst, daß ihm weder im Zuchthaus noch später während seines Soldatendienstes, weder von den Vorgesetzten noch von den andern Zuchthäuslern oder Soldaten je ein Haar gekrümmt wurde; alle anders lautenden Zeitungsberichte beruhen auf Erfindung. Es wurde ja so oft behauptet, daß die Fallsucht Dostojewskijs von körperlichen Züchtigungen herrühre, und viele scheinen an dieses Märchen zu glauben.

Im November 1854 kam ich also nach Semipalatinsk. Am Morgen nach meiner Ankunft begab ich mich zum Militär-gouverneur Spiridonow. Er schickte sofort seinen Adjutanten, mir eine Wohnung zu suchen; schon nach einigen Stunden hatte ich mich in meinem neuen Heim eingerichtet. Beim Gouverneur erkundigte ich mich, wie und wo ich Dostojewskij auffuchen könnte, und ließ ihm sagen, er möchte abends zu mir zum Tee kommen. Dostojewskij wohnte damals in einer eigenen Wohnung (und nicht mehr in der Kaserne).

Er wußte anfangs nicht, wer ich war und warum ich ihn kommen ließ; daher war er zunächst sehr zurückhaltend. Er trug einen grauen Soldatenmantel mit rotem Stehkragen und roten Achselklappen; sein bleiches mit Sommersprossen besätes Gesicht hatte einen mürrischen Ausdruck. Das blonde Haar war kurzgeschoren. Er musterte mich aufmerksam mit seinen klugen blaugrauen Augen, als wollte er erraten, was ich für ein Mensch sei. Wie er mir später gestand, war er, als ihm mein Bote sagte, der Herr Bezirksstaatsanwalt lasse ihn zu sich bitten, beinahe erschrocken. Als ich ihn aber um Entschuldigung bat, weil ich ihn nicht zuerst aufgesucht hatte, ihm die Briefe, Pakete und Grüße aus Petersburg übergab und einen herzlichen Ton anschlug, wurde er gleich heiter und zutraulich. Später erzählte er mir, daß er schon an diesem ersten Abend in mir instinktiv den zukünftigen intimen Freund erraten hätte.

Als er die von mir mitgebrachten Briefe las, traten ihm die Tränen in die Augen; mich überkam aber wieder jenes unheimliche Gefühl von Verzweiflung und Verlassenheit, das ich während meiner langen Reise so oft empfunden hatte. Während ich mit Dostojewskij sprach, brachte man mir einen ganzen Haufen von Briefen aus Petersburg von meinen Verwandten und Freunden. Ich durchslog die Briefe und begann plötzlich zu schluchzen; ich war damals ungewöhnlich sensibel und hing noch sehr an meiner Familie. Meine Losgerissenheit von allen, die mir teuer waren, erschien mir unerträglich, und mir wurde ganz bange vor meiner Zukunft. So standen wir einander gegenüber, beide vom Schicksal verlassen und einsam . . . Mir war so schwer zumute, daß ich den hohen Rang eines Bezirksstaatsanwaltes vergaß und Fjodor Michailowitsch, der mich mit traurigen Augen ansah, um den Hals fiel. Er tröstete mich, drückte mir herzlich wie einem alten Bekannten die Hand, und wir gaben uns das Wort, so oft als möglich zusammenzukommen.

Dostojewskij war bekanntlich im Frühjahr 1854 aus dem Zuchthause entlassen und als Gemeiner nach Semipalatinsk geschafft worden. In der ersten Zeit wohnte er mit den üb-

rigen Soldaten in der Kaserne; bald bekam er aber auf Verwendung des Generals Iwanow die Erlaubnis, in einem Privathause in der Nähe der Kaserne, unter Haftung seines Kompagniechefs Stepanow, wohnen zu dürfen. Außerdem stand er unter Aufsicht seines Feldwebels, der ihn gegen eine geringe Vergütung in Ruhe ließ.

Die erste Zeit war für ihn die schwierigste; die absolute Einsamkeit schien ihm unerträglich. Doch nach und nach lernte er einige Offiziere und Beamte kennen; zu einem intimeren Verkehr kam es aber nicht. Selbstverständlich erschien ihm dieser neue Zustand nach dem Zuchthause wie ein Paradies. Einige intelligentere Damen von Semipalatinsk brachten ihm warme Sympathie entgegen; ganz besonders Frau Maria Dmitrijewna Issajewa und die Gattin seines Kompagniechefs Stepanow. Der letztere, ein fürchterlicher Trunkenbold, war wegen Trunksucht aus Petersburg nach Sibirien versetzt worden. Seine Frau machte Verse, die Dostojewskij lesen und korrigieren mußte. Frau Issajewa wurde bekanntlich nach dem Tode ihres Mannes die Gattin Dostojewskijs.

Zu meiner Zeit war Semipalatinsk ein Mittelding zwischen Stadt und Dorf. Alle Häuser waren aus Holz erbaut. Die Bevölkerung zählte fünf- bis sechstausend Köpfe, die Garnison und die asiatischen Kaufleute mitinbegriffen. Am linken Ufer des Flusses wohnten etwa dreitausend Kirgisen.

Es gab eine orthodoxe Kirche, sieben Moscheen, einen großen Kaufhof, wo die Karawanen einkehrten, eine Kaserne, ein Spital und ein Verwaltungsgebäude. An Lehranstalten war nur eine Kreisschule da. Im einzigen Kaufladen der Stadt konnte man alles, von gewöhnlichen Nägeln bis zu Pariser Parfümerien bekommen; einen Buchladen gab es nicht, denn es gab niemand, der Bücher gekauft hätte. Höchstens zehn bis fünfzehn Einwohner der Stadt waren auf Zeitungen abonniert; das war auch kein Wunder, denn um jene Zeit interessierten sich die Leute in Sibirien nur für Karten, Klatsch, Trinkgelage und Geschäfte. Selbst für den Krimkrieg hatte man kein Interesse und betrachtete ihn als eine fremde, nicht-sibirische Angelegenheit.

Ich war auf drei Zeitungen abonniert: „Petersburger Akademische Nachrichten“, „Augsburger Allgemeine Zeitung“ und „Indépendance Belge“; Dostojewskij las mit großem Vergnügen die russische und die französische Zeitung; für die „Augsburger“ hatte er kein besonderes Interesse, denn er verstand damals nicht viel deutsch und liebte diese Sprache überhaupt nicht.

Zwischen der tatarischen und der kosatischen Vorstadt lag die eigentliche russische Stadt; dieser Stadtteil hieß ‚Festung‘, obwohl die Festung längst geschleift worden war; nur noch ein großes steinernes Tor war übriggeblieben. In diesem Stadtteil wohnte das ganze Militär; hier lag das Linienbataillon, die berittene Artillerie, hier befanden sich alle Behörden, die Hauptwache und das mir unterstellte Gefängnis. Weder Baum noch Strauch war zu sehen; nichts als Sand und Dornengebüsch. Dostojewskij bewohnte in diesem Stadtteil eine ärmliche Hütte.

Das Leben war damals sehr billig: ein Pfund Fleisch kostete eine halbe Ropete, vierzig Pfund Buchweizengröße — dreißig Ropeten. Dostojewskij pflegte seine Tagesration an Kohlsuppe, Größe und Schwarzbrot aus der Kaserne nach Hause mitzunehmen; was ihm davon übrig blieb, schenkte er seiner armen Wirtin.

Er aß oft bei mir und anderen Bekannten zu Mittag. Seine Hütte befand sich in der ödesten Gegend der Stadt. Sie war aus rohen Holzbalken gezimmert, baufällig, schief, ohne Fundament und ohne ein einziges Fenster auf die Straße.

Dostojewskij bewohnte ein recht großes, doch sehr niedriges, halbfinsteres Zimmer. Die mit Lehm bestrichenen Wände waren einst weiß gewesen; an zwei Seiten standen breite Bänke. An den Wänden hingen von Fliegen beschmutzte Bilderbogen. Links von der Eingangstüre befand sich ein breiter Ofen. Hinter dem Ofen stand ein Bett, ein kleines Tischchen und eine Bretterkiste, die als Kommode diente. Diese ganze Ecke war durch einen Rattunvorhang vom übrigen Raume getrennt. Vor den Fenstern standen Geranium-

stöße und hingen Vorhänge, die früher rot gewesen waren. Wände und Decke waren von Rauch geschwärzt, und im Zimmer war es so finster, daß man abends bei einem Talglichte (Stearinlichter waren damals ein großer Luxus, und Petroleumlampen kannte man überhaupt noch nicht) kaum lesen konnte. Ich kann gar nicht verstehen, wie es Dostojewskij fertig brachte, bei dieser Beleuchtung nächtelang zu schreiben. Die Behausung hatte noch eine große Annehmlichkeit: auf dem Tische, den Wänden und dem Bette liefen ständig ganze Herden von Schaben umher, und im Sommer wimmelte es von Flöhen.

Mit jedem neuen Tag gestalteten sich unsere Beziehungen herzlicher. Dostojewskij besuchte mich mehrere Male am Tage, so oft es ihm sein militärischer und mir mein Beamten-dienst erlaubte; er aß oft bei mir zu Mittag und verbrachte mit besonderer Vorliebe die Abendstunden bei mir, wobei er ungeheure Mengen Tee trank und Zigaretten rauchte.

Mein Verkehr mit Dostojewskij zog bald die Aufmerksamkeit der entsprechenden Kreise auf sich. Ich merkte, daß mir meine Post mit einer Verspätung von einigen Tagen zugestellt wurde. Meine Feinde, und ich hatte ihrer unter den bestechlichen Beamten nicht wenige, erkundigten sich bei mir oft ironisch nach Dostojewskij und drückten ihr Erstaunen darüber aus, daß ich mit einem Soldaten verkehrte. Selbst der Gouverneur warnte mich und sprach die Befürchtung aus, der Revolutionär Dostojewskij könnte auf mich bei meiner Jugend und Unerfahrenheit einen verderblichen Einfluß haben.

Der Militärgouverneur Spiridonow war ein außergewöhnlich gutmütiger, humaner und einfacher Mensch und zeichnete sich durch seltene Gastfreundlichkeit aus. Bei seinem hohen Range war er selbstverständlich die wichtigste Person der Stadt. Ich aß bei ihm jeden zweiten Tag zu Mittag und genoß sein vollstes Vertrauen. Ich wollte ihm Gelegenheit geben, Dostojewskij näher kennen zu lernen und bat ihn um Erlaubnis, den Verbannten zu ihm ins Haus bringen zu dürfen. Er überlegte sich das eine Weile und sagte: „Nun, bringe ihn einmal mit, doch sage ihm, daß er ganz ohne Umstände in seiner Soldatenuniform kommen soll.“

Spiridonow gewann Dostojewskij sehr bald lieb; er half ihm, wie und wo er nur konnte. Nachdem der Militärgouverneur mit dem Beispiel vorangegangen war, gewährte die bessere Gesellschaft von Semipalatinsk Dostojewskij Zutritt in ihre Häuser.

In der Stadt gab es keinerlei Vergnügungen. In den zwei Jahren meines dortigen Aufenthaltes war kein einziger Musiker in die Stadt gekommen; das einzige Klavier wurde mehr als Rarität betrachtet. Einmal veranstalteten die Regimentschreiber in der Reitschule eine Liebhabervorstellung. Dostojewskij war ihnen dabei mit seinem Rat behilflich und überredete mich, der Vorstellung beizuwohnen. Die ganze Stadt versammelte sich in der Reitschule. Besonders stark war das zarte Geschlecht vertreten. Diese Vorstellung endete mit einem großen Skandal. In der Pause zwischen zwei Akten traten einige Regimentschreiber als Solisten auf und trugen zur Ergötzung des Publikums so unanständige Couplets vor, daß die Damen die Flucht ergriffen, während die Offiziere mit dem Bataillonskommandeur Bjesikow an der Spitze vor Vergnügen brüllten.

Ich kann mich an keinen einzigen Tanzabend, an kein einziges Picknick oder an einen gemeinsamen Ausflug erinnern. Ein jeder lebte für sich. Die Männer tranken, aßen, spielten Karten, verübten Skandale und besuchten die reichen Tataren der Umgebung; die Frauen befaßten sich hauptsächlich mit Klatsch.

In Semipalatinsk gab es noch einige politische Sträflinge — Polen und aus Russisch-Polen stammende ehemalige ungarische Offiziere. Als sich Görgej im Jahre 1848 mit seiner Armee den Russen ergeben hatte, behandelte Kaiser Nikolaus I. die kriegsgefangenen Offiziere wie seine ehemaligen Untertanen und verschickte sie nach Sibirien. Die Polen lebten für sich und verkehrten nur untereinander. Die Reichen sorgten für die Unbemittelten, und überhaupt herrschte unter ihnen große Solidarität. Fjodor Michailowitsch liebte diese Polen nicht und ging ihnen meistens aus dem Wege; wir lernten nur einen von ihnen, den

Ingenieur Hirschfeld kennen, der uns manchmal besuchte und eine gewisse Abwechslung in unser eintöniges Leben brachte.

Ich schloß mich Dostojewskij immer enger an; mein Haus war für ihn Tag und Nacht offen. Wenn ich vom Dienste kam, fand ich oft Dostojewskij bei mir zu Hause, der vor mir vom Exerzierplatz oder aus der Regimentskanzlei gekommen war. Er ging mit aufgekнопftem Mantel und einer Pfeife im Munde in meinem Zimmer auf und ab und führte Selbstgespräche: in seinem Kopfe gab es immer neue Gedanken. Ich kann mich noch gut an einen solchen Abend erinnern; er trug sich damals mit den Plänen zu „Onkelschens Traum“ und „Das Gut Stepantischikowo“.

Er war in ansteckend heiterer Stimmung, lachte, erzählte mir von den Erlebnissen des Onkelschens, sang Opernarien; als mein Diener Adam eine bernsteingelbe Sterlettensuppe ins Zimmer brachte, erklärte er, daß er Hunger habe und bestürmte Adam, er möchte schneller das übrige Essen auftragen. Für diesen Adam hatte er große Sympathie; er nahm ihn immer in Schutz und schenkte ihm Geld, was meinem Leporello, einem entsetzlichen Trunkenbold, die Möglichkeit gab, ein übriges zu trinken.

Fjodor Michailowitsch las mit besonderer Vorliebe Gogol und Victor Hugo. Wenn er guter Laune war, deklamierte er gern Gedichte, und mit besonderer Vorliebe die von Puschkin; sein Lieblingsgedicht war „Das Mahl Kleopatras“ aus den „Ägyptischen Nächten“. Er deklamierte es mit strahlenden Augen und begeisterter Stimme.

Ich muß bemerken, daß ich mich zu jener Zeit für Literatur wenig interessierte; ich hatte mich ganz der trockenen Wissenschaft ergeben, worüber Dostojewskij oft empört war. Mehr als einmal sagte er zu mir: „Werfen Sie doch Ihre Professorenbücher weg!“ Er suchte mir oft zu beweisen, daß Sibirien gar keine Zukunft habe, weil alle sibirischen Ströme in das Nördliche Eismeer mündeten. Von den Eroberungen Murawjows an der Küste des Stillen Ozeans wußte damals noch niemand, und von der großen Sibirischen Eisenbahn wagte

man nicht einmal zu träumen; einen solchen Plan würde man damals für das Delirium eines Wahnsinnigen gehalten haben. Ich selbst mußte lachen, als mir Bakunin, den ich im Jahre 1858 im Amurgebiet kennen lernte, diesen Plan entwickelte.

An Dostojewskij hing ich schon damals mit großer Liebe. Wie hoch ich ihn schätzte, geht aus meinen Briefen an meine Verwandten hervor; diese Briefe habe ich heute zur Hand. Am 2. April 1856 schrieb ich aus Semipalatinsk: „Das Schicksal hat mich mit einem seltenen Menschen von hervorragendem Geist und Gemüt zusammengebracht; es ist der begabte junge Schriftsteller Dostojewskij. Ich habe ihm vieles zu verdanken; aus seinen Worten, Ratschlägen und Ideen werde ich mein Leben lang Kräfte schöpfen. Ich arbeite täglich mit ihm; augenblicklich wollen wir die Philosophie Hegels und die ‚Psyche‘ von Carus übersetzen. Er ist tief religiös, kränklich, doch mit einem eisernen Willen begabt. Suchen Sie doch, mein guter Papa, zu erfahren, ob kein Amnestieerlaß in Aussicht ist.“

In einem an meine Schwester gerichteten Briefe lese ich: „Ich bitte dich, den Vater zu bewegen, durch Alexander Weimarn zu erfahren, ob man nicht anläßlich der Krönungsfeierlichkeiten einige politische Verbrecher begnadigen wird und ob man sich nicht bei Dubelt oder dem Fürsten Orlov¹⁾ für Dostojewskij verwenden kann. Muß denn dieser hervorragende Mensch hier als gemeiner Soldat zugrunde gehen? Das wäre ja schrecklich. Er tut mir entsetzlich leid; ich liebe ihn wie einen Bruder und achte ihn wie einen Vater.“

Die Nachsicht Dostojewskijs gegen jedermann war ganz außergewöhnlich. Er fand Rechtfertigung selbst für die schlechtesten menschlichen Eigenschaften und schob alles auf die verkehrte Erziehung, auf den Einfluß der Umgebung und auf das angeborene Temperament.

„Ach, mein lieber Alexander Jegorowitsch, Gott hat ja die Menschen einmal so geschaffen!“ pflegte er zu sagen. Er hatte Sympathie für alle vom Schicksal Vernachlässigten, für alle

¹⁾ Dubelt — Chef der Staatspolizei; Orlov — Chef der Gendarmarie.

Unglücklichen, Kranken und Armen. Alle, die ihn näher kannten, wissen von seiner außergewöhnlichen Herzensgüte. Wie rührend sorgte er z. B. für die Familie seines Bruders Michail, für den kleinen Pascha Issajew und viele andere!

Wir sprachen auch manchmal über Politil. Von seinem Prozesse vermied er zu sprechen, und ich brachte auch nie das Gespräch auf dieses Thema. Ich hörte von ihm nur, daß er Petraschewskij nie geliebt und seine Pläne nie gutgeheißen habe; er sei stets der Meinung gewesen, in Rußland dürfe man vorläufig an einen politischen Umsturz gar nicht denken, und der Gedanke an eine russische Verfassung nach dem Muster der westeuropäischen Staaten sei bei der Unbildung der Volksmassen einfach lächerlich.

Er gedachte oft seiner Genossen Durow, Pleschtschejew und Grigorjew. Er stand aber mit keinem von ihnen in Briefwechsel; durch meine Hände gingen nur seine Briefe an den Bruder Michail, einmal an Apollon Maitow, an seine Tante Rumanina und an den jungen Jakuschkin.

Nun muß ich noch erwähnen, was mir von seinen epileptischen Anfällen bekannt ist. Ich habe, Gott sei Dank, nie seine Anfälle miterlebt. Ich weiß aber, daß sie recht oft kamen; seine Wirtin schickte gewöhnlich sofort nach mir. Nach den Anfällen fühlte er sich immer zwei oder drei Tage wie zerschlagen, und sein Kopf wollte nicht arbeiten. Die ersten Anfälle hatte er, wie er behauptete, noch in Petersburg gehabt; im Zuchthause hatte sich die Krankheit weiter entwickelt. In Semipalatinsk bekam er sie alle drei Monate. Er erzählte mir, er fühle das Nahen eines jeden Anfalles voraus und empfinde vorher immer ein unbeschreibliches Wollustgefühl. Nach jedem Anfall bot er einen unheimlich jämmerlichen Anblick.

Fjodor Michailowitsch hatte mehr gesellschaftlichen Verkehr als ich; besonders oft besuchte er die Familie Issajew. Er verbrachte in diesem Hause ganze Abende und erteilte u. a. dem einzigen Sohn der Issajews, Pascha, einem aufgeweckten Knaben von acht oder neun Jahren, Unterricht. Maria Dmitrijewna Issajewa war, wenn ich nicht irre, die Tochter eines

Gymnasialdirektors aus Astrachan und mit einem Gymnasiallehrer verheiratet. Wie dieser nach Sibirien geraten war, kann ich nicht sagen. Issajew litt an Lungenschwindsucht und war nebenbei ein großer Trunkenbold. Sonst war er ein stiller, bescheidener Mensch. Maria Dmitrijewna war eine etwa dreißigjährige recht hübsche Blondine von mittlerem Wuchs, sehr hager, leidenschaftlich und exaltiert. Schon damals sah man eine unheilverkündende Röte auf ihrem blassen Gesichte; einige Jahre später starb sie an der Schwindsucht. Sie war belesen, nicht ungebildet, wißbegierig, herzensgut und ungewöhnlich lebhaft und empfindsam. An Fjodor Michailowitsch nahm sie warmen Anteil. Ich glaube nicht, daß sie ihn hochschätzte; sie hatte eher einfach Mitleid mit ihm. Es ist auch möglich, daß sie an ihm hing, aber verliebt war sie jedenfalls nicht in ihn. Sie wußte, daß er die Fallsucht hatte und bittere Not litt; sie sagte oft, er sei „ein Mensch ohne Zukunft“. Fjodor Michailowitsch faßte aber ihr Mitleid und Mitgefühl als Liebe auf und verliebte sich in sie mit dem ganzen Feuer seiner Jugend. Er verbrachte bei den Issajews ganze Tage und suchte auch mich zu bewegen, hinzugehen; die Familie war mir aber nicht sympathisch.

Anfangs März kam der Flügeladjutant Achmatow nach Omsk (er hatte die Strecke von Petersburg in nur zehn Tagen zurückgelegt) mit der Nachricht vom Ableben Kaiser Nikolaus I. Die Nachricht kam zu uns nach Semipalatinsk am 12. März.

Die Kunde von der Herzensgüte und Milde des neuen Kaisers war schon früher nach Sibirien gedrungen. Ich ging mit Dostojewskij in die Kirche zur Seelenmesse. Die Stimmung war zwar ernst, doch sah man keine einzige Träne; nur einige alte Offiziere und Soldaten seufzten. Dostojewskij begann auf eine Veränderung in seinem Schicksal, auf einen Amnestieerlaß zu hoffen. Am meisten interessierte uns alle die Frage, ob der Krimkrieg noch fort dauern würde.

Im Sommer zog ich mit Dostojewskij in die Sommerfrische, nach dem sogenannten „Kasakowschen Garten“. Das Gut lag am hohen Ufer des Irtysch. Wir erbauten dicht am

Ufer zwischen Gebüsch, Weidengestrüpp und Schilf eine Badehütte und fingen schon im Mai zu baden an. Wir beschäftigten uns viel mit dem Blumengarten. Ich sehe noch heute Dostojewskij vor mir, wie er die jungen Pflanzen begoß; er hatte seinen Soldatenmantel ausgezogen und stand in einer rosa Rattunweste zwischen den Blumenbeeten. An seinem Halse hing eine lange Kette aus kleinen blauen Glasperlen, wohl ein Geschenk von zarter Hand. An dieser Kette trug er eine große zwiebel förmige silberne Uhr. Er war von der Gartenarbeit ganz hingerissen und fand an ihr wohl großes Vergnügen.

Der Sommer war außerordentlich heiß. Bei der Gartenarbeit halfen uns manchmal die beiden Töchter der Stadtwirtin Dostojewskijs. Nach einigen Stunden Arbeit gingen wir baden und tranken dann oben Tee. Wir lasen Zeitungen, rauchten, sprachen über unsere Petersburger Freunde und schimpften auf Westeuropa. Der Krimkrieg dauerte ja noch fort, und wir waren beide in gedrückter Stimmung.

Ich war passionierter Reiter; einmal gelang es mir, Dostojewskij zu bewegen, einen Ritt zu versuchen und ich stellte ihm das sanfteste meiner Pferde zur Verfügung; er saß wohl zum erstenmal im Leben auf einem Pferde. Wie komisch und plump er sich dabei auch ausnahm, fand er doch bald Geschmack am Reiten, und wir machten von nun an weite Spazierritte durch die Steppe.

Die Liebe Dostojewskijs zu Frau Issajewa erkaltete indessen nicht. Bei jeder Gelegenheit suchte er sie auf und kehrte von ihr stets in wahrer Ekstase heim. Er wunderte sich, daß ich sein Entzücken nicht teilte.

Einmal kam er ganz verzweifelt nach Hause und erzählte mir, daß Issajew nach Kusnezsk, einer Stadt, die fünfhundert Werst von Semipalatinsk entfernt war, versetzt werden sollte. „Und sie ist damit einverstanden, scheint nichts dagegen zu haben . . . Ist das nicht empörend?“ sagte er erbittert.

Issajew wurde bald darauf wirklich nach Kusnezsk versetzt. Die Verzweiflung Dostojewskijs war grenzenlos; er kam beinahe von Sinnen; den bevorstehenden Abschied von Maria

Dmitrijewna faßte er wie den Abschied vom Leben auf. Es stellte sich heraus, daß die Issajews stark verschuldet waren; als sie zur Tilgung der Schulden ihr ganzes Eigentum verkauft hatten, blieb ihnen nichts für die Reise übrig. Ich half ihnen aus, und schließlich traten sie die Reise an.

Die Abschiedsszene werde ich nie vergessen. Dostojewskij weinte laut wie ein kleines Kind. Nach vielen Jahren, in seinem Briefe an mich vom 31. März 1865, spricht er noch von diesem Abschied.

Dostojewskij und ich beschlossen, die Issajews noch eine Strecke weit zu begleiten. Ich nahm Dostojewskij zu mir in den Wagen, die Issajews saßen in einem offenen Postwagen. Vor der Abreise kehrten alle bei mir ein, um ein Glas Wein zu leeren. Um Dostojewskij die Möglichkeit zu geben, vor dem Abschied zum letztenmal ungestört mit Maria Dmitrijewna zu sprechen, machte ich ihren Gatten ordentlich betrunken. Unterwegs gab ich ihm noch etwas Champagner zu trinken und bekam ihn so ganz in meine Gewalt; ich nahm ihn zu mir in den Wagen, wo er sofort einschlief. Fjodor Michailowitsch setzte sich zu Maria Dmitrijewna hinüber. Es war eine wundervolle mondhelle Mainacht; die Luft war von einem süßen Duft erfüllt. So fuhren wir eine weite Strecke. Schließlich mußten wir uns trennen. Die beiden umarmten sich zum letztenmal und wischten sich die Tränen aus den Augen, während ich den betrunkenen und verschlafenen Issajew in den anderen Wagen hinüberschleppte; er schlief sofort wieder ein und wußte wohl gar nicht, was mit ihm geschah. Der kleine Pascha schlief gleichfalls. Der Postwagen setzte sich in Bewegung, eine Staubwolke erhob sich, schon war nichts mehr zu sehen und das Glöckchen verhallte in der Ferne; Dostojewskij aber stand starr und stumm, und Tränen flossen ihm die Wangen hinab. Ich trat zu ihm heran, nahm ihn bei der Hand, er erwachte aus seiner Erstarrung und stieg, ohne ein Wort zu sagen, in den Wagen. Wir kehrten erst beim Morgengrauen heim. Dostojewskij legte sich nicht schlafen, sondern ging noch lange in seinem Zimmer auf und ab und sprach mit sich selbst. Nach der schlaflosen Nacht begab er sich ins Lager zum Exerzieren. Nach Hause zurück-

gekehrt, lag er den ganzen Tag, nahm nichts zu sich und rauchte eine Pfeife nach der anderen.

Die Zeit tat das ihrige, und die krankhafte Verzweiflung Dostojewskijs nahm ein Ende. Mit Kusnezj stand er in eifrigem Briefwechsel, der ihm jedoch nicht immer Freude machte. Fjodor Michailowitsch hatte trübe Vorahnungen. Frau Issajewa klagte in ihren Briefen über bittere Not, über ihre Krankheit und das unheilbare Leiden ihres Mannes, über die freudlose Zukunft, die sie erwartete; das alles bedrückte Dostojewskij sehr schwer. Er kam noch mehr herunter, wurde mürrisch, reizbar und sah wie ein Schatten von einem Menschen aus. Er arbeitete sogar nicht mehr an den „Aufzeichnungen aus dem Totenhaus“, die er mit solchem Eifer begonnen hatte. Nur wenn wir an warmen Abenden im Grase lagen und zum sternbesäten Himmel emporblickten, fühlte er sich verhältnismäßig wohl. Solche Augenblicke wirkten auf ihn beruhigend. Über Religion sprachen wir selten. Er war im Grunde genommen religiös, ging aber nur selten in die Kirche; die Popen, und besonders die sibirischen, konnte er gar nicht leiden. Von Christus sprach er mit fühlbarem Entzücken. Seine Manier zu sprechen, war recht eigentümlich. Im allgemeinen sprach er nicht laut, oft sogar im Flüsterton; doch wenn er in Begeisterung geriet, wurde seine Stimme immer lauter und klangvoller; und wenn er besonders aufgeregt war, überstürzte er sich und fesselte die Aufmerksamkeit des Zuhörers durch die Leidenschaftlichkeit seiner Rede. Was für wunderbare Stunden habe ich mit ihm erlebt! Wieviel verdanke ich dem Verkehr mit diesem so reich begabten Menschen! In der ganzen Zeit unseres Zusammenlebens gab es zwischen uns kein einziges Mißverständnis und unser freundschaftliches Verhältnis wurde durch keinen Schatten getrübt. Er war zehn Jahre älter und hatte viel mehr Erfahrung als ich. So oft ich in meiner jugendlichen Unerfahrenheit, von der abstoßenden Umgebung entsetzt, zu verzweifeln begann, sprach mir Dostojewskij Mut zu und erhielt meine Energie durch Ratschläge und warme Teilnahme aufrecht. Ich ehre sein Andenken ganz besonders wegen der humanen Gefühle, die er mir eingeflößt hat. Nach alledem

wird der Leser begreifen, daß ich nicht teilnahmsloser Zeuge des traurigen Zustandes bleiben konnte, in den er infolge seines unglücklichen Verhältnisses zu Frau Issajewa geraten war.

Ich beschloß, ihn auf jede Weise zu zerstreuen. Bei jeder Gelegenheit schleppte ich ihn mit mir. Ich machte ihn mit den Ingenieuren der nahen Blei- und Silberwerke bekannt. Doch es fiel mir sehr schwer, ihn von seinen traurigen Gedanken abzulenken. Er war plötzlich abergläubisch geworden, erzählte mir oft von Somnambulen, besuchte Wahrsagerinnen; und da ich mit meinen zweiundzwanzig Jahren auch meinen eigenen Roman hatte, führte er mich zu einer Alten, die aus Bohnen wahr sagte.

Um diese Zeit schrieb man mir aus Petersburg, der neue Kaiser sei gnädig und außerordentlich gütig, man spüre einen neuen Geist und erwarte große Reformen. Diese Nachricht wirkte auf Dostojewskij sehr ermutigend; er wurde heiterer und schlug die Zerstreungen, die ich ihm bot, immer seltener aus.

Eines Tages kam aus Omsk die Nachricht, daß infolge der politischen Spannung an der Südgrenze und der Gärung unter den Kirgisen der Omsker Generalgouverneur nach Semipalatsinsk kommen werde, um die Truppen zu revidieren; es hieß, daß er bei dieser Gelegenheit auch die übrigen Ressorts revidieren werde.

Auch Dostojewskij mußte sich für jeden Fall auf den möglichen Feldzug vorbereiten; er mußte sich Stiefel, eine wasserdichte Jacke, Wäsche und andere durchaus notwendige Kleidungsstücke anschaffen; sich mit einem Worte vom Kopf bis zu den Füßen neu equipieren; er besaß aber nichts als die Kleider, die er am Leibe trug. Wieder brauchte er Geld, wieder zerbrach er sich den Kopf, wie er sich welches verschaffen könnte. Die verdammtten Geldsorgen ließen ihn nie in Ruhe. Vom Bruder Michail und von der Tante hatte er erst vor kurzem eine kleine Summe erhalten; also konnte er von ihnen unmöglich wieder Geld verlangen. Unter diesen Sorgen litt er entsetzlich; aus Kusnezsk kamen aber täglich immer beunruhigendere Nachrichten. Frau Issajewa verzehrte sich an

der Seite ihres kranken und immer betrunkenen Mannes vor Sehnsucht und klagte in allen ihren Briefen über Einsamkeit und Mangel an Menschen, mit denen sie sprechen könnte. In den späteren Briefen tauchte immer öfter der Name eines ihrer neuen Bekannten, eines sympathischen jungen Lehrers und Kollegen ihres Mannes auf. In jedem neuen Briefe sprach sie von ihm immer begeisterter und entzückter; sie rühmte seine Güte, seine Anhänglichkeit und seine hervorragenden Herzenseigenschaften. Dostojewskij quälte sich vor Eifersucht; seine düstere Stimmung hatte auch eine schädliche Rückwirkung auf seinen Gesundheitszustand.

Er tat mir entsetzlich leid, und ich beschloß, eine Zusammenkunft mit Maria Dmitrijewna in Smijew, auf der halben Strecke zwischen Semipalatinsk und Kusnezsk zu arrangieren. Ich hoffte, daß eine Aussprache den unglücklichen Beziehungen Dostojewskijs ein Ende machen würde. Nun hatte ich eine schwere Aufgabe vor mir: wie soll ich ihn aus Semipalatinsk nach Smijew bringen, ohne daß jemand etwas davon erfährt? Die Obrigkeit würde ihm eine so weite Reise unmöglich erlauben. Der Gouverneur und der Bataillonskommandeur hatten ihm die Bitte um Urlaub schon zweimal abgeschlagen. Nun hieß es einfach riskieren. Ich schrieb sofort nach Kusnezsk und forderte Maria Dmitrijewna auf, an einem bestimmten Tage nach Smijew zu kommen. Gleichzeitig verbreitete ich in der Stadt das Gerücht, daß Dostojewskij nach einigen schweren epileptischen Anfällen so geschwächt sei, daß er das Bett hüten müsse. Ich meldete auch seinem Bataillonskommandeur, daß er krank sei und vom Militärarzt Lamotte behandelt werde. Dieser Lamotte war aber unser guter Freund und in unser Vorhaben eingeweiht. Er war Pole, ehemaliger Student der Wilnaer Universität und war für ein politisches Vergehen nach Sibirien verbannt worden. Meine Dienerschaft bekam den Befehl, jedem zu sagen, daß Dostojewskij krank in meinem Hause liege. Man schloß die Fensterläden, damit das Licht den Kranken nicht störe. Niemand sollte hereingelassen werden. Zu unserm Glück waren alle Vorgesetzten mit dem Militärgouverneur an der Spitze gerade abwesend.

Alles war uns günstig. Um zehn Uhr abends reisten wir ab. Wir sausten wie der Sturm dahin; der arme Dostojewskij glaubte aber, daß wir uns in Schnecken-tempo fortbewegten und beschwor den Rutscher, noch schneller zu fahren. Wir fuhren die ganze Nacht durch und erreichten am Morgen Smijew. Wie furchtbar war nun Dostojewskij enttäuscht, als man uns mitteilte, daß Maria Dmitrijewna nicht kommen werde. Es war ein Brief von ihr gekommen, in dem sie mitteilte, daß der Zustand ihres Mannes sich verschlechtert habe und daß sie auch kein Geld für diese Reise habe. Die Verzweiflung Dostojewskijs kann ich gar nicht wiedergeben; ich zerbrach mir den Kopf, wie ich ihn einigermaßen beruhigen könnte.

Am gleichen Tage reisten wir zurück und machten die dreihundert Verst in achtundzwanzig Stunden. Nach Hause zurückgekehrt, kleideten wir uns um und machten sofort einen Besuch bei Bekannten. So hat niemand von unserem Streich erfahren.

Unser Leben zog sich wieder eintönig dahin; Dostojewskij war meistens schlechter Laune und arbeitete zeitweise sehr viel; ich suchte ihn, so gut ich konnte, zu zerstreuen. In unserm Leben gab es gar keine Abwechslung: wir gingen täglich am Ufer des Irtysch spazieren, arbeiteten im Garten, badeten, tranken Tee und rauchten auf dem Balkon. Zuweilen saß ich mit einer Angel am Wasser, während Dostojewskij neben mir im Grase lag und irgend etwas vorlas; alle Bücher, die ich hatte, wurden auf diese Weise zu unzähligen Malen durchgelesen. Unter anderm las er mir „zur Belehrung“ Alfsakows „Vom Angeln“ und „Memoiren eines Jägers“ vor. In der Stadt gab es keine Bibliothek. Die vielen Bücher über Zoologie und Naturwissenschaften, die ich aus Petersburg mitgebracht hatte, wußte ich beinahe auswendig. Dostojewskij zog die schöne Literatur vor, und wir stürzten uns mit Leidenschaft auf jedes neue Buch. Die Eintönigkeit unseres Lebens wurde aber durch die Stunden belohnt, in denen über Dostojewskij die schöpferische Begeisterung kam. In diesen Stunden war er in einer so gehobenen Stimmung, daß auch ich von ihm angesteckt wurde. Selbst das Leben in Semipalatinsk erschien uns in solchen Augenblicken gar nicht

so schlecht; leider verging diese Stimmung jedesmal ebenso plötzlich wie sie gekommen war. Jede unerfreuliche Nachricht aus Kusnezsk machte diesem Zustand mit einem Schlage ein Ende; Dostojewskij klappte sofort zusammen und wurde wieder krank und weß.

Wie ich schon einmal erwähnt habe, arbeitete Dostojewskij in dieser Zeit an seinen „Aufzeichnungen aus dem Totenhaus“. Mir wurde das große Glück zuteil, Dostojewskij in seiner Inspiration zu sehen, und die ersten Entwürfe zu diesem unvergleichlichen Werk aus seinem Munde zu hören; noch heute nach vielen Jahren gedenke ich dieser Augenblicke mit einem erhebenden Gefühl. Ich mußte immer staunen, daß in der Seele Dostojewskijs trotz der harten Schicksalsschläge, trotz des Zuchthauses, der Verbannung, der schrecklichen Krankheit und der ewigen Geldnot die herrlichsten menschlichen Gefühle glühten. Nicht minder war ich über seine ungewöhnliche Arglosigkeit und Sanftmut, die ihn auch in den schwersten Stunden nicht verließen, erstaunt.

[Baron Wrangel erzählt weiter von der Ankunft des Generalgouverneurs Hasford in Semipalatinsk und von dessen hochmütigem und grobem Auftreten.]

Ich war mit den anderen Beamten beim Gouverneur zu Mittag geladen. Seine Frau kannte ich noch aus Petersburg. Sie empfing mich sehr freundlich und bot mir Platz an ihrer Seite an.

Bei der Tafel schlug der Gouverneur einen ganz anderen Ton an und gab sich wie ein gewöhnlicher Sterblicher. Er schien guter Laune, erkundigte sich bei mir nach meinen Verwandten und ließ unter anderm die Bemerkung fallen, daß er von meinen Beziehungen zu Dostojewskij wohl unterrichtet sei. Ich beschloß, seine gute Laune auszunützen und ihn für Dostojewskij zu gewinnen. Dostojewskij hatte kurz vorher ein Gedicht auf den Tod des Kaisers Nikolaus I. geschrieben; wir wollten das Gedicht durch General Hasford der Kaiserin-Witwe schicken. Das Gedicht fing, wenn ich nicht irre, folgendermaßen an:

Wie Abendröte lüßt am Himmel,
So schied dein herrlicher Gemahl! . .

Auf meine in höchst ehrerbietiger Form vorgetragene Bitte antwortete Hasford mit einem energischen Nein und sagte: „Für einen gewesenen Feind der Regierung werde ich mich niemals verwenden. Wenn man aber in Petersburg von selbst auf ihn kommt, werde ich keine Hindernisse in den Weg legen.“

Das Gedicht erreichte aber trotzdem die Kaiserin, und zwar auf folgende Weise. Ich schrieb einigemal meinem Vater und meinen einflußreichen Verwandten und bat sie, eine Möglichkeit ausfindig zu machen, das Gedicht an die Kaiserin gelangen zu lassen. Meine Bemühungen wurden schließlich von Erfolg gekrönt: Prinz Peter Georgijewitsch von Oldenburg übernahm es, das Gedicht an die Adresse zu übergeben. Der Prinz war passionierter Musiker und schlechter Komponist; um jene Zeit verkehrte er viel mit dem bekannten Pianisten Adolf Henselt, welcher seine Kompositionen zu korrigieren hatte. Dieser Henselt war aber seit langen Jahren Musiklehrer in unserer Familie. Meine Verwandten wandten sich nun an ihn, und er erfüllte gern unsere Bitte. Das Gedicht erreichte auch wirklich die Kaiserin; dies wurde mir später von einem hohen Beamten bestätigt. Dostojewskij schrieb noch ein anderes Gedicht: „Auf die Thronbesteigung Alexanders II.“ Dieses Gedicht habe ich später persönlich dem General Eduard Iwanowitsch Tottleben in Petersburg übergeben.

Dostojewskij war damals von seiner Krankheit schrecklich geschwächt; oft fürchtete er für seinen Verstand. Er sah sein Lebensziel in seiner literarischen Tätigkeit. Solange er aber in der Verbannung war, durfte er seine Werke nicht veröffentlichen; in seiner Verzweiflung bat er mich, seine Arbeiten unter meinem Namen erscheinen zu lassen. Ich ging auf diesen für mich so schmeichelhaften Vorschlag selbstverständlich nicht ein. Die Literatur war außerdem seine einzige Erwerbsquelle. Er sehnte sich um jene Zeit nach einem persönlichen Leben, er wollte sich verheiraten und hoffte in der Ehe „ein grenzenloses Glück“ zu finden. Seit vielen Jahren litt er die bitterste Not; wer weiß: hätte Dostojewskij nicht jenen Schritt unternommen,

den ihm seine strengen Kritiker so sehr übel genommen haben, so wäre vielleicht einer der größten russischen Schriftsteller, der Stolz Rußlands, in der Wildnis Sibiriens zugrunde gegangen.

Der geplante Feldzug kam nicht zustande. Der Generalgouverneur reiste ab, und unsere Semipalatinsker Gesellschaft versank wieder in ihren Schlaf. Nach den angestrengten Exerzierübungen vor dem Generalgouverneur durften die Soldaten etwas ausruhen, und so hatte auch Fjodor Michailowitsch mehr freie Zeit. Wir ließen uns wieder in unserm „Rasakowschen Garten“ nieder und wieder verging ein Tag wie der andere. Aus Kusnezsk kamen die unerfreulichsten Nachrichten; Dostojewskij ging nicht mehr zu den Wahrsagerinnen, langweilte sich, war immer schlechter Laune und hatte keine Lust zum Arbeiten. Er wußte gar nicht, wie er die Zeit totschlagen sollte. Da fiel ihm eine gewisse Marina O., die Tochter eines verschickten Polen, ein. Als er noch bei den Issajews verkehrte, hatte er sich auf Wunsch der Maria Dmitrijewna des Mädchens angenommen und ihr Unterricht erteilt. Nun begab er sich zu ihrem Vater, und dieser erklärte sich schließlich bereit, das Mädchen täglich nach dem Rasakowschen Garten zum Unterricht zu schicken. Marina war schon siebzehn Jahre alt und hatte sich zu einem blühenden, hübschen Geschöpf entwickelt. Sie brachte Leben in unser Haus, benahm sich sehr ungezwungen, lachte und tollte und kokettierte mit ihrem Lehrer.

Ich war um jene Zeit von einer Liebesgeschichte in Anspruch genommen und suchte Ablenkung auf weiten Reisen. Ich war zwei Monate von Semipalatinsk abwesend und legte in dieser Zeit mehr als zweitausend Werst zurück.

Dostojewskij saß indessen allein in der Sommerfrische, fing Grillen, unterrichtete Marina, arbeitete, doch nicht zu fleißig und unterhielt einen lebhaften Briefverkehr mit Maria Dmitrijewna; seine Briefe an sie waren dicke Hefte.

Als ich vor meiner Abreise sah, mit welchem Eifer sich Dostojewskij mit dem Mädchen, das offenbar in seinen Lehrer verliebt war, abgab, begann ich zu hoffen, daß die Beziehungen

zu Marina ihn von seiner verderblichen Leidenschaft zu Maria Dmitrijewna ablenken würden. Als ich aber von meiner Reise zurückkehrte, erfuhr ich von einer wahren Tragödie.

Als ich Marina nach meiner Rückkehr wieder sah, war ich über ihr Aussehen entsetzt: sie war finster, abgemagert und heruntergekommen. Auch Dostojewskij sagte mir, daß er diese Veränderung bemerkt habe, daß es ihm aber trotz der größten Mühe nicht gelungen sei, die Ursache dieser Veränderung zu erfahren. Nun begannen wir beide das Mädchen auszufragen, und schließlich beichtete sie uns folgende Geschichte:

Der Sohn des Bürgermeisters von Semipalatinsk, ein achtzehnjähriger Junge, hatte schon früher sein Auge auf das schöne Mädchen geworfen; durch Vermittlung meiner Haushälterin gelang es ihm, das Mädchen zu erobern; der Schurke gab sich mit ihr eine Zeitlang ab und ließ sie schließlich sitzen. Das war aber noch nicht das Traurigste. Der Kutscher des Bürgermeisterssohns, ein alter, schmutziger Kirgise, wußte von diesen Beziehungen: er hatte das Mädchen im Auftrage seines Herrn oft abgeholt und zum Stellbischen gefahren. Bei einer solchen Fahrt drohte er ihr, die Sache dem Vater und der Stiefmutter zu hinterbringen, wenn sie ihm nicht zu Willen sein würde. Die eingeschüchterte und charakterlose Marina gab sich ihm hin. Der Kutscher verfolgte sie nun auf Schritt und Tritt und beutete sie, wie er nur konnte, aus; sie haßte und fürchtete ihn und flehte uns an, sie aus den Klauen dieses Schurken zu erretten.

Die Sache schrie zum Himmel. Ich machte von meiner Amtsgewalt Gebrauch und ließ den Kirgisen aus Semipalatinsk ausweisen.

Ein Jahr später mußte Marina gegen ihren Willen einen ihr vom Vater bestimmten alten, ungebildeten Kosakenfährnich heiraten. Marina haßte ihren Mann und kokettierte nach wie vor mit jedem, der ihr in den Weg kam. Der Alte quälte sie mit seiner Eifersucht.

Später, als Dostojewskij schon verheiratet war, bot diese Marina oft den Grund zu Eifersuchtszenen und Streitigkeiten zwischen ihm und Maria Dmitrijewna; Marina fuhr fort,

mit ihm zu kokettieren, worüber sich Maria Dmitrijewna, die damals schon todkrank war, entsetzlich aufregte.

[Im Frühjahr 1855 verließ Wrangel für immer Semipalatinsk.]

Aus Barnaul nach Semipalatinsk zurückgekehrt, fand ich Dostojewskij noch mehr heruntergekommen, abgemagert und in schrecklich gedrückter Stimmung. In meiner Gesellschaft wurde er etwas heiterer, verlor aber gleich wieder den Mut, als ich ihm mitteilte, daß ich Semipalatinsk für immer verlassen müsse.

Die letzten Tage vor meiner Abreise vergingen sehr schnell. Ende Dezember war ich reisefertig. Dostojewskij war den ganzen Tag bei mir und half mir packen; wir waren beide sehr traurig. Unwillkürlich fragte ich mich, ob ich ihn noch einmal wiedersehen würde.

Nach meiner Abreise schrieb er mir in einer Reihe rührender, freundschaftlicher Briefe, daß er unter der Einsamkeit entsetzlich leide. Im Briefe vom 21. Dezember schreibt er mir: „Ich will mit Ihnen wie früher, wie damals in Semipalatinsk, als Sie mir alles . . . Freund und Bruder waren, als wir unsere Herzenssorgen miteinander teilten, sprechen . . .“

Die Trennung fiel mir sehr schwer. Ich war jung, gesund und von rosigen Hoffnungen erfüllt. Und er, dieser von Gott gezeichnete große Dichter, verlor seinen einzigen Freund und mußte als gemeiner Soldat krank, verlassen und einsam in Sibirien zurückbleiben.

Der Tag meiner Abreise brach an. Als es dämmerte, trug Adam mein Gepäck aus dem Zimmer; Dostojewskij und ich umarmten und küßten uns und gaben uns das Wort, nie einander zu vergessen. Wie bei unserer ersten Zusammenkunft traten uns Tränen in die Augen. Ich setzte mich in den Wagen, umarmte zum letztenmal meinen armen Freund, die Pferde zogen an, und die Troika sauste dahin. Noch einmal blickte ich zurück: in der Abenddämmerung war die traurige Gestalt Dostojewskijs kaum mehr zu erkennen.

Im Februar kam ich nach Petersburg. Und nun entwickelte sich zwischen uns ein ununterbrochener Briefwechsel. Sein

Schicksal war noch nicht ganz geklärt. Ich wußte, daß bei der Krönung ein Amnestieerlaß erscheinen sollte; inwiefern aber die Amnestie den an der Petraschewskij-Affäre Beteiligten zugute kommen sollte, wußte noch niemand. Selbst die höchsten Polizeibeamten konnten mir darüber keine Auskunft geben. Diese Ungewißheit regte Dostojewskij furchtbar auf. Seine Ungeduld wuchs von Stunde zu Stunde. Er wollte nicht einsehen, daß ich, ein kleiner sibirischer Gerichtsbeamter, unmöglich Einfluß auf den Gang der Ereignisse haben konnte, und daß es auch meinen einflußreichen Verwandten unmöglich war, seine Sache irgendwie zu beschleunigen. Ich wollte meine Verwandten nicht zu sehr belästigen, um die ganze Sache nicht zu verderben. Das konnte Dostojewskij in seiner nervösen Aufregung nicht begreifen. Ich tat alles, was ich nur konnte; am meisten verwendete sich aber Graf Totleben für ihn.

Den Grafen Eduard Iwanowitsch Totleben kannte ich noch aus meiner Lyzeumszeit; ich hatte ihn oft im Hause meines Großonkels Manderstjerna, des damaligen Kommandanten der Peter-Pauls-Festung, getroffen. Er hatte zur gleichen Zeit mit Dostojewskij die Ingenieurschule besucht, und sein Bruder Adolf war mit Dostojewskij sogar befreundet gewesen. Gleich nach meiner Ankunft in Petersburg suchte ich Totleben auf, erzählte ihm von der unerträglichen Lage Dostojewskijs und bat ihn um seinen Beistand. Ich besuchte auch seinen Bruder Adolf. Beide zeigten warme Teilnahme für Dostojewskij und versprachen mir, alles für ihn zu tun.

Der Name Totlebens war damals nicht nur in Rußland, sondern auch in ganz Europa in jedermanns Munde¹⁾. Als Mensch war er außerordentlich sympathisch. Die großen Ehren, mit denen er überschüttet wurde, hatten seinen Charakter in keiner Weise verändert. Er war noch derselbe freundliche, gutmütige und humane Mensch, als den ich ihn noch vor dem Kriege kannte. Durch seine Verwendung beim Fürsten Orlow und den anderen Petersburger Machthabern erreichte er sehr viel für Dostojewskij.

¹⁾ Totleben leitete im belagerten Sebastopol sämtliche Ingenieurarbeiten.

Dostojewskij schätzte Tottleben sehr hoch und war von seiner Teilnahme sehr gerührt. In seinem Briefe an mich vom 23. März 1856 schreibt er: „Er ist eine durch und durch ritterliche, erhabene und großmütige Natur. Sie können sich gar nicht vorstellen, mit welchem Entzücken ich alles verfolge, was so herrliche Menschen, wie es Sie und die Brüder Tottleben sind, für mich tun.“

Den größten Einfluß auf Dostojewskijs Schicksal hatte aber Prinz Peter von Oldenburg. Mich kannte er noch vom Lyzeum her: er war Protektor des Lyzeums und kam fast jeden Tag zu uns. Nun mußte ich mich wieder an Adolf Henselt wenden. Ich übergab dem Prinzen durch seine Vermittlung ein neues Gedicht, das Dostojewskij auf die Krönung geschrieben hatte. Dieses Gedicht erwähnt er in seinem Briefe an mich vom 23. Mai 1856:

„Es wäre, glaube ich, ungeschickt, inoffiziell um die Erlaubnis, meine Werke veröffentlichen zu dürfen, nachzusuchen und nicht zugleich ein Gedicht dem Gesuch beizulegen. Lesen Sie das beifolgende Gedicht, schreiben Sie es um und versuchen Sie, es auf irgendwelche Weise an den Monarchen gelangen zu lassen.“

Ich tat alles, was ich nur konnte. Der Prinz übergab das Gedicht der Kaiserin Maria Alexandrowna; ob es auch dem Kaiser in die Hände kam, weiß ich nicht.

Gleichzeitig teilte mir Dostojewskij mit, daß er mir einen Artikel „Briefe über die Kunst“ zuschicken wolle, damit ich ihn der Präsidentin der Akademie, der Großfürstin Maria Nikolajewna übergebe: „Ich will um Genehmigung nachsuchen, ihr diesen Aufsatz zu widmen, und ihn dann ohne Namensunterschrift erscheinen lassen. Mein Aufsatz ist die Frucht zehnjähriger Gedankenarbeit. Ich habe ihn bis ins kleinste Detail noch in Omsk durchgedacht. Es wird viel Originelles und Leidenschaftliches darin stehen, doch für die Ausführung will ich nicht garantieren. Wahrscheinlich werden viele in verschiedenen Punkten nicht mit mir einverstanden sein. Doch ich glaube an meine Ideen, und das genügt mir. Ich will Apollon Maikow bitten, den Aufsatz zuvor zu lesen.

Der Aufsatz handelt eigentlich von der Bedeutung des Christentums für die Kunst.“

Diesen Aufsatz habe ich nie erhalten.

Im gleichen Brief schreibt er von einem anderen Aufsatz, den er noch in der Zeit unseres Zusammenlebens begonnen hatte: „Ich habe Ihnen schon von meinem Aufsatz ‚Über Rußland‘ erzählt. Es ist ein rein politisches Pamphlet daraus geworden. Ich möchte aber aus diesem Aufsatze auch nicht ein einziges Wort streichen. Man wird mir kaum erlauben, die literarische Tätigkeit mit einem Pamphlet, wie patriotisch sein Inhalt auch sein mag, zu beginnen. Der Aufsatz war aber gut, und ich war mit ihm zufrieden. Er interessierte mich außerordentlich. Ich habe aber die Arbeit aufgegeben. Und wenn ich keine Genehmigung bekomme, ihn zu veröffentlichen, warum soll dann meine ganze Mühe umsonst sein?“

Auch diesen Aufsatz habe ich nie erhalten.

Alle Gedanken Dostojewskijs waren damals nur auf das eine Ziel gerichtet: ob man ihm im Falle der Begnadigung erlauben würde, seine Werke zu veröffentlichen. Nicht nur seine Leidenschaft für literarische Betätigung, sondern auch seine große Not zwangen ihn, sich in einem fort um die Aufmerksamkeit der höchsten Kreise zu bewerben. Dostojewskij brauchte damals viel Geld, besaß aber keinen Heller. Er hatte zahllose Schulden und nur die eine Hoffnung, daß ihm die vielen Erzählungen und Romane, die in seinem Kopfe in ewigem Wechsel entstanden, etwas einbringen würden.

Im Januar 1860 bekam Dostojewskij schließlich die Erlaubnis, sich in Petersburg niederzulassen. Da das Petersburger Klima für den Gesundheitszustand seiner Frau schädlich war, ließ er sie in Moskau zurück und kam allein nach Petersburg.

Er bezog eine Wohnung in der Gorochowaja-Straße. Wir sahen uns sehr oft, doch immer nur flüchtig, denn wir beide waren in den Strudel des Petersburger Lebens geraten. Außerdem war ich in jener Zeit verlobt und verbrachte meine ganze freie Zeit bei meiner Braut, während Dostojewskij Tag und Nacht arbeitete. Dafür waren unsere kurzen

Begegnungen voll von liebevollen Erinnerungen an die Vergangenheit.

Bei einer unserer Zusammentünfte kam die Rede auf den bevorstehenden Adelstag zu Petersburg. Ich hatte die Absicht, eine Rede „über die von Kaiserin Katharina II. dem russischen Adel verliehenen Freiheiten und Rechte“ zu halten. Dostojewskij entwarf mir im Nu eine glänzende Rede; bei der Versammlung beherrschte ich mich aber und hielt diese Rede nicht¹⁾).

Einmal wohnte ich einer öffentlichen Vorlesung Dostojewskijs bei. Er las den „Revisor“ von Gogol. Ich kannte schon von früher Dostojewskijs meisterhafte Vortragskunst. Der Saal war überfüllt. Dostojewskijs Erscheinen und Vortrag wurden von dröhnendem Beifall begleitet. Ich war aber an diesem Abend von seinem Vortrag nicht befriedigt; ich sah, daß er nicht in der richtigen Stimmung war: seine Stimme klang matt und stellenweise kaum hörbar. Nach der Vorlesung suchte er mich unter dem Publikum auf und bestätigte mir, daß er nicht in der richtigen Stimmung gewesen sei; die Veranstalter des Abends hätten ihn bestürmt, die Vorlesung nicht aufzugeben, er hatte aber nie die Kraft, zu jemand nein zu sagen. Wenn ich nicht irre, war es sein erster Vortrag nach seiner Rückkehr aus der Verbannung.

Als ich im Jahre 1865 von meinem Sommerurlaub nach Kopenhagen zurückkehrte, fand ich einen verzweifelden Brief Dostojewskijs aus Wiesbaden vor. Er schrieb, daß er dort sein ganzes Geld verspielt habe und sich in verzweifelter Lage befinde: er habe keinen Heller mehr, während ihn die Gläubiger von allen Seiten bedrängten. Diese Leidenschaft Dostojewskijs für das Spiel war mir etwas Überraschendes. In Sibirien, wo das Kartenspiel so sehr verbreitet ist, hatte er nie eine Karte angerührt. Wahrscheinlich verlangten seine leidenschaftliche Natur und seine zerrütteten Nerven nach den starken Gemütsbewegungen, die er im Hasardspiele fand.

¹⁾ Bei dieser Versammlung wurden einige freiheitliche Reden gehalten, für die die Redner später bestraft wurden.

Nun mußte ich meinem alten Freund aus der Klemme helfen; ich schickte ihm Geld, obwohl ich damals selbst nicht viel hatte. Gleichzeitig schrieb ich ihm, er möchte unbedingt zu mir nach Kopenhagen kommen.

Er kam auch wirklich am 1. Oktober nach Kopenhagen und blieb eine Woche bei mir. Er gefiel meiner Frau außerordentlich und gab sich viel mit meinen beiden Kindern ab. Ich fand ihn abgemagert und gealtert. Das Wiedersehen machte uns beiden große Freude; wir frischten selbstverständlich alte Erinnerungen auf, gedachten des „Kasakowschen Gartens“, unserer Liebesaffären usw. Wir sprachen viel von seiner inzwischen verstorbenen ersten Gattin Maria Dmitrijewna und von der schönen Marina, auf die Dostojewskijs Frau so furchtbar eifersüchtig gewesen war.

Bei diesem intimen Gespräch kamen wir unwillkürlich auf sein Familienleben und das seltsame, mir auch heute noch unbegreifliche Verhältnis zwischen den Ehegatten zu sprechen. In einem seiner früheren Briefe schrieb er mir: „Wir waren beide durchaus unglücklich, konnten aber nicht aufhören, einander zu lieben; je unglücklicher wir waren, um so mehr hingen wir aneinander.“ Bei der Zusammenkunft in Kopenhagen bestätigte er mir diesen Satz aufs neue. Ich hatte nie geglaubt, daß Dostojewskij in dieser Ehe sein Glück finden würde. Alle Qualen, die ganze schwere Last, die er sich durch diese Verbindung aufgeladen hatte, nahmen ihm für lange Zeit seine Seelenruhe . . . In Semipalatinsk hatte ich oft versucht, ihm die krankhafte Liebe zu Maria Dmitrijewna auszureden; er wollte aber auf nichts hören. Maria Dmitrijewna war für ihn von einer strahlenden Gloriole umgeben.

Unter anderm äußerte er seine Ansichten über die Frauen im allgemeinen und gab mir entsprechende Ratschläge. Als die Rede auf unsere sibirischen Bekannten kam, erwähnte ich eine leichtsinnige und hinterlistige Semipalatinsker Dame; Dostojewskij sagte im Anschluß daran folgendes zu mir: „Wir sollen einer von uns geliebten Frau für alle Tage und Stunden des Glücks, die sie uns gegeben, ewig dankbar sein.

Wir dürfen von ihr nicht verlangen, daß sie ihr Leben lang nur an uns denkt; das ist häßlicher Egoismus, den man in sich niederringen muß.“

Wie gesagt, sah Dostojewskij bei seinem Besuch in Kopenhagen sehr schlecht aus; noch früher hatte er in seinen Briefen über sein Befinden geklagt: „Außer der Fallsucht martert mich noch ein heftiges Fieber, jede Nacht habe ich Schüttelfrost und Fieber und nehme von Tag zu Tag ab.“

Auch ein vollkommen gesunder Mensch hätte das unruhige Leben, das Dostojewskij damals führte, nicht ertragen können! In ewiger Geldnot, nicht nur um seine eigene Familie, sondern auch um die seines Bruders Michail in Sorge, von Gläubigern verfolgt, unter ständiger Angst, ins Gefängnis gesperrt zu werden, hatte er Tag und Nacht keine Ruhe; am Tage rannte er von einer Redaktion zur anderen und nachts schrieb er „auf Bestellung, unter Stockhieben“, wie er sich ausdrückte, seine Werke. Das alles mußte natürlich einen schädlichen Einfluß auf seine Gesundheit wie auch auf seinen Charakter haben.

Er erzählte mir unter anderm von einem seiner Erlebnisse, aus dem man ersehen kann, wie nervös und reizbar er zuweilen war. In Paris war ihm eingefallen, einen Abstecher nach Rom zu machen. Zu diesem Zweck mußte er zuvor seinen Paß beim Päpstlichen Nuntius in Paris visieren lassen. Dostojewskij war zweimal beim Nuntius, fand ihn aber beide Male nicht vor. Als er zum dritten Male kam, empfing ihn ein junger Abbate und sagte ihm, er möchte noch eine Weile warten, da Monsignore augenblicklich frühstücke und erst seinen Kaffee trinken wolle. Dostojewskij sprang wie verrückt auf und schrie: „Dites à votre Monseigneur, que je crache dans son café — qu'il me signe immédiatement mon passeport, ou je me précipiterai chez lui avec scandale!“ Der junge Abbate riß vor Erstaunen die Augen auf. Er stürzte ins Arbeitszimmer seines Chefs, kam mit einem anderen Abbate zurück und ersuchte unsern Fjodor Michailowitsch, sich sofort aus dem Staube zu machen, den Paß aber durch den Portier seines Hotels besorgen zu lassen.

„Ja, ich war eben zu hitzig!“ schloß Dostojewskij mit einem verlegenen Lächeln seine Erzählung¹⁾). Seine Reizbarkeit hielt aber offenbar noch lange an; denn in einem seiner späteren Briefe schreibt er: „Ich bin entsetzlich nervös und reizbar geworden, mein Charakter wird von Tag zu Tag schlechter, ich weiß gar nicht, womit das enden soll.“

¹⁾ Dostojewskij hat diese Episode später in seiner Erzählung „Der Spieler“ verwertet.

Aus den Erinnerungen von Sophie Kowalewskaja¹⁾ 1866

Anjuta war von ihrem ersten literarischen Erfolg so be-
rauscht, daß sie sich sofort an eine zweite Erzählung machte.
Der Held dieser Erzählung war ein junger Mann, der fern
von seiner Familie in einem Kloster von seinem Onkel, einem
Mönch, erzogen wurde. Dostojewskij fand diese Erzählung
besser und reifer als die erste. Der Held der Erzählung, mit
Namen Michail, hatte einige Ähnlichkeit mit dem Aljoscha
aus den „Karamasows“. Als ich diesen Roman einige Jahre
später las, fiel mir diese Ähnlichkeit sofort auf; ich sagte es
Dostojewskij, mit dem ich damals recht oft zusammentam.

„Mir scheint, Sie haben recht!“ sagte Dostojewskij, in-
dem er sich mit der Hand vor die Stirne schlug. „Ich gebe
Ihnen aber mein Ehrenwort, daß ich an diesen Michail gar
nicht dachte, als ich meinen Aljoscha schuf. — Vielleicht schwebte
er mir aber unbewußt vor. . .“ fügte er nach einer Pause
hinzu.

Als diese zweite Erzählung im Druck erscheinen sollte,
kam die Katastrophe: ein Brief Dostojewskijs fiel unserm
Vater in die Hände, und es gab einen großen Krach.

Raum waren wir vom Lande nach Petersburg zurück-
gekehrt, als Anjuta an Dostojewskij schrieb, er möchte uns
besuchen. Er kam auch wirklich am festgesetzten Tage. Ich
kann mich noch erinnern, mit welcher fieberhaften Ungeduld
wir auf sein Kommen warteten, wie wir schon eine Stunde

¹⁾ Sophie Kowalewskaja, die berühmte Mathematikerin, erzählt von den
Beziehungen Dostojewskijs zu ihrer älteren Schwester Anna Korwin-Kru-
towskaja, die ihm hinter dem Rücken ihrer Eltern ihren ersten literarischen
Versuch zugesandt hatte. Später lernte sie ihn, nicht ohne Widerspruch seitens
der Eltern, persönlich kennen. Sophie Kowalewskaja, die um jene Zeit noch
fast ein Kind war, verliebte sich in Dostojewskij. Diese Episode fällt in das
Jahr 1866.

vor seinem Erscheinen bei jedem Glockenzeichen an der Haustüre aufführen. Dieser erste Besuch Dostojewskijs war aber völlig mißlungen.

Unser Vater hatte ein großes Vorurteil gegen alle Literaten. Er erlaubte zwar meiner Schwester, Dostojewskij kennen zu lernen, doch nicht ohne geheime Angst. Als wir in die Stadt zurückkehrten (er blieb noch auf dem Lande), sagte er zu unserer Mutter beim Abschiede:

„Bedenke doch, Lisa, wie groß die Verantwortung ist, die du auf dich nimmst. Dostojewskij gehört nicht unseren Kreisen an. Was wissen wir überhaupt von ihm? Nur daß er Journalist und gewesener Zuchthäusler ist. Eine nette Empfehlung! Man muß sehr vorsichtig mit ihm sein.“

Der Vater schärfte der Mutter noch besonders ein, daß sie Anjuta mit Dostojewskij keinen Augenblick allein lassen solle. Ich bat um Erlaubnis, dieser Begegnung beiwohnen zu dürfen. Unsere beiden alten deutschen Tanten kamen jeden Augenblick unter irgendeinem Vorwand ins Zimmer und beobachteten den Gast wie ein seltenes Tier; schließlich setzten sie sich beide aufs Sofa und blieben sitzen, bis Dostojewskij ging.

Anjuta war empört, daß ihre erste Begegnung mit Dostojewskij, auf die sie so große Hoffnungen gesetzt hatte, unter so törichtten Umständen stattfand; sie machte ein böses Gesicht und schwieg. Auch Dostojewskij fühlte sich in Gesellschaft der alten Damen sehr ungemütlich. Man sah, wie sehr er sich ärgerte. An diesem Tage schien er krank und alt, wie immer, wenn er schlechter Laune war. Er zupfte nervös an seinem blonden Bärtchen, biß sich in den Schnurrbart und verzog krampfhaft das Gesicht.

Mama gab sich die größte Mühe, ein interessantes Gespräch in Fluß zu bringen. Mit dem freundlichsten konventionellen Lächeln auf den Lippen, doch offenbar in größter Verlegenheit, suchte sie ihm viel Angenehmes und Schmeichelhaftes zu sagen und geistreiche Fragen an ihn zu richten.

Dostojewskij antwortete einsilbig und unhöflich. Schließlich war Mama au bout des ses ressources und verstummte.

Dostojewskij saß eine halbe Stunde bei uns; dann nahm er seinen Hut, verbeugte sich eilig und ungeschickt vor uns allen, reichte aber niemand die Hand und ging.

Als er fort war, lief Anjuta in ihr Zimmer, warf sich aufs Bett und begann zu schluchzen. „Immer müssen sie mir alles verderben!“ wiederholte sie in einem fort.

Doch einige Tage später erschien Dostojewskij wieder; sein Besuch kam diesmal sehr gelegen, denn Mama und die Tanten waren ausgegangen, und nur meine Schwester und ich waren zu Hause. Er taute sofort auf. Er nahm Anjuta bei der Hand, setzte sich mit ihr auf den Diwan, und sofort entspann sich zwischen ihnen ein Gespräch wie zwischen zwei alten Freunden. Das Gespräch schleppte sich nicht wie bei seinem ersten Besuch mühselig von einem uninteressanten Thema zum anderen. Anjuta und Dostojewskij beeilten sich, einander möglichst viel zu sagen, überstürzten sich, scherzten und lachten.

Ich saß im gleichen Zimmer, nahm aber an ihrem Gespräch nicht teil; ich starrte unverwandt auf Dostojewskij und fing gierig jedes Wort aus seinem Munde auf. Diesmal erschien er mir ganz anders als bei seinem ersten Besuche — jung, einfach, klug und anziehend. „Ist er denn wirklich schon dreiundvierzig Jahre alt?“ dachte ich. „Ist er denn wirklich dreiundeinhalbmal so alt als ich und doppelt so alt als Anjuta! Er soll ein großer Dichter sein, und doch kann man mit ihm wie mit einem guten Kameraden sprechen!“ Und auf einmal erschien er mir so lieb und vertraut.

Drei Stunden verflogen im Nu. Plötzlich läutete es im Vorzimmer: Mama war aus der Stadt zurückgekehrt. Sie wußte nicht, daß Dostojewskij bei uns saß, und kam ins Zimmer im Hut und mit ihren Einkäufen beladen.

Als sie Dostojewskij in unserer Gesellschaft erblickte, war sie erstaunt und sogar erschrocken. „Was würde mein Mann dazu sagen!“ war wohl ihr erster Gedanke. Wir fielen ihr um den Hals, und als sie uns in so guter Laune sah, taute sie ebenfalls auf und lud Dostojewskij ein, zum Mittagessen bei uns zu bleiben.

Von diesem Tage an verkehrte er in unserem Hause wie ein guter Bekannter. Da unser Aufenthalt in Petersburg auf

eine nicht allzulange Zeit bemessen war, kam er häufig zu uns, drei- und viermal in der Woche.

Besonders angenehm war es, wenn er an solchen Abenden kam, wo wir sonst niemand zu Besuch hatten. An solchen Abenden war er ungemein lebhaft und interessant. Fjodor Michailowitsch liebte es nicht, an allgemeinen Gesprächen teilzunehmen; er sprach nur in Monologform und nur, wenn ihm alle Anwesenden sympathisch waren und mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörten. Wenn diese Bedingung erfüllt war, sprach er so schön, plastisch und überzeugend, wie kein anderer.

Manchmal erzählte er uns den Inhalt der von ihm geplanten Romane, manchmal Episoden und Szenen aus seinem eigenen Leben. Ich kann mich noch gut erinnern, wie er z. B. die Minuten schilderte, da er, zur Todesstrafe verurteilt, mit verbundenen Augen vor der Kompanie Soldaten stand und auf das Kommando „Feuer“ wartete, und statt dieses Kommandos Trommelwirbel erscholl, und die Kunde von der Begnadigung eintraf.

Dostojewskij war im Gespräche oft sehr realistisch und vergaß wohl ganz, daß ihm junge Mädchen zuhörten. Unsere Mutter geriet darob zuweilen in Entsetzen. So erzählte er uns einmal eine Szene aus einem von ihm in seiner Jugend geplanten Romane. Der Held ist ein Gutsbesitzer in mittleren Jahren, von guter und feiner Bildung; er war oft im Auslande, liest kluge Bücher und kauft sich Bilder und Stiche. In seiner Jugend hat er es recht toll getrieben, ist aber mit den Jahren gesekter geworden; nun hat er Frau und Kinder und genießt allgemeine Hochachtung. Eines Morgens erwacht er sehr früh; die Sonne blickt ins Schlafzimmer hinein; alles um ihn herum ist so sauber, nett und gemütlich. Sein ganzes Wesen ist von Wohlbehagen durchdrungen. Als echter Sybarit beeilt er sich gar nicht, zu erwachen, um diesen angenehmen Zustand eines beinahe vegetabilischen Wohlgefühles nicht zu zerstören. Auf der Grenze zwischen Schlaf und Wachen durchkostet er im Geiste eine Reihe angenehmer Eindrücke von seiner letzten Auslandsreise. Er denkt an den wunderbaren Reflex auf den

naekten Schultern der heiligen Cäcilie in irgendeiner Galerie. Auch einige schöne Stellen aus dem Werke „Von der Schönheit und Harmonie des Weltalls“ kommen ihm in den Sinn. Doch mitten in diesen angenehmen Träumen und Erlebnissen spürt er plötzlich ein eigentümliches Unbehagen, etwas wie einen innerlichen Schmerz oder eine geheime Unruhe. Ähnliches empfindet ein Mensch, der eine alte Schußwunde hat, in der das Geschoß noch steckt: noch eben fühlte er sich recht behaglich, und plötzlich beginnt die alte Wunde zu schmerzen. Nun beginnt unser Gutsbesitzer nachzudenken, was das wohl zu bedeuten habe? Nichts tut ihm weh, er weiß von keinem Kummer, und doch ist ihm ganz elend zumute. Er glaubt sich auf irgend etwas besinnen zu müssen; er strengt sein Gedächtnis an . . . Und plötzlich fällt es ihm wirklich ein, und er empfindet es so lebhaft, so greifbar und mit solchem Ekel in seinem ganzen Wesen, als ob es erst gestern und nicht vor zwanzig Jahren gewesen wäre. Und doch hat es ihn während dieser zwanzig Jahre kein einziges Mal beunruhigt.

Es fällt ihm ein, wie er einmal nach einer durchzechten Nacht, von betrunkenen Freunden aufgehebt, ein zehnjähriges Mädchen vergewaltigt hat.

Als Dostojewskij diese Worte sprach, schlug meine Mutter die Hände über dem Kopf zusammen und rief mit entsetzter Stimme: „Fjodor Michailowitsch! Haben Sie doch Erbarmen! Die Kinder hören ja zu!“

Ich verstand damals gar nicht, was Dostojewskij sagte, doch aus dem Entsetzen der Mutter schloß ich, daß es etwas Furchterliches sein müsse.

Mama und Dostojewskij wurden übrigens später gute Freunde. Mama gewann ihn sehr lieb, obwohl sie vieles von ihm auszustehen hatte.

Vor unserer Abreise beschloß Mama, einen Abschiedsabend zu veranstalten und alle unsere Bekannten einzuladen. Selbstverständlich lud sie auch Dostojewskij ein. Anfangs weigerte er sich, zu kommen, doch leider gelang es Mama, ihn schließlich zu überreden.

Der Abend war ungewöhnlich langweilig. Die Gäste hatten nicht das geringste Interesse füreinander. Doch als wohl-erzogene Menschen, für die solche langweilige Abende einen notwendigen Bestandteil ihres Lebens ausmachen, ertrugen sie die Langeweile stoisch.

Man kann sich lebhaft vorstellen, wie sich der arme Dostojewskij in dieser Gesellschaft fühlte! Durch sein Wesen und seine Erscheinung stach er furchtbar von den anderen ab. Seine Selbstaufopferung war so weit gegangen, daß er einen Frack angelegt hatte; über diesen Frack, der sehr schlecht saß und in dem er sich unbehaglich fühlte, ärgerte er sich den ganzen Abend. Gleich als er in den Salon trat, begann er sich schon zu ärgern. Wie alle Nervösen war er in Gesellschaft von Unbekannten sehr verlegen. Und diesem Ärger wollte er offenbar bei der ersten besten Gelegenheit Luft machen.

Meine Mutter beeilte sich, ihn den Gästen vorzustellen; statt einer Begrüßung murmelte er jedem etwas Unverständliches vor und kehrte ihm dann sofort den Rücken. Das ärgste aber war, daß er gleich im vorhinein Anjuta für sich in Beschlag nahm. Er zog sich mit ihr in eine Salondecke zurück, mit der unverkennbaren Absicht, sie während des ganzen Abends nicht wieder loszulassen. Das widersprach natürlich allen Anstandsgesetzen; auch benahm er sich ihr gegenüber durchaus nicht salonmäßig: er hielt sie bei der Hand und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Anjuta wurde sehr verlegen, und Mama ärgerte sich zu Tode. Anfangs versuchte sie, ihm in delikater Form zu verstehen zu geben, wie unpassend sein Benehmen sei. Sie kam wie zufällig an den beiden vorbei und rief meine Schwester zu sich heran, um sie mit irgendeinem Auftrag ins andere Zimmer zu schicken. Anjuta wollte aufstehen, doch Dostojewskij hielt sie sehr kaltblütig zurück und sagte: „Nein, warten Sie, Anna Wassiljewna, ich bin noch nicht fertig.“

Hier riß aber meiner Mutter die Geduld.

„Entschuldigen Sie, Fjodor Michailowitsch, sie muß sich als die älteste Tochter des Hauses auch um die andern Gäste kümmern,“ sagte sie indigniert, indem sie meine Schwester mit sich fortführte.

Dostojewskij war wütend; er blieb schweigend in seinem Winkel sitzen und warf nach allen Seiten haßerfüllte Blicke.

Unter den Gästen war einer, der ihm vom ersten Augenblick an außerordentlich mißfiel. Es war ein entfernter Verwandter von uns, ein junger Deutscher, Offizier in einem der Garderegimenter.

Die schöne, große, selbstzufriedene Erscheinung des Offiziers erregte seinen Haß. Der junge Mann saß in malerischer Pose in einem bequemen Sessel und stellte seine schlanken, mit enganliegenden Hosen bekleideten Beine zur Schau. Er beugte sich leicht zu meiner Schwester hinüber und erzählte ihr offenbar etwas Amüsantes. Anjuta, die sich nach dem Auftritt zwischen Dostojewskij und der Mutter noch nicht recht erholt hatte, läuschte ihm mit einem etwas stereotypen Lächeln, mit dem „Lächeln eines milden Engels“, wie es unsere englische Gouvernante spöttisch nannte.

Als Dostojewskij das Paar erblickte, entstand in seinem Kopfe sofort ein wahrer Roman: Anjuta haßt und verachtet den Deutschen, diesen selbstzufriedenen Gecken, doch die Eltern wollen sie mit ihm verkuppeln. Der ganze Abend ist selbstverständlich nur zu diesem Zwecke arrangiert!

Dostojewskij glaubte sofort an diese Hypothese und geriet in Wut.

In jener Wintersaison sprach man viel über das von einem englischen Geistlichen verfaßte Buch: „Parallele zwischen Protestantismus und Orthodoxie“. In unserer russisch-deutschen Gesellschaft interessierte man sich sehr für das Buch, und die Unterhaltung wurde sofort lebhafter, als man dieses Thema berührte. Mama, die selbst Protestantin war, bemerkte, daß der Protestantismus gegenüber der Orthodoxie schon den einen Vorzug habe, daß die Protestanten mit der Bibel besser vertraut seien.

„Ist denn die Bibel für die Salondamen geschrieben?“ fuhr plötzlich Dostojewskij auf, der bis dahin hartnäckig geschwiegen hatte. „In der Bibel heißt es unter anderem: ‚Und Gott schuf sie, einen Mann und ein Weib.‘ Und dann heißt es wieder:

„Darum wird ein Weib seinen Vater und Mutter verlassen und an seinem Manne hängen.“ So faßte Christus die Ehe auf! Was können dazu unsere Mütter sagen, die nur daran denken, wie sie ihre Töchter am vorteilhaftesten los werden?“

Dostojewskij sprach diese Worte mit einem ungewöhnlichen Pathos. Der Effekt war kolossal. Alle unsere wohlerzogenen Deutschen verstummten und rissen die Augen auf. Erst nach einigen Augenblicken begriffen sie, wie unpassend die Worte Dostojewskijs gewesen waren, und begannen alle zugleich zu sprechen, um den unangenehmen Eindruck zu ver Wischen.

Dostojewskij warf allen noch einen haßerfüllten Blick zu, verkroch sich dann wieder in seinen Winkel und sprach bis zum Schluß des Abends kein Wort mehr.

Als er am nächsten Tage wieder zu uns kam, versuchte Mama, ihm durch einen kühlen Empfang zu verstehen zu geben, daß sie sich verletzt fühle. Bei ihrer großen Gutmütigkeit war sie aber nicht imstande, einem Menschen lange zu zürnen, und so wurden sie bald wieder gute Freunde.

Dagegen hatten sich die Beziehungen zwischen Dostojewskij und Anjuta seit jenem Abend vollständig verändert. Er hörte mit einem Male auf, ihr zu imponieren; es wandelte sie vielmehr oft die Lust an, ihm zu widersprechen und ihn zu necken. Er zeigte seinerseits im Verkehr mit ihr eine große Nervosität und Intoleranz; er verlangte von ihr jedesmal Rechenschaft darüber, wie sie den Tag verbracht hatte, an dem er nicht bei uns gewesen war, und zeigte dabei eine große Gehässigkeit allen Leuten gegenüber, die ihr irgendwie gefielen. Er besuchte uns aber nicht weniger oft, vielleicht sogar öfter als früher und blieb jedesmal länger sitzen, obwohl er sich fast die ganze Zeit mit meiner Schwester zankte.

Beim Beginn dieser Bekanntschaft schlug Anjuta manche Einladung und manche Vergnügung aus, wenn sich für den betreffenden Tag Dostojewskij angemeldet hatte. Auch das wurde ganz anders. Wenn er an einem Abend zu uns kam, an dem wir andern Besuch hatten, fuhr Anjuta ruhig fort, die anderen Gäste zu unterhalten. Und wenn sie für einen solchen Abend anderswo eingeladen war, schrieb sie ihm ab.

Am nächsten Tage ist Dostojewskij stets schlechter Laune. Anjuta tut so, als ob sie es nicht merke, und nimmt irgendeine Handarbeit vor.

Dostojewskij gerät in noch größere Wut; er setzt sich in eine Ecke und schweigt. Meine Schwester schweigt gleichfalls.

„Hören Sie doch auf zu nähen!“ sagt schließlich Dostojewskij und nimmt ihr die Handarbeit weg.

Meine Schwester kreuzt die Arme auf der Brust und sagt kein Wort.

„Wo waren Sie gestern abend?“ fragt Dostojewskij böse. — „Auf einem Ball,“ entgegnet meine Schwester gleichgültig. — „Haben Sie auch getanzt?“ — „Natürlich.“ — „Mit Ihrem Cousin?“ — „Mit ihm und auch mit anderen.“ — „Und das macht Ihnen Spaß?“ fährt Dostojewskij in seinem Verhör fort. Anjuta zuckt die Achseln. „In Ermangelung eines Bessern macht es mir Spaß,“ antwortet sie und beginnt wieder zu nähen.

Dostojewskij blickt sie einige Minuten schweigend an.

„Sie sind ein hohles, dummes Geschöpf!“ erklärt er plötzlich.

Ihre Gespräche wurden meistens in einem solchen Tone geführt. Am erbittertsten stritten sie, wenn die Rede auf den Nihilismus kam. Die Debatten über dieses Thema dauerten oft bis spät in die Nacht hinein; ein jeder von ihnen äußerte dabei viel extremere Ansichten, als er wirklich hatte.

„Die ganze Jugend von heute ist dumm und ungebildet!“ pflegte Dostojewskij zu sagen. „Ein paar Bauernstiefel sind ihr mehr wert als der ganze Puschkin!“

„Puschkin ist in der Tat veraltet,“ entgegnete meine Schwester ruhig. Sie wußte, daß ihn nichts so sehr aus der Fassung bringen konnte, wie eine unehrerbietige Äußerung über Puschkin.

Dostojewskij sprang manchmal wütend auf, griff nach seinem Hut und ging mit der feierlichen Erklärung, daß er mit einer Nihilistin nichts mehr zu tun haben wolle, und daß er nie mehr über unsere Schwelle treten werde. Am nächsten Abend kam er aber wieder, als ob nichts vorgefallen wäre.

Je gespannter das Verhältnis zwischen Dostojewskij und meiner Schwester wurde, um so mehr befreundete ich mich mit

ihm. Mit jedem neuen Tag war ich von ihm mehr entzückt und seinem Einfluß untertan. Er merkte natürlich, wie ich ihn vergötterte, und das war ihm offenbar angenehm. Er sagte immer zu meiner Schwester, sie solle sich an mir ein Beispiel nehmen.

Wenn Dostojewskij irgendeinen tiefsinnigen Gedanken oder ein geniales Paradoxon äußerte, fiel es meiner Schwester manchmal ein, sich so zu stellen, als ob sie ihn nicht begreife; ich war ganz begeistert, während sie, um ihn zu necken, irgend etwas Abgeschmacktes zur Antwort gab.

„Sie sind eine schlechte, unbedeutende Natur!“ schrie Dostojewskij in solchen Fällen auf. „Wie anders ist doch Ihre Schwester! Sie ist noch ein Kind, versteht mich aber ganz wunderbar! Sie ist eben eine feine, empfindsame Seele!“

Ich wurde vor Vergnügen über und über rot; ich hätte mich wohl gerne in Stücke schneiden lassen, um ihm zu beweisen, wie gut ich ihn verstand. In der Tiefe meiner Seele war ich über diese Veränderung im Verhältnis Dostojewskijs zu meiner Schwester wohl zufrieden; doch ich schämte mich dieses Gefühles. Ich warf mir Verrat an meiner Schwester vor und bemühte mich, meine geheime Sünde durch Freundlichkeit gegen sie gutzumachen. Doch trotz aller Gewissensbisse freute ich mich jedesmal, wenn zwischen Dostojewskij und Anjuta ein neuer Streit entstand. Er nannte mich seine Freundin, und ich glaubte in meiner Einfalt, daß ich ihm wirklich näherstünde als meine Schwester und ihn besser als sie begreife. Selbst mein Äußeres rühmte er zuungunsten Anjutas.

[Schließlich machte Dostojewskij der älteren Schwester einen Heiratsantrag, der jedoch nicht angenommen wurde.]

Dostojewskij kam noch einmal zu uns, um Abschied zu nehmen. Er blieb nur kurze Zeit bei uns, benahm sich aber Anjuta gegenüber einfach und freundschaftlich; sie versprachen, einander zu schreiben. Er verabschiedete sich von mir sehr zärtlich. Er küßte mich sogar, ahnte wohl aber gar nicht, was für Gefühle er in mir geweckt hatte.

Nach etwa sechs Monaten schrieb Dostojewskij meiner Schwester, er habe ein wunderbares Mädchen kennen und

lieben gelernt, das ihm gern die Hand zur Ehe reichen wolle. Dieses Mädchen, Anna Grigorjewna Snitkina, wurde später seine zweite Gattin. „Mein Ehrenwort: hätte es mir jemand noch vor einem halben Jahre vorausgesagt, so hätte ich es nicht geglaubt!“ bemerkt Dostojewskij naiv am Schlusse dieses Briefes.

Dostojewskij im Urteile einiger Zeitgenossen

I. K. P. Pobjedonoszew an J. S. Aljakow¹⁾, den 30. Januar 1881

Mein lieber Freund Iwan Ssergejewitsch! Als du mir schriebst, daß es dir so schwer ums Herz sei, wußtest du noch nichts vom Ableben Dostojewskijs. Ich stehe aber an seiner Bahre, und es ist mir doppelt so schwer. Ich habe diesen Menschen gut gekannt. Ich hatte für ihn die Samstagabende reserviert, und er kam oft zu mir, um mit mir unter vier Augen zu sprechen. Auch für seinen „Sossima²⁾“ habe ich ihm viele Aufgaben gemacht; wir haben oft und intim miteinander gesprochen. Die Zeit, wo er den „Graschdanin“ leitete, hat uns einander nahe gebracht. Er tat mir in seiner verzweifelten Lage leid und ich arbeitete mit ihm einen ganzen Sommer zusammen; bei dieser Gelegenheit wurden wir Freunde. In diesen Zeiten war er für unsere Sache der gegebene Mann. Nun kann ihn niemand ersetzen, denn er stand ganz für sich allein da . . .

II. J. S. Aljakow an K. P. Pobjedonoszew.
Moskau, im Februar 1881

Der Tod Dostojewskijs ist eine wahre Strafe Gottes. Man fühlt erst jetzt, welche Bedeutung er als Lehrer der Jugend gehabt hat. Selbst die, die ihn persönlich nicht kannten, müssen es einsehen. Die erhabensten sittlichen Ideale, die mancher Jüngling unbewußt in seiner Seele trug, fanden in ihm eine Stütze. Denn „erniedrigt und beleidigt“ ist eigentlich nur das religiöse und moralische Gefühl der russischen Intelligenz . . .

¹⁾ Pobjedonoszew, der berühmte Oberprokurator des Heiligen Synods, hatte einen großen Einfluß auf die konservative Richtung in der russischen Politik der Jahre 1881—1904. Sein Briefwechsel mit dem Epigonen des Slawophilentums Iwan Aljakow ist für den Standpunkt der beiden sehr bezeichnend: sie sahen in Dostojewskij ihren Genossen im Rampen gegen die Reformen und den revolutionären Geist der achtziger Jahre.

²⁾ In den „Brüdern Karamasow“.

III. Turgenjew über Dostojewskij

Brief an Slutschewskij vom 26. Dezember 1861: „Meinen Basarow, oder richtiger meine Absichten haben nur zwei Menschen verstanden: Dostojewskij und Bottin.“

Brief an Dostojewskij vom 26. Dezember 1861: „Ich lese mit großem Genuß Ihre ‚Aufzeichnungen aus dem Totenhause‘. Die Schilderung des Bades ist eines Dante würdig; in vielen Gestalten (z. B. in Petrow) sind viele richtige psychologische Feinheiten. Ich freue mich aufrichtig über den Erfolg Ihrer Zeitschrift und wiederhole, daß ich ihr immer gern helfen werde.“

Brief an Polonskij vom 24. April 1871: „Man hat mir erzählt, daß Dostojewskij mich in seinem Romane¹⁾ verewigt hat; mich rührt es wenig, soll er nur sein Vergnügen haben . . .“ Turgenjew erzählt weiter von seinem Zusammenstoß mit Dostojewskij in Baden-Baden²⁾ und wiederholt, daß er Dostojewskij für verrückt halte.

Brief an Frau Miljutina vom 3. Dezember 1872: „Meine liebe Maria Aggejewna, ich danke Ihnen von Herzen für die freundschaftlichen Gefühle, von denen Ihr letzter Brief diktiert ist. Über Dostojewskijs Handlung war ich nicht im geringsten erstaunt; er begann mich zu hassen, als wir noch beide jung waren und unsere literarische Tätigkeit begannen, obwohl ich diesen Haß durch nichts hervorgerufen habe. Doch grundlose Leidenschaften sind, wie es heißt, die stärksten und anhaltendsten. Dostojewskij hat sich etwas Schlimmeres als eine Parodie erlaubt: er hat mich in der Maske Karmasinows als einen geheimen Parteigänger Netschajews dargestellt. Es ist merkwürdig, daß er für diese Parodie die einzige Novelle gewählt hat, die ich in der einst von ihm herausgegebenen Zeitschrift veröffentlicht habe, eine Erzählung, für die er mich in seinen Briefen mit Dank und Lob überschüttet hat. Ich habe seine Briefe noch. Es wäre ja recht amüsant, sie jetzt zu ver-

¹⁾ Als Karmasinow in den „Dämonen“.

²⁾ Siehe den Brief Dostojewskijs an Maitow vom 16. August 1867.

öffentlichen. Er weiß aber, daß ich es nie tun werde. Es tut mir leid, daß er sein zweifellos großes Talent zur Befriedigung so häßlicher Gefühle verwendet; offenbar schätzt er sein Talent selbst nicht hoch ein, wenn er es zu einem Pamphlet erniedrigt.“

Brief an Ssaltykow vom 25. November 1875: „Das Thema des Romans von Goncourt ist recht gewagt: wie er selbst sagt, ist das Buch die Frucht einer genauen wissenschaftlichen Erforschung des Lebens von Prostituierten. Jedenfalls ist es doch etwas ganz anderes als Dostojewskijs ‚Jüngling‘. Im letzten Heft der ‚Vaterländischen Annalen‘ habe ich in dies Chaos hineingeschaut: mein Gott, was ist es für ein versauertes Zeug mit Spitalgestank; ein unnützes und unverständliches Gestrammel und psychologisches Herumstochern! . .“

Brief an Ssaltykow vom 24. September 1882: „Ich las auch den Aufsatz Michailowskijs über Dostojewskij. Er hat den Grundzug von Dostojewskijs Schaffen richtig erraten. Auch in der französischen Literatur gab es eine ähnliche Erscheinung, nämlich den berühmten Marquis de Sade. Dieser schildert in seinem Werke ‚Tourments et Supplices‘ die Wollust, die in der Zufügung raffinierter Qualen liegt. Auch Dostojewskij verbreitet sich in einem seiner Romane über die gleichen Wonnen . . . Und wenn man bedenkt, daß alle russischen Bischöfe für diesen Marquis de Sade Seelenmessen gelesen und sogar Predigten über seine große Liebe zu allen Menschen gehalten haben! Wahrlich, wir leben in einer merkwürdigen Zeit.“

IV. Leo Tolstoi über Dostojewskij

Aus den Briefen Tolstois an N. Strachow.

Den 26. September 1880: „Neulich war ich krank und las Dostojewskijs ‚Aufzeichnungen aus dem Totenhause‘. Ich habe vieles gelesen und vieles vergessen, doch kenne ich in der ganzen neueren Literatur, Puschkin mitinbegriffen, kein besseres Buch. Nicht der Ton, sondern der Standpunkt ist darin so merkwürdig: es ist ein so aufrichtiger, natürlicher und christlicher Standpunkt. Ein gutes, belehrendes Buch. Ich habe

gestern, als ich es las, solchen Genuß gehabt wie seit langem nicht. Wenn Sie Dostojewskij sehen, sagen Sie ihm, daß ich ihn liebe.“

A n f a n g 1881: „Ich wollte, ich hätte die Fähigkeit, alles zu sagen, was ich über Dostojewskij denke! Als Sie Ihre Gedanken niederschrieben, haben Sie zum Teil auch die meinigen ausgesprochen. Ich habe diesen Menschen niemals gesehen, habe auch keinerlei direkte Beziehungen zu ihm gehabt; doch als er starb, begriff ich plötzlich, daß er mir der teuerste, liebste und notwendigste Mensch gewesen war. Es ist mir auch nie in den Sinn gekommen, mich mit ihm zu vergleichen. Alles, was er geschaffen hat (ich meine nur das Gute und Echte), war so, daß, je mehr er davon schuf, ich immer mehr Freude daran hatte. Kunst und Geist können in mir Neid erwecken; doch ein Werk des Herzens — nur Freude. Ich habe ihn immer für meinen Freund gehalten und aufs Bestimmteste damit gerechnet, ihn einmal zu sehen. Und plötzlich lese ich, daß er tot ist. Mir ist, als ob ich eine Stütze verloren hätte. Anfangs war ich ganz bestürzt, und als ich später begriff, wie teuer er mir gewesen, begann ich zu weinen; ich weine auch jetzt noch. Erst einige Tage vor seinem Tode las ich mit Rührung und Freude seine „Erniedrigten und Beleidigten“.

Register

„Abraſierter Badenbart“ (Erzählung)
 32, 33, 34
 Alſatow 217, 297
 Alſatow, Brief an 221
 Alſchewſkaja, Frau, Brief an 193
 Annetowa, Frau, Brief an 70
 „Arme Leute“ 14, 17, 23, 28, 29, 33,
 39, 96, 237—239
 „Atheismus“ (nicht geſchriebener
 Roman) 138, 139, 142, 149, 161
 Baden-Baden, Spielbank in 104 bis
 106
 Balzac 4, 235, 236
 Berlin 102
 Bernadſkij, Illuſtrator 35
 Bibel 43, 202, 205, 292
 Bjelinskij 22, 23, 26, 28, 32, 107, 131,
 137, 144, 188, 189, 190, 236, 239
 Blagonrawow, Arzt, Brief an 223
 „Briefe über Kunſt“ 86, 280
 Byron 11
 Chateaubriand 8, 19
 Chmyrowa, Frau, Nichte, Briefe an
 111, 123, 133, 139, 147, 153, 168,
 172, 175
 Chriſtus 11, 62, 107, 125, 138, 153,
 190, 191, 205, 216, 270
 Corneille 11
 „Dämonen“ 160, 162, 163, 170, 174,
 182, 183, 185, 186, 298
 Danilewſkij 137, 151, 152
 Dekabriſten 50
 Deutſchland und Deutſche 103, 105,
 108, 150, 180, 184
 Deutſche Schule 184

Deutſch 56, 261
 Dickens 125, 220, 253
 Dobroľjubow 187
 Don Quixote 125
 „Doppelgänger“ 22, 25, 29, 31, 38
 Doſtojewſkij, Fjodor, Neffe 38, 119,
 122
 Doſtojewſkij, Michail, Vater 5, 8
 Doſtojewſkij, Michail, Vater, Briefe
 an 1
 Doſtojewſkij, Michail, Bruder 37, 46,
 131, 233, 243, 247, 257, 284
 Doſtojewſkij, Michail, Bruder, Briefe
 an 2, 4, 8, 13, 15, 19, 21, 25, 28,
 30, 32, 33, 34, 36, 39, 42, 44, 46,
 87, 90
 Doſtojewſkaja, Anna, 2. Gattin 101,
 105, 112, 118, 120, 126, 134, 155,
 158, 170, 296
 Doſtojewſkaja, Emilie, Schwägerin
 18, 38, 110, 127, 151
 Doſtojewſkaja, Ljuba, Tochter 168
 Doſtojewſkaja, Maria, 1. Gattin 76,
 95, 260, 267—273, 278, 283
 Doſtojewſkaja, Sſonja, früh verſtor-
 bene Tochter 129, 130, 134
 Dresden 102, 156
 Dresden, Briefe aus 153, 158, 160,
 161, 162, 165, 168, 171, 172, 175,
 181, 183, 185, 187, 189
 Durow 46, 48, 49, 50, 71, 72, 243,
 249, 251, 254, 266
 Ems, Brief aus 196
 Epileptiſche Anfälle 54, 99, 101, 112,
 115, 123, 135, 140, 145, 156, 160,
 175, 178, 186, 199, 237, 253, 258,
 266, 267, 284

„Erniebrite und Beleidigte“ 92, 300
„Ewiger Gatte“ 161

Festung, Briefe aus der 39, 42, 44, 46
Florenz 140, 154

Florenz, Briefe aus 136, 139, 144,
147, 152

Fonwisin, Frau, Brief an 60

Frankreich und Franzosen 94, 103,
112, 123, 180, 184, 189

Französisch 123, 133

Frauen, Studierende 195, 199

Gedichte, patriotische 85, 274, 275,
280

Genf 112, 114, 115, 121, 126, 128

Genf, Briefe aus 100, 111, 115, 117,
119, 123, 127, 128

Gerassimowa, Frä., Brief an 198

Goethe 4, 220

Gogol 17, 19, 28, 29, 88, 191, 220,
240, 264

Gontscharow 32, 90, 106, 160, 178,
194, 220

Granowskij 162, 190, 216

Grigorjew 59, 137, 144, 191, 256

Grigorowitsch 23, 33

Grigorowitsch, Erinnerungen 233 bis
241

„Gut Stepantschikowo“ 91, 264

Hegel 57, 265

„Held, Der kleine“ 60

Henselt, Adolf 275, 280

Herzen 32, 107, 164, 187

Homer 11

Hoffmann, E. T. A. 4, 234

Hugo, Victor 4, 8, 11, 125, 188, 193,
245, 264

„Ibiot“ 119, 124, 126, 128, 134, 141,
145, 146, 149, 170, 173

Iffajew, Paul (Pascha), Stieffohn
94, 110, 119, 122, 151, 181, 266
Iffajew, Pascha, Stieffohn, Briefe an
117, 127

Iffajewa, Maria, spätere Gattin,
Brief an 64

Iwanow R. J. 54, 58, 71

Iwanowa, Frau O. J. 58, 71, 257

Iwanowa, Wjera, Schwester, Briefe
an 119, 168

Jastrschembstkij 48, 49, 50, 59

„Jüngling“ 299

Kant 57

„Karamasow, Brüder“ 216, 218, 222,
224, 286

Kaschpirew, Verleger 136, 158, 166

Katow 86, 87, 98, 101, 104, 147,
151, 159, 218

Kelssiew 116

Kindererziehung 204—206

Kommune 189, 190

Konstantinowa, Frau, Brief an 93

Kopenhagen, Besuch in 283

Kowalewskaja, Sophie, Erinne-
rungen 286—296

Krajewskij 23, 32, 35

Krejtowskij 59, 93

Krieg 179

Krieg, Deutsch-Französischer 112,
175, 179, 180, 184, 185

„Lebensbeschreibung eines großen
Sünders“ 163, 166, 171

Maitow, Apollon 118, 257, 280

Maitow, Apollon, Briefe an 73, 100,
115, 128, 130, 131, 136, 158,
160, 165, 183, 185

Maitow, Valerian 33, 35

Mailand 121, 135

Mailand, Briefe aus 131, 133
 Martjanow, Aufzeichnungen
 251—256
 Miljutow, Erinnerungen 242—250
 Miljutow, Brief an 97
 Moskau, Brief aus 97
 Mutter, Brief an eine 203

Nekrassow 22, 35, 236
 „Netotschka Neswanowa“ 38
 Nihilismus 99, 107, 138, 166, 168,
 210, 212, 294

Oldenburg, Prinz von 275, 280
 Omsk 54
 Omsk, Briefe aus 46, 60
 „Onkels Traum“ 77, 91, 264
 Osmidow, Briefe an 201, 219
 Ostrowskij 59, 77

Paris 93, 112
 Paris, Brief aus 93
 Peter der Große 103, 207
 Petraschewskij 59, 243, 266
 Pissarew 187
 Pissemskij 59, 78, 89, 92
 Pleßtschew 46, 243, 266
 Pobedonoszews Brief an Alfa-
 tw 297
 Prag 156
 „Prochartschin, Herr“ 33, 39, 239
 Puschkín, Alexander 11, 17, 19, 28,
 88, 97, 165, 187, 188, 191, 220,
 245, 264, 294
 Puschkínrede 216

Racine 11
 „Raskolnikow“ 87, 88, 98, 148, 160,
 193
 Rom, Brief aus 95
 „Roman in neun Briefen“ 26

RouletteSpiel 93, 96, 104—106, 282

Sand, George 25, 78
 Schiblowskij 5, 7, 9, 10
 Schiller 10, 11, 220
 Schillerübersetzung 13, 27
 Schulden 3, 14, 16, 21, 101, 105,
 119, 128, 137, 144, 168, 169, 173,
 181, 281, 284
 Semipalatinsk, Leben in 257—280
 Semipalatinsk, Briefe aus 64, 70,
 73, 79, 85, 87, 90
 Shakespeare 15, 19, 88, 220
 Slawophilentum 75, 108, 132, 137,
 153, 187, 197, 209, 223
 Sozialismus 114, 189, 213, 245
 Speschnjow 50, 59
 „Spieler“ 96, 285
 Ssolowjow, Wladimir 214
 Ssolowjow, Wsewolod, Brief an 196
 Stadenichneider, Frau, Briefe an
 91, 216
 Staraja Russa, Briefe aus 216, 219,
 221
 Stellowskij, Verleger 99
 Sterne 20
 Studenten, Moskauer, Brief an die
 207
 Strachow 132, 136, 137, 151
 Strachow, Briefe an 95, 144, 152,
 161, 162, 171, 181, 187, 189
 „Subostal“, Wschblatt 23, 26
 Sue Eugène 21

„Tagebuch eines Schriftstellers“ 113,
 143, 193, 194, 197, 216, 221
 Tjuttschew 78, 193
 Tobolsk, Aufenthalt zu 50, 258
 Todesurteil, Verkündigung des 46,
 248, 289
 Tolstoj, Leo 77, 144, 145, 165, 178,
 192, 220
 Tolstoj, über Dostojewskij 299—300

„Totenhaus, Aufzeichnungen aus
dem“ 73, 97, 255, 270, 274, 298,
299

Totleben, General 279

Totleben, General, Brief an 79

Turgenejew 26, 28, 45, 77, 90, 106
bis 109, 146, 150, 160, 171, 172,
178, 192, 217, 218, 220

Turgenejew über Dostojewskij 298
bis 299

Venedig 156

Vervey, Brief aus 130

Voltaire 197

Walter Scott 20, 220

Wien 156

„Wirtin“ 39, 239

Wrangel, Baron 64, 67, 72

Wrangel, Baron, Briefe an 85

Wrangel, Baron, Erinnerungen 257
bis 285

Zensur 16, 33

Zuchthaus, Leben im 51—54, 57, 81,
251—256

F. M. Dostojewskis sämtliche Werke

unter Mitarbeiterschaft v. Dmitri Merschfowski u. a.
deutsch herausgegeben von Moeller van den Bruck.

Unsere Gesamtausgabe
der Werke Dostojewskis ist in zwei Abteilungen eingeteilt.

Die erste Abteilung enthält die fünf großen Romane:

- Bd. 1 und 2 Rodion Rastolnikoff
- Bd. 3 und 4 Der Idiot
- Bd. 5 und 6 Die Dämonen
- Bd. 7 und 8 Jugend (erscheint 1914)
- Bd. 9 und 10 Die Brüder Karamasoff

(Bd. 9 und 10 auch als Dünndruckausgabe in einem Bande,
Leber 10.— Mark, flexibles Leinen 12.— Mark.)

Die zweite Abteilung enthält Briefwechsel, kritische
Schriften, Tagebuch, Jugendromane, Jugendnovellen, Erinne-
rungen, die kleineren Romane der späteren Zeit und die letzten
Novellen:

- Bd. 11 Briefwechsel und Erinnerungen.
- Bd. 12 Literarische Schriften.
- Bd. 13 Politische Schriften.
- Bd. 14 Arme Leute — Der Doppelgänger.
- Bd. 15 Helle Nächte. Novellen.
- Bd. 16 Das Gut Stepantschikowo.
- Bd. 17 Onkelchens Traum und andere Humoresken.
- Bd. 18 Aus einem Totenhaus.
- Bd. 19 Die Erniedrigten und Beleidigten. Roman.
- Bd. 20 Aus dem Dunkel der Großstadt. Novellen.
- Bd. 21 Der Spieler — Der ewige Gatte. Zwei Romane.
- Bd. 22 Ein kleiner Held. Novellen.

Jeder Band kostet geheftet 3 Mark, in Leinen (Ent-
wurf Paul Renner) 4 Mark, in Halbleder 7 Mark.

Illustrierte Dostojewski-Bände

Der Doppelgänger

Mit sechzig Bildern von Alfred Rubin

Einmalige Auflage in achthundert nummerierten Exemplaren, geheftet 20 Mark, gebunden in Ganzleinenband von Paul Renner 24 Mark, Luxusausgabe: fünfzig Exemplare auf Japan gedruckt, vom Künstler signiert und in Ganzleder gebunden 50 Mark.

Im Anschluß an unsere Gesamtausgabe Dostojewskis wollen wir einige Werke des Dichters in illustrierten Ausgaben größeren Formats bringen. Dabei denken wir weniger an die umfangreichen Romane, als an die knapperen Werke, die doch den ganzen und echten Dostojewski enthalten. Welcher Künstler könnte da besser den Anfang machen, als Alfred Rubin? Ihm mußte besonders der Doppelgänger, diese Mischung von Realistik und Phantastik, von Shakespearischem Humor und modernster Psychologie, liegen.

Franz Servaes urteilt in der „Neuen Freien Presse“: . . . und nun tritt uns in dem genialisch veranlagten Deutschen Alfred Rubin auch ein geistig verwandter Illustrator für Dostojewski entgegen. Schon sein zeichnerischer Stil, der sich ganz auf Andeutungen beschränkt und manchmal absichtlich undeutlich und vieldeutig bleibt, kommt dem Wesen Dostojewskis dichterischer Optik günstig entgegen. Dazu kommt aber noch, daß Rubin selbst ein Mann von dichterischer Einbildungskraft ist, der auch das Unsichtbare noch herausspürt und das vorüberhuschende Symbol bei seinem Gespensterzipfel zu fassen weiß. Bei der Erzählung vom „Doppelgänger“, dieser zwischen Realistik, Phantastik und Psychiatrie seltsam schillernden und tief erregungsvollen Erfindung des vierundzwanzigjährigen Dostojewski, stieß unser Künstler auf einen Themenherd, der seine eigene Phantasie aufs stärkste in Bewegung setzte und ins Schweben brachte.



Hermann Bahr : Dmitri Mereſchkowski : Otto Julius Bierbaum

F. M. Dostojewski

Drei Essays — Mit vier Bildbeigaben. — Geh. 1 M. — Geb. 1.80 M.

Das Thema Dostojewski wird in dem hier angezeigten Buch von den drei Autoren jedesmal von anderer Seite behandelt. Hermann Bahr betont das allgemein Menschliche, das zugleich unser Allerpersönlichstes ist. Dabei vergleicht er Dostojewski mit Richard Wagner und Walt Whitman.

Mereſchkowski gibt eine kristallklare Analyse der Persönlichkeit des Dichters, die besonders dadurch interessant ist, daß viele Briefe und sonstige Dokumente der Darstellung im Wortlaut eingefügt wurden. So führt diese Arbeit uns ganz nahe an den Menschen Dostojewski heran.

Otto Julius Bierbaum endlich spricht vom Weltbild Dostojewskis im allgemeinen, das er in einer großartigen Parallele demjenigen Nietzsche gegenüberstellt.

In handlichen Einzelausgaben sind bis jetzt erschienen:

F. M. Dostojewski: Die Brüder Karamasoff

Dünndruckausgabe in einem Bände.

In Ganzleder gebunden 12.— Mark

In flexiblem Leinenband 10.— Mark

F. M. Dostojewski: Bei nassem Schnee

Einbandzeichnung von Alfred Rubin.

Preis 1 Mark

F. M. Dostojewski: Eine dumme Geschichte

Einbandzeichnung von Alfred Rubin.

Preis 1 Mark

R. Piper & Co. / Verlag / München

